DIE ILLUSIONEN DES DOKTOR FAUSTINO

von

D. J. Valera

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MINNESOTA

CLASS 864V23
BOOK J1

Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Zweiter Jahrgang. Band 8.

Die Illusionen des Doktor Faustino

von

Don Juan Valera.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Spanischen

von

Lili Lauser.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1885.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Vorwort.

Eine Art spanischen Faust, einen in ähnlicher Weise nationalen Typus, wie es Faust für die Deutschen ist, wollte Juan Valera in der Gestalt des Helden dieses Romans zeichnen. Jedenfalls erscheinen uns in dem fein und scharf ausgeführten Seelengemälde, das er vor uns entrollt, so viele Züge als allgemein gültig für das spanische Wesen in der Gegenwart, daß man den Faustino fast mit demselben Rechte den Roman des heutigen Spaniens nennen könnte, wie man schon den Faust das Trauerspiel der Deutschen genannt hat.

Statt ihn zu nützlichen, großen Thaten anzufeuern, belastet und erdrückt Faustino das Erbe des ruhmvollen Namens Mendoza, der allerdings auch sein einziges Erbe ist. Unlustig und zu stolz zu gemeiner Arbeit, wird er von den Erinnerungen einer glänzenden Vergangenheit wie von eisernen Klammern niedergehalten, während sein Geist in der Unendlichkeit verworrener Ideale schwärmt. So wird er in der Unentschlossenheit zum Handeln seinen Idealen selbst untreu und verletzt trotz seines guten Herzens die nächsten Pflichten gegen sich und die Seinigen, um schließlich ein Ende zu finden, das seinem Charakter vollkommen entspricht.

Der feinen Seelenmalerei, in welcher unser Dichter ein anerkannter Meister ist, geht zur Seite die getreue Schilderung spanischen Lebens in der Gegenwart. Juan Valera führt uns in die düstern Räume des alten Ahnenschlosses eines herab-

gekommenen Hidalgo, und fast möchten wir an die Wirklichkei
des Geisterspukes glauben, der darin hausen soll. In frischen
Gegensatze hierzu stehen die Bilder des geselligen Lebens in dei
höheren Ständen Andalusiens, der Sitten, Arbeiten und Fest
von Bürgern und Bauern, und des Verkehres in den üppigei
Salons von Madrid. Und damit alle Abstufungen des Lokal
tones vertreten seien, fehlt es auch nicht an einer Episode au
dem spanischen Räuberleben.

Möge sich der Doktor Faustino nun im deutschen Gewand
so viele Freunde erwerben, als er in seinem vaterländischen un
im französischen bereits gefunden hat!

Lili Lauser.

Erstes Kapitel.

Villabermeja ist ein Ort, der durch zwei Jahrhunderte an das Gebiet der Mauren grenzte.

Noch steht das Schloß oder die Festung, die dort der Herzog bewohnte, der Herr des Ortes. Die dunklen, dicken Mauern aus rohen Steinen, die hohen Zinnen, die spitzigen Türme, alles steht noch. Ein Bogen, durch dessen Gesimse ein Gang führt, verbindet das Schloß mit der Kirche, die viel moderner gehalten ist, als das Schloß selbst. Während man ununterbrochen gegen die Mauren von Granada kämpfte, betete man im Schlosse selbst oder auf freiem Felde. Ohne Zweifel war es nach der Eroberung Granadas, als zur Erbauung dieser Kirche geschritten wurde durch die Söhne des glorreichen heiligen Dominikus.

Während der Jahrhunderte langen absolutistischen Regierung kam diese Stätte kampfesmutiger Edelleute immer mehr herunter. Der Herzog ging zu Hofe und niemand hat ihn je im Orte wiedergesehen. Da man ihn weder geliebt noch gehaßt hatte, dachte auch niemand weiter an ihn. Der Verwalter des Herzogs war es, der die Ländereien verpachtete oder gegen Zinsen vergab.

Im Anfange dieses Jahrhunderts gab es in Villabermeja, abgesehen von dem abwesenden und unsichtbaren Herzog, kaum drei bis vier adelige Familien. Alle übrigen waren Plebejer, die der mutigen Vorfahren nicht mehr gedachten. Vor einigen dreißig Jahren, zu der Zeit, in welcher unsere Geschichte beginnt, hatten sich eben diese Adeligen entweder mit dem Volke vermengt, durch Armut dazu getrieben, oder sie waren, weiß Gott wohin ausgewandert, um ihr Glück zu suchen. Nur die Lopez von Mendoza waren geblieben, als erbliche Herren der Festung seit den Zeiten von Alamar el Nawarita und dem heiligen König Don Fernando.

446266

Das prachtvolle, altadelige Haus der dort ansässigen Lope von Mendoza stützt sich auf die Mauern des Schlosses selbst Die einfache und elegante Fassade, ein Werk des XVI. Jahr hunderts, ist aus Quadersteinen und das Thor sowohl als de Balkon in der Mitte des ersten Stockwerkes sind durch luftig Säulen aus weißem Marmor geschmückt. Den Balkon krön der reiche Schild und das Wappen der vornehmen Familie ebenfalls in weißem Marmor künstlerisch ausgeführt.

Das Haus ist verwahrlost und sein Aussehen gibt unver kennbar ein trauriges Zeugnis von der Armut seiner Inwohner In vielen Fenstern fehlen Scheiben; die altertümlichen Thüren die mit Bronze beschlagen waren, sind zum Teil verfallen; un Schlingpflanzen, welche in den Spalten, die durch das Her ausfallen einzelner Quadern entstanden sind, reichlich wuchern sprechen laut vom Verfall des einst so stolzen Baues. A manchen Stellen sind die Risse so tief und weit, daß sie de verschiedensten Tieren genügenden Raum zum Nisten bieten und so vermehren sich schmutzige Eidechsen, häßliche Fledermäus unter den wilden Feigenblättern und allerhand Unkraut. Di Schmarotzerpflanzen schlagen im Frühjahr so üppig aus, da die Fassade wie ein senkrechter Garten erscheint. Das Vorda ist so breit, daß es den Schwalben, die mit Vorliebe dort ihr Nester anbauen, genügenden Schutz und Raum bietet.

Ueber dem Hauptstockwerke befindet sich noch ein Stockwer aus Kornböden und Dachkammern bestehend; da es jedoch sei langer Zeit kein Korn für diese Speicher gab, so sind dieselbe nur von einigen traurigen Eulen und Ratten bewohnt, di kärgliche Nahrung finden.

Alle Häuser im Orte, selbst die ärmlichsten, werden drei bis viermal im Jahre geweißt und glänzen wie Schnee. Da Haus der Mendozas steht nun in scharfem Gegensatze zu den selben, mit seinem ernsten Aussehen, den von der Sonne ver brannten, vom Regen geschwärzten Mauern, die im Laufe de Zeit auch unter der Nachlässigkeit der Besitzer und der imme wechselnden, oft strengen Witterung gelitten.

Die Wohnung der Mendozas in einem Flügel des Schlosse ist in einer Sackgasse, während die weißen, lustigen Häuser de Plebejer in offenen Straßen oder am Platze gelegen sind, w ein Springbrunnen mit vier Röhren steht und einige Pappel Schatten geben und wo Männer, Frauen und Kinder hin un wieder gehen und Verkehr von Wagen, Karren und Pferde stattfindet.

Noch ist es nicht viele Jahre her, seit man unweit vo

Orte den neuen Friedhof angelegt hat, während man früher die Toten neben der Kirche in einem eingefriedigten Hof, gegenüber dem Hause der Mendozas, begrub.

In der Kirche selbst wurden nur Mönche und die Mendozas selbst begraben, welche hier in der Kirche eine unterirdische Gruft und eine sehr schöne Kapelle besaßen, mit prächtigem Altarblatt von vergoldetem Holz, bedeckt mit verschwenderisch reicher Bildhauerarbeit. In dem Verschlage hinter dem Altare dieser Kapelle befindet sich ein Jesus mit dem Kreuz auf den Schultern, in schwarzem, goldgesticktem Sammetgewand. Nach dem silbernen Heiligen, dem Schutzpatron des Ortes, ist dieses Jesusbild das beliebteste dort und auch als das wunderthätigste anerkannt. Die Kunst, mit welcher das Bildnis hergestellt wurde, macht dem mechanischen Sinn des Verfertigers Ehre, denn es hat stets den gewünschten Erfolg erzielt und erzielt ihn noch heute, zum mindesten bei den Frauen. Unser Heiland streckt, dank einer Schnur, an welcher der Sakristan zieht, den rechten Arm aus, indem er das Kreuz losläßt, und segnet, auf dem Balkon des Rathauses stehend, die auf dem Platze versammelte Menge der Andächtigen, wenn er ein- bis zweimal im Jahre in feierlicher Prozession ausgetragen wird.

Um auf das altadelige Haus der Mendozas zurückzukommen, so wird man leicht begreifen, wie düster dasselbe war in nächster Nähe des alten Kirchhofes und der alten Kirche, die ja auch so viele Gebeine bewahrte.

Die Familie der Mendozas selbst war auch dem Verfalle immer mehr entgegengegangen und nicht weniger traurig als ihr Wohnort.

Das Verhältnis dieser Familie und ihre Beziehungen zu den übrigen Vermejanern war sehr sonderbar. Seit die Dominikanermönche in den Ort gekommen und Macht gewonnen, waren die Mendozas die einzige Familie, welche, so zu sagen, um die weltliche Herrschaft mit ihnen kämpfte. In ungleichem Kampfe mußten sie schließlich unterliegen, obwohl sie bis dahin weltkundige Barone von natürlichen Anlagen und Mut gewesen.

Man mochte die Mendozas im Orte wohl leiden, da niemand sich erinnern konnte, daß sie jemals armen Leuten Schaden zugefügt. Niemand beneidete sie, weil sie arm und verschuldet waren. Demungeachtet erzählte man sich Dinge, die der Familie nicht zur Ehre gereichten.

Von einem Mendoza aus der Zeit der Mauren erzählte man sich eine skandalöse Liebesgeschichte mit einer gefangenen braunen Zauberin. Von einem andern, ebenso berühmten, der

in Indien gewesen, erzählte man, er habe eine Jüdin oder ein
peruanische Prinzessin (Coya in der Inkassprache) geheirate:
Für unsere Einwohner ist Jude oder Maure gleichbedeutend
insofern jemand nicht getauft ist, und so sagen sie von einem
der die Taufe noch nicht empfangen, er ist noch Jude oder Maur

Gewiß war für die Vermejaner, daß erstens die maurisch
Sklavin und zweitens die fragliche Jüdin in das Blut de
Mendozas den Stoff zur Gottlosigkeit gemengt hatten. Anderer
seits hatte die letztere ihrem Gemahl als Mitgift ein große
Vermögen zugebracht, mit welchem man das in Rede stehend
Adelshaus erbaut und viele Grundstücke angekauft hatte, d
später verloren oder verschuldet wurden.

Man versicherte, daß sie von jenseits des Meeres, aus de
barbarischen Palästen, die sie dort bewohnt, unzählige Perle
und Diamanten mitgebracht, die in einer Ecke des Hauses ve
steckt und eingemauert wurden, welche niemals von jeman
entdeckt werden konnte. Wenn manchmal jemand in der Näh
des Ortes plötzlich zu Reichtum kam, ohne daß man wußt
woher, vermutete man, daß derselbe einen Teil des Schatze
gefunden, indem er den Geist der indischen Prinzessin, welch
denselben bewachte, durch teuflische Künste getäuscht oder b
siegt hatte.

Man munkelte auch von einer nahezu täglichen Erscheinun
in den Bodenräumen des Hauses, dem Geiste eines berühmte
Mendoza, der während der großen Revolution in Frankrei
gewesen. Wegen seiner Gottlosigkeit, wegen verschiedener tragisch
und geheimnisvoller Kämpfe und wegen der Art, wie er d
letzten Jahre seines irdischen Daseins verbracht, wandelte
zur Strafe im weißen Mantel seines Ordens mit dem rote
Kreuz auf der Brust. Das Kreuz aber war nicht vollkomme
da er nicht würdig war, es im andern Leben zu tragen, vie
behaupteten sogar, es sei gar kein Kreuz, sondern das Bi
einer blutenden Kröte.

Die Liberalen im Orte meinten, all dies seien Schwätzereie
die die Mönche erfunden, um die Mendozas herunterzusetze
die sie seit den Zeiten Karls V., da einer von ihnen unter d
Aufrührern (comuneros) gekämpft hat, zu ihrer Partei zählte
Don Francisco Lopez de Mendoza, gestorben 1830, war in d
That ungemein liberal; er hatte damit eben nur, wie man ve
sicherte, das Beispiel seiner Vorfahren befolgt. Vom Jahre 18
bis zu seinem Tode wurde er hart bedrängt und verfolgt.

Andererseits wurde, wie zum Beispiel von dem Notar d
Ortes, versichert, daß die Lopez von Mendoza ein Geschlec

unbändiger Menschen seien, die dem Geiste ihrer Zeit durch mehr als drei Jahrhunderte stets zuwiderhandelten, und die überhaupt nur ihrer Stellung und ihrer Heldenthaten wegen geduldet waren. Sie alle, fast ausnahmslos, standen im Dienste des Königs, durchzogen die Welt im heroischen Stile, Abenteuer suchend, raubten, was ihnen unterkam, und kehrten nach längerer Zeit zurück in die Heimat und das Haus ihrer Ahnen mit vermehrtem Vermögen und mit einer legitimen Frau aus der Fremde. Obwohl sie innerlich Gegner des politischen Gedankens der damaligen Spanier waren, hatten sie demselben, bei ihrer Neigung für ein unruhiges Leben, doch glänzende Dienste geleistet; allein bei der ruhigen Verwaltung ihrer Güter haben sie niemals Erfolg zu verzeichnen gehabt, so daß, nachdem Spanien die alte Macht verloren hatte, und über kein Flandern, Indien und Italien mehr verfügte, wo sie ihr Erbteil wiedergewinnen oder vermehren konnten, auch die Mendozas immer mehr und mehr herunterkamen.

Nicht ohne Grund betrachteten selbst die Emporkömmlinge im Orte die Mendozas mit Zuneigung. Dank dem fruchtbaren Einfluß, welchen die moderne Civilisation, unsern endlosen Bürgerkriegen zum Trotz, über alles ausbreitet, hatte sich eine Art guter Sitte im Orte verbreitet, und nicht wenige Familien von Lasttiertreibern und Taglöhnern, die zu Geld gekommen waren und herrschaftliche Häuser erbaut hatten, fingen an, sich als Aristokraten zu fühlen, und erinnerten sich mit Stolz, daß sie von tapferen Heerführern abstammten, verfolgten mit Befriedigung in den Büchern der Pfarrkirche die Zahl ihrer Ahnen und erzählten gerne, daß ihre Vorfahren als Gefährten oder Waffenbrüder des ersten Lopez de Mendoza diese und jene Festung genommen, hier und dort die Mauren hart bedrängt und mit Hurrahgeschrei von ihrem Lande Besitz ergriffen hatten. Daher kam auch das Gefühl von Gleichberechtigung und Würde gegenüber den Mendozas, welchen sie zugleich mit Ergebenheit zugethan waren, da schon der erste Mendoza sie zu gemeinschaftlichem Ruhme geführt hatte.

Doña Anna, die Witwe Don Franciscos, wurde, trotzdem sie eine Fremde und sechzig Jahre alt war, mit großer Aufmerksamkeit behandelt. Trotz der großen Schwierigkeiten wußte diese verehrungswürdige Dame das herrschaftliche Ansehen ihres Hauses zu erhalten. Das Pferd, das ihr Gatte geritten, wurde im Stalle mit Sorgfalt gepflegt, bis es vor Altersschwäche starb.

Verschiedene Oelbilder der berühmtesten Lopez de Mendoza, einige in glänzender Rüstung, andere im Büffelfell, wieder

andere den Kommandeurstab in der Hand zum Zeichen ihr militärischen Würde, prangten im großen Saale und verliehe demselben verdientes Ansehen. Die alten Diener wurden nic entlassen. Selbst die Meute von Hunden wurde im Hause b lassen, die zur Rebhühner- und Kaninchenjagd abgerichtete Windhunde starben alle an Altersschwäche und viele gaben ei Beispiel großer Lebenszähigkeit.

In dieser Hundeangelegenheit, insbesondere den zur Ka ninchenjagd abgerichteten Hunden gegenüber, konnte man recht die Anhänglichkeit der Bermejaner an die Mendoza wahrnehmen. Diese Hunde sind diebisch und gefräßig, zuma wenn sie nicht genügend gefüttert werden. Die im Besitze d Mendozas befindlichen waren im ganzen Orte berühmt dur ihre Diebereien und unerwarteten Ueberfälle. Weder ei Fleischwurst noch eine Blutwurst, kein Stück Schinken no Fleisch, das sicher gewesen wäre. Und alle die Keckheiten dies Hunde wurden mehr belacht als mit Härte bestraft.

Trotz der Sympathien, die man ihr entgegenbrachte, wuß Doña Anna, obwohl sie außerordentlich höflich war, mit a geborenem Stolze sich jede Vertraulichkeit ferne zu halte Selten ging Doña Anna aus; sie empfing von Zeit zu Ze Besuche in aller Förmlichkeit und erwiderte dieselben mit au gesuchter Höflichkeit, zumeist aber blieb sie zu Hause und leb in größter Zurückgezogenheit; sie war wenig mitteilsam, menschenscheu.

Die andern Damen des Ortes rächten sich, indem sie b haupteten, Doña Anna sei eine Hexe im vornehmen Stile, d in ihren Gemächern Teufel und arme Seelen von erhaben Abstammung, wohl auch einige Familienmitglieder empfang wie die maurische Hexe und die peruanische Prinzessin, die Co genannt, mit welchen sie ihre Abende verbringe.

Zweites Kapitel.

Doña Anna war die Tochter eines berühmten Edelman in Ronda. Es genügt zu sagen, daß sie sich von Escalan nannte. Unter ihren glorreichen Vorfahren war auch der Gründ des Ritterordens, dessen glänzende Thaten und große Dien im Erbfolgekrieg bei Gibraltar und im Befreiungskriege d Familie Doña Annas zu danken sind.

Obwohl Doña Anna in einem so entlegenen Orte wie Ron

erzogen worden, war sie ungewöhnlich gebildet und zwar nicht nur vom spanischen Standpunkte allein, sondern vom Standpunkte der großen, allgemeinen Welt. Ein bescheidener französischer Priester, von den vielen, die während der Revolution ausgewandert sind, kam nach Ronda und wurde Doña Annas Lehrer und unterrichtete sie in seiner Sprache, in Geschichte, Litteratur und Geographie und machte aus ihr einen Ausbund von Gelehrsamkeit im Vergleiche zu dem gewöhnlichen Wissen spanischer Frauen.

All ihr Wissen sollte Doña Anna aber nicht den geringsten Nutzen bringen; denn als sie neunzehn Jahre zählte, entschloß sie sich, von ihrem Vater und von ihren Brüdern dazu gedrängt, weil dieselben sich ihrer zu entledigen wünschten, Herrn Don Francisco Lopez de Mendoza zu heiraten, der von nicht minder hohem Adel als die Escalantes war, dazu noch Majoratsherr, lebenslänglicher Befehlshaber der Festung Villabermeja, Kommandeur von Santiago und Mitglied der Ritterschaft von Ronda, wie Doña Annas Vater und ihre Brüder.

Doña Anna trug ihr Los mit Mut. Trotzdem sie Sevilla gesehen und längere Zeit in Cadiz und Malaga verlebt hatte, begrub sie sich lebendigen Leibes in Villabermeja, ohne die geringste Klage, ohne auch nur ein einziges Mal irgend jemand das Opfer, das sie brachte, empfinden zu lassen. Don Francisco war, wenn auch ritterlich, doch roh, unwissend und heftig. Doña Anna wußte ihn durch Geduld und Güte einigermaßen zu zähmen und zu civilisieren.

Die Langeweile, diese schreckliche und gefährliche Krankheit der Frauen, konnte sich nie Doña Annas bemächtigen; sie wußte ihre Zeit sehr verschiedenartig zu verwerten. Sie hatte Racine, Corneille, Boileau gelesen, fühlte sich jedoch von den geist- und gedankenreicheren spanischen Dichtern mehr angezogen. Stets war sie beschäftigt. Wenn sie nicht las, so stickte oder nähte sie oder ging ihrem Hauswesen nach, dessen Ordnung und Reinlichkeit ebenso groß war wie die Oede in demselben und das Alter der Möbel.

Seit dem Tode Don Franciscos hatte Doña Anna eine wichtigere Aufgabe zu erfüllen; die Erziehung ihres einzigen Sohnes.

So lange Don Francisco noch am Leben war, hatte man diese Erziehung nach drei verschiedenen Richtungen hin geleitet. Don Francisco unterrichtete seinen Jungen in der Kunst des Reitens, des Schießens und in vielen andern körperlichen Uebungen. Als Don Francisco starb, zählte sein Sohn zwar

erst zwölf Jahre; er war jedoch in den erwähnten Künste
schon sehr geübt.

Der Pächter und Verwalter des Hauses war ein alte
Diener, dem man, wegen der Hoheit, mit welcher er für alles
was seine Herrschaft betraf, unbedingten Respekt verlangte, de
Spitznamen Respeto gegeben hatte; aber der Sohn Respetos
den man nur, weil er sein Sohn war, einfach Respetilla nannte
war in diesen Dingen das gerade Gegenteil von seinem Vate
Dieser Respetilla, ungefähr sechs bis sieben Jahre älter als de
Majoratsherr Mendoza, war dessen Vertrauter, Knappe, Diene
Hofmeister, alles in einer Person. Mit ihm lernte der jung
Majoratsherr Don Faustino eine Unzahl der landesübliche
Spiele, den Fandango singen und die Guitarre spielen un
eine Menge lustiger Geschichtchen erzählen. Doña Anna unte
richtete ihren Sohn in der Geschichte, und derselbe interessiert
sich für die Griechen und Römer und träumte davon, ein Scipi
ein Miltiades oder ein Epaminondas zu werden, kurz ein Hel
wie er sie durch das Buch Rollins, das er in spanischer Uebe
setzung besaß, kennen gelernt.

Nach dem Tode Don Franciscos nahm Doña Anna ihre
Sohn unter ihre Zucht und wollte die Erziehung desselben nich
mit Respetilla teilen. Ohne Zweifel war es zu spät, um Do
Faustino dem Einflusse Respetillas ganz zu entziehen und He
und Sinn desselben von den Fehlern und Lastern zu befreie
die bei einem eingeborenen andalusischen Jüngling gang un
gäbe sind. Doña Anna mußte sich damit begnügen, dem an
dalusischen Herrn mit den gebräuchlichen Eigenschaften wenig
stens viel Wissen, und außerdem die Vorzüge des gebildete
Mannes und des vollendeten Kavaliers einzuimpfen.

Da Don Francisco, abgesehen von seinem Adelsstolz
sehr freisinnig war, und mit Ferdinand VII. immer schlech
gestanden war, wurde er wütend, wenn man davon sprach
den Jungen als Kadetten in ein Kollegium zu geben. Doñ
Anna folgte in diesem Punkte gern der Laune ihres süße
Gatten, weil sie ihren Sohn vergötterte und sich nicht vo
ihm trennen wollte und auch glaubte, daß er von seinem
Erbe werde leben können und niemand zu dienen brauch
Außerdem dachte sie, daß Scipio, Miltiades oder Epaminonda
niemals als Kadetten gedient und es nicht prosaisch, vo
Stufe zu Stufe emporsteigend, bis zum General gebrach
hatten, sondern daß sie Redner, Politiker, Soldaten und Ede
leute zugleich waren, die sich bald mit dem Schwerte um
gürteten, bald zur Feder griffen, einmal die Toga, da

andere Mal Helm und Panzer anlegten. So, dachte Doña Anna, sollte ihr Sohn werden, und da sie nur einen hatte, schätzte sie ihn doppelt hoch und hielt sich für eine zweite Cornelia.

Doña Anna sah die Notwendigkeit ein, ihn eine bestimmte Laufbahn verfolgen zu lassen, und nach ernster Ueberlegung wählte sie die Jurisprudenz, nicht um ihn seinen Lebensunterhalt damit verdienen zu lassen, sondern vielmehr, damit er der Gesetze kundig werde und seine Kenntnisse zum Wohle seines Vaterlandes verwerten könne, wenn die Gelegenheit sich bieten sollte.

Don Faustino studierte demnach Latein und lernte fließend übersetzen. Später besuchte er das Seminar in der Hauptstadt seiner Provinz, studierte Philosophie und hatte stets Vorzugsnoten. Zuletzt besuchte er die Universität in Granada, wo gerade der Bürgerkrieg zwischen den „Karlisten und Cristinos" ausgebrochen war und jede Disciplin unmöglich machte.

Unser Erbe brachte somit die meiste Zeit während der Dauer des Kurses in Villabermeja zu. Später machte er sein Examen und erhielt dank der Langmut der Prüfenden gute Zeugnisse.

Bei seinen Ausflügen nach Granada begleitete ihn stets der treue Diener Respetilla. Beide trugen sich dort mit einer gewissen Eleganz. Manchmal blieb sogar das braune Pferd Don Faustinos in Granada und er konnte sich dann hoch zu Roß zeigen. Freilich war es damals noch sehr billig in Granada und man konnte mit zwanzig Realen täglich das Essen, das Schlafen, die Dienerschaft und sogar noch das Pferd bestreiten.

Trotzdem trieb Don Faustino unerhörten Luxus, denn ein Student durfte in jener Zeit selten mehr als sieben Realen täglich verbrauchen, und für sechs Realen konnte man schon allen Bedürfnissen der besseren Stände vollauf genügen.

Schließlich beendete der jüngste Mendoza seine Studien in Granada und kam mit dem Doktorshut und seinen Zeugnissen glücklich zurück. Doña Anna stickte ihm ein schönes Mäntelchen und machte ihm eine reiche Troddel an seine Kappe.

Der geschickteste Miniaturmaler in Granada malte dann sein Bild in der neuerworbenen Tracht und der Majoratsherr Mendoza brachte dieses Porträt in einem Rahmen von Ebenholz und Bronze seiner Mutter zum Geschenke mit.

Von jener Zeit an nannte man, eingedenk des neuen Titels, den Erben der Mendozas Doktor Faustino. Diesen Titel hatte er 1840 erhalten; er kam nach Hause zurück, erfüllt von Illusionen und von dem Wunsche beseelt, nach Madrid zu reisen, um dieselben zu verwirklichen. Unglücklicher-

weise waren seine Kenntnisse nicht sehr gründlich und sei
Illusionen so flüchtig wie seine Wissenschaft.

Der Doktor wußte von allem und von nichts. Von alle
aber wußte er mehr als von den Gesetzen, die sein eigentlich
Studium bildeten.

Der Titel, den man ihm auf der Universität gegeb
hatte, war ein leerer Titel ... Zu was nützt dieser Tite
fragten sich oft der Doktor und seine Mutter.

Don Faustino Lopez de Mendoza y Escalante, leben
länglicher Befehlshaber der Festung Villabermeja, Kommande
von Santiago, Mitglied der Ritterschaft von Ronda, Na
komme von unzähligen Helden, konnte er nach Madrid geh
und sich bei einem Advokaten anstellen lassen? Doña An
und der Doktor wußten, daß eine Advokatur ein ehrenwert
Geschäft sei; sie wußten, daß Cicero und Cato auch Advokat
in Rom gewesen waren, und hatten nichts Vernünftiges geg
eine Advokatur einzuwenden, aber ein unwiderstehliches Gefü
stärker als alles andere, sprach sieghaft aus ihrer Seele: D
Faustino kann nicht Advokat werden. Don Faustino glaub
sich wohl fähig, auf die Philosophie fußend, selbst die best
Gesetze zu machen, aber er konnte sich nicht entschließen, d
von andern gegebenen Gesetze zu erlernen.

Soll ich nach Madrid gehen und eine andere Anstellu
suchen? fragte sich Don Faustino. Dagegen sprach nicht n
seine hohe Geburt, sondern auch der Doktorstitel, den er u
seine Mutter sehr ernst nahmen. Welche Schande, welche E
niedrigung, eine Anstellung von 8—10 000 Realen anzunehme
— der höchste Gehalt, der zu erreichen war — sich in Gesellscha
bürgerlicher Vagabunden bewegen zu müssen, die ohne Doktor
oder Kommandanten zu sein, viel mehr Gehalt einnahmen u
höhere Stellungen im Staate bekleideten.

Sollte Don Faustino die gerichtliche Laufbahn wähle
Aber welche Stellung konnte er da erreichen? Selbst durch d
Protektion des Ministers nur eine ganz untergeordnete St
lung, im besten Falle die eines Richters. Das konnte ih
nicht passen. Die Stellung eines Rates hätte er am Ende a
genommen, aber keine geringere. Wenn es sich nur daru
handelte, irgendwo zu leben, so lebte er noch am angenehmst
in seinem eigenen Heim, wo sein Name geachtet war und n
er, wenn die Dinge auf dieser Welt keinem allzu groß
Wechsel unterworfen wären, als unumschränkter Herr hät
gebieten können.

Sollte sich Don Faustino der Litteratur widmen? D

hätte seiner Neigung entsprochen, aber wie sollte man in Spanien mit Litteratur Geld verdienen? Don Faustino teilte in dieser Hinsicht die Ansicht Alfieris, eines Litteraten seines Standes. Der Poet, der die ideale Schönheit auf empfindsame Weise erörtert, und der Gelehrte, der den Menschen ernste Wahrheiten predigt, haben keine Gönner, weder unter den Hoch- noch unter den Niedriggeborenen. Wenn sie Gönner suchen, laufen sie Gefahr, Schmeichler zu werden, das Heiligtum der Musen zu entweihen und der gemeinen Menge Weihrauch zu streuen.

Mehrere Male dachte Don Faustino daran, Journalist zu werden und seine Leistungen als solcher als Vorschule zum Staatsmann oder Litteraten zu betrachten. Aber wie sollte er die Launen eines vielleicht rohen und unwissenden Direktors ertragen? Wie sollte ein Edelmann mit so viel berühmten Ahnen, einem so herrlichen Stammbaum und unzähligen Ehrentiteln sich herablassen, für einen Menschen zu arbeiten, der eben Geld genug hatte, um eine Zeitung zu gründen und sich erfrechen würde, ihm zwanzig bis dreißig Duros per Monat anzubieten, damit er schreibe, was dem Blatte beliebt, vorausgesetzt, daß er ihn keine Lehrzeit durchmachen ließe (dem Doktor graute bei dem bloßen Gedanken), indem er ihm Feuilletons zu übersetzen gab, ihn von da und von dort Notizen ausschneiden ließ, um die auswärtigen Nachrichten zu vervollständigen, indem er lernen mußte mit Schere und Oblaten zu hantieren. Es war dem Doktor Faustino nicht möglich, Journalist zu werden.

Das Vermögen der Mendozas war seit langer Zeit schon stark zusammengeschmolzen. Don Francisco hatte durch seine Mißwirtschaft alles heruntergebracht und verschuldet.

Die ritterlichen Launen Don Faustinos während seines Aufenthaltes in Granada hatten nicht wenig Geld gekostet und zum Rückgange des Hauses beigetragen. Er hatte sich dort im Theater auf einen der besten Sitze abonniert, hatte gespielt und verloren, hatte beim besten Schneider seine Kleider machen lassen, und zwar nicht nur Röcke und Fräcke, sondern auch Phantasie-Kostüme und zwei Uniformen, wovon besonders eine die Augen aus dem Kopf gekostet hatte durch die große Arbeit, die auf die vielen malerischen und glänzenden Details derselben verwendet werden mußte.

Don Faustino war nicht ganz sicher, ob seine Uniformen und seine Kostüme, die er zu verschiedenen in Granada gebräuchlichen Volksfesten hatte anfertigen lassen, mit den betreßten

Jacken, die in allen Farben glänzten und lange Frans
hatten, den Lederstiefeln, die von den geschicktesten Arbeite
in Malaga gestickt worden waren, den spitzenbesetzten Hose
den goldenen Knöpfen aus dem feinsten Filigran, das in Cordo
gemacht wird — Kleidungsstücke waren, die in den Straß
und Gesellschaften von Madrid gebräuchlich und ihm von Nutz
sein konnten; sicher war für ihn nur, daß er für diese u
andere Dinge sein Geld ausgegeben hatte.

Trotz alledem wollte Doktor Faustino nicht auf seine Rei
nach Madrid verzichten, wo er, mit vollen Segeln einlaufen
sich schmeichelte, tausend Schwierigkeiten siegreich zu überwind
und, er wußte selbst nicht wodurch, eine Stellung, Ruhm u
Glück zu erobern. Der Gedanke, daß Männer mit noch g
ringeren Mitteln als die seinigen sich emporgeschwungen hatte
verfolgte ihn unablässig. Es gab keine Art von Ehrgeiz, d
den Doktor nicht erfüllt hätte. Er stürmte seinen Pfad dahi
wie der Kampfstier, den der Speer des Picador gereizt hat.

Zuzeiten empfand der Doktor, daß er nichts wußte, d
er nicht studiert hatte, daß er seine Zeit verloren hatte u
ein unnützes Möbel war in jeder Beziehung. Meistens ab
war es umgekehrt; da dachte er, es gebe nichts, was er nic
wisse und verstehe, und das betrübte ihn, anstatt ihn zu e
heitern.

Gibt es denn gar nichts, was ich nicht schon wüßte
Enthalten denn die Bücher gar nichts Neues? Was ich les
ist unbedeutend, und es ist einerlei, ob man es liest oder nich
meistens ist es nur das Echo oder der Ausdruck meiner eigene
Gedanken. Was ich nicht weiß und zu wissen wünsche, fin
ich bei keinem Autor und in keinem Buche.

Immer, wenn die Gedanken des Doktors diese Richtu
nahmen und Weltverachtung ihn überkam, bemächtigte sich sein
der heiße Wunsch, mit höheren Wesen verkehren zu können, u
zu sehen, ob sie mehr wüßten, als die Menschen, und m
ihrer Hilfe wollte er die Geheimnisse der irdischen und übe
irdischen Welt ergründen.

Um seinen Gedanken und Zweifeln zu entrinnen und u
seine Kraft zu erproben, wollte der Doktor nach Madrid reise
Villabermeja war ihm unerträglich geworden.

Der Doktor sprach darum mit seiner Mutter und teil
ihr sein Vorhaben mit.

Die kluge Frau fragte immer: „Was hast du für eine
Plan?"

„Gar keinen," entgegnete der Doktor.

„Willst du dich vielleicht zur Advokatur entschließen?"
„Niemals."
„Willst du dir als Journalist oder Beamter eine Stellung und Geld verdienen?"
„Auch nicht."
„Kann man sich als Poet etwas verdienen?"
„Ich weiß nicht, ob ich ein Poet bin; aber ich weiß, daß die besten Poeten wenig oder nichts verdienen."
„Um ein Werk zu schreiben," sagte Doña Anna, „sei es nun in Prosa oder in Versen, das deinen Namen unsterblich machen soll, kannst du ebenso gut hier als in der Residenz leben."
„Das ist richtig," mußte Don Faustino zugeben.
„Nun, dann bleibe in Villabermeja und verlasse deine alte, zärtliche Mutter nicht."
Der Doktor ließ sich durch Schmeicheleien und Bitten bewegen. Er sah ein, daß er in Madrid binnen sechs bis sieben Monaten sein ganzes miserables Erbe verbraucht haben würde und dann geradezu aufs Betteln angewiesen wäre. Er senkte den Kopf und lächelte traurig.
Als er allein war, sagte er zu sich: „Zu was bin ich nütze? Ich wette, beim Teufel, zu gar nichts!"
Als die Mutter allein war, sagte sie zu sich: „Mein Sohn (mich verblendet nicht die Mutterliebe) ist so schön an Seele und Leib, elegant und mutig, zu allem befähigt, aber er ist so seltsam! so träumerisch! Zu was ist er nütze? Ich fürchte sehr, zu gar nichts, als zu seiner eigenen Qual."

Drittes Kapitel.

Die Doktorentracht, die glänzenden Uniformen und Kostüme hingen ruhig in einem Schranke und waren in großer Gefahr, von den Motten verzehrt zu werden. Ebenso erging es den Salonanzügen. Nicht einmal zu den Volksfesten legte Don Faustino eines seiner Gewänder an. Da er niemand sah, vernachlässigte er sich sehr, nicht in Bezug auf Reinlichkeit, aber in Bezug auf die Eleganz seines Anzuges, der nichts weniger als aristokratisch war; im Sommer trug er nämlich nur eine Juppe und einen breitkrempigen Hut und im Winter hüllte er sich in seine capa (Mantel) ein.

Der Doktor war so milde, liebenswürdig und wohlthätig gegen die Armen, daß ihn das geringe Volk vergötterte, di Reichen im Orte haßten ihn jedoch und machten sich über ih lustig. Er machte ihnen keine Besuche, man sah ihn nie im Kasino, und keine von allen den jungen, eleganten Damen i Villabermeja konnte sich rühmen, auch nur ein einziges Wor von seinen Lippen gehört zu haben.

Die Töchter des Notars haßten ihn am meisten, weil si sich für die schönsten und distinguiertesten von allen hielten.

Der Notar, Don Juan Crisostomo Gutierrez mit Namen war durch sein Geschäft und durch Verleihung von Geld gege hohe Interessen sehr reich geworden. Rosita und Ramoncita seine beiden Töchter, glichen zwei Prinzessinnen und bezoge ihre Anzüge stets aus Malaga oder Madrid.

Der Doktor erschien nie auf der öffentlichen Promenade auf dem großen Platze, sondern machte lange Spaziergänge z Fuß in die Umgebung und suchte stets die einsamsten Plätz auf. Er hatte eine besondere Vorliebe für den Hügel de Atalya, auf dem noch die Reste eines alten Turmes standen von welchem aus man die ganze Gegend überblicken konnte. Dort hing er stundenlang seinen traurigen Gedanken nach, di teils theoretischer, teils praktischer Natur waren.

Wenn die ersteren sich seiner bemächtigten, dachte er, da er alles wisse, daß das menschliche Wissen eitel sei und da er, wenn er auch Milliarden Bücher lesen würde, nicht weite käme, als er ohnehin war. Dann dachte er wieder an di Geister, mit welchen er gern in Verbindung getreten wäre und wenn er das erreicht haben würde, so konnte es ihm gleich gültig sein, ob er in Villabermeja, Paris oder London lebte er entsagte dem Wunsche, nach Madrid zu gehen.

Während seine Gedanken sich nicht erfüllten und kein Aussicht vorhanden war, daß sie sich erfüllen würden, bemäch tigten sich Don Faustinos mit dem ganzen Feuer der Jugen alle die Wünsche, die das Herz eines jungen Mannes aufregen und drängten ihn nach Madrid. Liebe, Ehrgeiz, Durst na Vergnügungen, Begierde nach Ruhm und Namen, das Lächel und die Liebe schöner, vornehmer Frauen, glänzende Säle, i denen er sich zeigen konnte, der Beifall der zahlreichen Zuhöre beim Deklamieren seiner Verse, die natürlich vorzüglich sei würden, die Bewunderung aller, wenn er mit blendender Ele ganz ein feuriges, herrliches Pferd ritte, diese und tausend ande Triumphe boten sich ihm in seiner lebendigen Phantasie un brachten ihn aus Rand und Band. Der verwünschte Mang

an Geld zerstörte aber wieder alle seine Luftschlösser. Der Doktor kam sich dann unglücklicher vor, als der Prinz Sigismund, der durch einen tyrannischen Vater gefangen gehalten worden war; denn er fand es grausamer, durch erniedrigende Armut nach Villabermeja verbannt zu sein.

„Wie schade," dachte Doña Anna, „daß mein Sohn seine ehrgeizigen Träume nicht bekämpft und sich damit zufrieden gibt, an meiner Seite zu leben! Wo wird er jemand finden, der ihn mehr liebt als ich? Wo wird er mehr geehrt und geachtet sein, als unter den treuen Dienern seines Hauses und den guten ehrlichen Tagelöhnern von Villabermeja? Wo wird man ihn, so oft er vorübergeht, so herzlich grüßen: „Gott beschütze Euer Gnaden!" Und seine leutselige Antwort mit der süßen, milden Stimme: „Gottes Frieden mit euch" gewinnt ihm hier mehr treue Herzen, als er mit allen Poesien und Werken, die er in Madrid machen zu können versichert, je gewinnen könnte."

Doña Anna wohnte im ersten Stockwerk, Don Faustino im Parterre. Dort war ein Saal mit prachtvollen antiken Sesseln aus Nußbaum und gepreßtem, vergoldetem Leder, mit großen runden Nägeln aus Bronze beschlagen, vier enorme, vergoldete Füllhörner (ein altspanisches Möbel); verschiedene Oelbilder berühmter Mendozas; ein Stammbaum, ebenfalls in Oel gemalt; ein Kohlenbecken aus glänzendem Messing in der Mitte und ein Tisch mit chinesischen Vasen und Bucaros (irdene Trinkgefäße, die aus wohlriechender Erde von Indien oder Portugal geformt sind).

Mehr im Innern des Hauses befand sich noch ein Saal, in dem nur Masken zum Fechten waren, Degen und Floretts und ein Trapez für gymnastische Uebungen. In einer Ecke waren noch Brustharnische aus Hirschleder, kupferne Masken und eiserne Panzerhandschuhe, und in einer anderen Ecke lagen Stelzen und Kanonenkugeln mit Handhaben.

Ein dritter Saal war das Studierzimmer des Doktors mit der Bibliothek. Bücher von verschiedenstem Inhalt füllten die großen Schränke aus bemaltem Fichtenholz.

In dem Alkoven, worin der Doktor schlief, hatte er seine Lieblingspoeten aufgestellt, von Homer angefangen bis zu Zorilla, Espronceda und Arolas.

Es war auch ein Zimmer da, in welchem Don Faustino [illegible]t, besonders oft aber im Winter verweilte. Dieses Zimmer [w]urde die Herrschaftsküche genannt, nicht weil dort Speisen [b]ereitet wurden, sondern wegen eines ungeheuer großen Kamins,

in dessen Feuerherd meistens ein halber Olivenbaum brannt
Weintrester, Reisbunde und ganze getrocknete Weinreben ware
im Zimmer aufgespeichert.

Die breite Steinplatte, auf der so viel verbrannt wurd
ging sehr weit in das Zimmer herein, so daß zu beiden Seite
des Kamins zwei bequeme Sitzplätze waren, wo große Arn
sessel standen, und auf einem derselben verbrachte der Dokt
viele und viele Stunden, schreibend, lesend und grübelnd. J
der Mauer befand sich ein Schrank, dessen Thüre wie ein Tis
heruntergelassen werden konnte auf zwei schwere Füße, d
ebenfalls aus der Mauer gezogen wurden, so daß der Dokt
sich in dieser Ecke wie vor seinem Schreibtische befand. E
hatte nichts zu thun, als aus dem Schranke die Papiere, da
Tintenfaß und die Bücher zu nehmen und sie auf den Tis
zu stellen.

Auf den Sessel gegenüber pflegte sich Doña Anna zu setze
um mit ihrem Sohne zu plaudern. Die alten treuen Hun
vervollständigten manchmal diese Abendunterhaltungen, inde
sie sich an der hinteren Mauer des großen Herdes behagli
ausstreckten.

Diese Küche hatte einen eigentümlichen Reiz in ihrem hal
bäurischen, halb herrschaftlichen Aussehen.

Das Wappen der Mendozas war in Stein modelliert a
dem Kamine angebracht. An einem Sparren hingen fünf Käfi
mit Singvögeln, an der Wand Trophäen, aus den verschiedenste
Waffen zusammengesetzt, Hirschköpfe, Wolf-, Fuchs- und Wiese
bälge und sie waren, obwohl schlecht ausgestopft, oder vielleic
ebendeshalb wirkliche, eigene Jagdtrophäen, die nicht im erst
besten Laden gekauft waren.

Was die Leibesnahrung betraf, so brauchte er in dieser B
ziehung trotz seiner Armut wohl niemand zu beneiden. Oh
auf den Markt gehen zu müssen, hatte man dank guter Fürsor
alles Nötige im Hause: guten, alten Wein im Keller, ausgezeic
nete Schinken, Würste, Rauchfleisch, gebeizte Lenden, Geflüg
und hundert andere Thiere zum Schlachten, alles von Doña An
aufs feinste gewürzt; ein Taubenschlag befand sich im Turm
des alten Schlosses, ein anderer Taubenschlag mit wilden Taub
in der Meierei; ebendort noch zwölf Bienenstöcke, die für du
tenden Honig sorgten; Früchte in Hülle und Fülle, und e
Stall voll Kaninchen, Hühnern, Gänsen, Truthähnen, die vo
Abgang des durchgesiebten Getreides und anderen Samen g
nährt wurden.

Dies alles war, den Verfall und die Schulden des Haus

ausgenommen, wohl zum Aushalten, dank der Einteilung, der Ordnung, der Wachsamkeit und wahrhaften Sparsamkeit Doña Annas, die für alles ohne Ausnahme Sorge trug.

Es gab kein noch so altes Möbel, das verworfen worden wäre, keine alte Damastdecke, die nicht Verwendung gefunden hätte, kein Leintuch, kein Tischtuch, das nicht sorgfältig und ordentlich geflickt worden wäre. Doña Anna hielt viel auf das Weißzeug, behandelte dasselbe mit besonderer Sorgfalt und gab Lavendel und andere Wohlgerüche hinein.

Doktor Faustino wollte trotz alledem auf Abenteuer ausziehen.

Einen ganzen Winter lang überlegte Doña Anna. Dann schrieb sie verschiedene Briefe und unterhielt Korrespondenzen, von welchen sie ihrem Sohne nichts sagte. Endlich eines Abends, im Frühling, als Mutter und Sohn wieder allein waren im Saale mit den großen Sesseln, den Ahnenportraits und dem Stammbaum, ließ sich Doña Anna folgendermaßen vernehmen: „Höre zu, mein Sohn, ich habe wichtige Dinge mit dir zu besprechen.“

Beide setzten sich zusammen in eine Ecke des großen Saales und der Sohn hörte voll ehrerbietiger Aufmerksamkeit zu, als die Mutter zu sprechen fortfuhr: „Zu sehr nur bemerke ich und beweine ich, daß du unglücklich bist bei dem Leben, das du führst. Du genießest hier Ruhe und einiges Wohlleben; aber es fehlt dir ein Ziel für deinen Ehrgeiz, deinen Durst nach Ruhm und sogar für deine Liebe. Ich beklage mich nicht über dich, daß du mich verlassen willst, um nach Madrid zu gehen. Nichts ist natürlicher. Aber du selbst gibst zu, daß es ein Wahnsinn wäre, ohne einen Real in der Tasche wie ein Abenteurer nach Madrid zu gehen. Darum habe ich ein Mittel gesucht, damit du nach Madrid gehen kannst, ohne dort wie ein Verlorener zu leben, oder dich vollends zu ruinieren.“

„Und — welches Mittel?“ frug Don Faustino aufgeregt.

„Ich werde es dir mitteilen,“ antwortete die Mutter. „Du weißt, daß in . . ., vierzehn Meilen entfernt von hier, meine geliebte Cousine wohnt, Doña Araceli de Bobadilla. Trotzdem sie schon mehr als sechszig Jahre alt ist, nennt man sie immer noch Niña (kleine) Bobadilla, weil sie nicht verheiratet war, da sie keinen Mann gefunden hat, der ihren Wünschen entsprochen hätte. Deine Tante Araceli hat ein reichliches Auskommen und lebt in einem prächtigen Hause. In ihrem Städtchen werden in der kommenden Woche Bälle, Stiergefechte und viele andere Feste stattfinden, und Araceli ladet dich ein, die Feste dort mit-

zumachen und in ihrem Hause als Gast zu bleiben, solange e
dir gefällt."

„Und was würde ich dadurch gewinnen, wenn ich die
Feste mitmache und als Gast im Hause der Niña Bobadil
verweile?"

„Ich werde schon daraufkommen; habe Geduld; alles wi
sich aufklären. Niña Bobadilla hat einen Bruder, Don Alon
genannt, der durch seine Erbschaft schon sehr reich, noch reich
wurde durch seinen Geschäftsgeist und seine Umsicht, durch sei
Güter und Pachthöfe, seine Schaf- und Rinderherden. D
Alonso wohnt in derselben Stadt wie Araceli, ist schon fünfzeh
Jahre Witwer und hat eine Tochter von achtzehn Jahren, v
deren Schönheit und Bildung man nicht genug erzählen kan
während sogar die schwer zu Befriedigenden ihre Tugend, ih
Klugheit und Bescheidenheit loben müssen."

„Und was weiter?" sagte der Doktor.

„Wozu die Umschweife? Ich habe wegen einer Heirat m
der Tochter Don Alonsos, Costanza, verhandelt. Ihr Vat
vergöttert sie und sie hat Millionen."

„Mutter, du könntest —" begann Don Faustino.

„Und warum nicht?" fiel ihm Doña Anna ins Wort, „d
wirst von dem Gelde Besitz ergreifen, wie man sich der Schwing
bedient zum Flug, der dich zu solcher Höhe tragen soll und dei
Frau mit dir, daß sie niemals bereuen wird, dir dazu verholf
zu haben. Sie kennt dich schon durch dein Miniaturbild i
Doktorhabit, auf dem du so schön bist, und meine Cousine schreib
daß sie Costanza das Bild gezeigt und daß es ihr sehr g
fallen habe."

„Das freut mich, Mama; aber ich weiß nicht, ob sie m
auch gefallen wird."

„Zu diesem Zwecke sollst du sie eben sehen, mein Soh
Niemand setzt dir den Dolch auf die Brust. Noch ist ja nich
beschlossen. Es ist möglich, daß Don Alonso etwas von de
Plänchen weiß; aber jedenfalls wird er thun, als ob er nich
davon wüßte. Weder du noch Costanzita, keines von euch
gebunden. Ihr werdet euch sehen und kennen lernen un
wenn ihr euch nicht gefallt, in Frieden auseinandergehen. Nich
ist dabei verloren."

„Die Zeit, die Anstrengung und die Ausgaben für d
Reise ..." entgegnete der Doktor. „Es wird besser sein,
verzichten und die Reise nicht zu unternehmen."

„Du wirst mich nicht Lügen strafen; ich habe versproch
daß du hinkommen wirst."

„Gewiß nicht, Mama; wenn du es versprochen hast, bleibt nichts übrig als zu gehen.“

„Ja, Faustinito. Sieh, mir sagt's das Herz, daß du dich bis über die Ohren in meine Doña Costanza verlieben wirst. Von ihr will ich nicht reden, denn meine Cousine meint, seit sie dein Bild gesehen, sei sie für dich entbrannt. Ich für mein Teil prophezeie eine Hochzeit.“

„Wenn Costanzita mir zusagt und so reich ist, werden wir uns wohl finden.“

Nachdem Doktor Faustino seine Erlaubnis dazu erteilt hatte, entfaltete Doña Anna während vier Tagen ihre ganze Thätigkeit bei den Vorbereitungen zur Reise. Sie nähte neue Kragen und Manschetten an die Hemden Don Faustinos, die schon etwas verschleißt waren; sie untersuchte seine Anzüge und fand sie zum Glück unversehrt von Motten; sie brachte verschiedene der Mode entsprechende notwendige Aenderungen an.

Am Vorabend seiner Abreise hatte Doña Anna eine lange und eifrige Besprechung mit ihrem Sohne, weil sie wollte, daß er die beiden kostbaren Uniformen mitnehmen solle, während Don Faustino sich nicht dazu verstehen wollte.

Doña Anna blieb Siegerin. Die eine Uniform sollte auf einem bereits angesagten großen Eliteballe gehörigen Effekt machen, während die andere, ohne Zweifel durch den Träger noch gehoben, volle Bewunderung erregen würde, wenn Don Faustino auf seinem braunen, schöngeschirrten Pferde in vollem Glanze durch die festlich bewegte Menge zur Seite des Wagens von Doña Costanza de Bobadilla dahinsprengte. Doña Anna bedauerte nur, daß es nach dem Charakter der dortigen Feste nicht anging, auch noch die Lanze zu tragen.

Schließlich kam der Tag der Abreise. Mutter und Sohn umarmten sich zärtlich. Don Faustino im Reisekleid, mit weiten Beinkleidern, Weste und Gürtel, bestieg seinen Braunen, der zur Reise geschirrt und mit unzähligen seidenen Fransen behängt war. Im Sattel steckten zwei Pistolen. Respetilla folgte ihm als Knappe auf einem apfelgrauen Maultier in ähnlicher, nur weniger eleganter Kleidung. Den Zug beschloß ein anderer Diener mit nicht weniger als drei aneinander gebundenen Mauleseln, die das Gepäck des jungen Herrn trugen, sowie viele Geschenke für Doña Araceli und Doña Costanza, welchen er sich durch dieselben gefällig zeigen sollte. Es waren eingemachte Ananas, Honiglebkuchen, feine Blätterteige, ganze Fruchtzweige, verschiedene Arten Weinsyrup in metallenen und irdenen Krügen, die gut verkorkt und vergipst waren, Mostkuchen, feine Sar-

dellen, Quittenkäse und hundert andere Geschenke für die Speise kammer, die man aus Villabermeja in so vorzüglicher Qualitä versendet, daß sie allerwärts berühmt sind.

Die Reisenden brachen sehr früh am Morgen auf, abe nicht so früh, daß die Bürger, die große Frühaufsteher un sehr neugierig waren, nicht schon hinter den Jalousien aufge paßt hätten. Doktor Faustino war gezwungen, mit seine ganzen Gefolge am Hause des Notars vorbeizureiten.

„Du, Rosita," sagte Ramona, als er den Doktor vorüber kommen sah, „wohin geht denn der Ritter Habenichts?"

„Er sucht eine ergiebigere Gegend, die mehr Münze ab wirft," entgegnete Rosita.

Der Doktor hörte die Witzeleien jener Unverschämten un wurde so rot wie eine Klatschrose.

Viertes Kapitel.

Die vierzehn Meilen, welche den Doktor vom Hause seine Tante Araceli trennten, waren zurückgelegt, ohne daß irgend was Besonderes sich ereignet hätte.

Einmal machte Don Faustino mit seinen Leuten vor einem einfachen Wirtshause Halt, um zu übernachten. Dort aßen si Hühner mit Reis und Gewürzen, die ihnen nach den Strapazen der Reise vorzüglich schmeckten, und frische Sardinen, die ein Tagelöhner, der ebenfalls dort Obdach suchte, direkt aus Ma laga brachte und ihnen verkaufte. Die Sardinen wurden au dem Rost über glühenden Kohlen bereitet und waren wirklic vortrefflich. Der Doktor, Respetilla, der Mauleseltreiber und sogar der Tagelöhner, den man aufgefordert hatte teilzunehmen aßen patriarchalisch am selben Tische und die Tischgenossen des Doktors stellten ihren Mann und sprachen seiner Flasche tüchtig zu. Später schliefen alle wohlgemut auf großen Säcken, die mit Stroh angefüllt worden waren, und nahmen die Pferde sättel als Kissen unter den Kopf.

Noch ehe es licht wurde, waren Don Faustino und seine Diener reisebereit. Die letzteren suchten die Folgen ihrer abend lichen Leistungen durch einen Doppelkümmel zu verwischen, Don Faustino nahm eine Tasse Schokolade.

Nachdem die Rechnung bezahlt und die Pferde gesattelt waren, setzte man die Reise fort, während die Sterne schon im

Dämmerlichte zu verschwinden begannen und nur noch der herrliche Morgenstern am Himmelsgewölbe leuchtete.

Es war ein wunderschöner Frühlingsmorgen, die Schwalben, Finken und Nachtigallen sangen, die durchsichtige Luft, das kühle Windchen, das rosige Licht, das sich im Osten zeigte, erfreuten das Herz.

Der Doktor war in gehobener Stimmung. — Die Gesellschaft verließ bald den gebahnten Weg und suchte Querwege auf, bald unter Oliven gehend, bald Seitenwege und Pfade benützend, die im Schatten von Weiden an mancher Meierei vorbeiführten, bald gingen sie an einem Bach entlang oder kletterten auf irgend einen Hügel.

Respetilla war ein ausgezeichneter Führer und ging deshalb voraus. Ihm folgte Don Faustino und hinterdrein trabten die drei Maulesel mit ihrem Führer.

So belebt und zerstreut war der Doktor, daß er sich nicht einmal über seine Gedanken Rechenschaft geben konnte.

Die Sonne ging auf. Da kam Don Faustino erst zu sich, stieg herab von der idealen Höhe, zu der er sich emporgeschwungen und verlangte zu frühstücken.

„Ganz in der Nähe von hier ist eine kleine Quelle mit gutem Wasser, in dichtem Schatten, dort werden wir frühstücken, wenn es Euer Gnaden beliebt," antwortete Respetilla.

Es dauerte richtig nicht lange, so hatte man die Quelle gefunden. Sie stiegen ab, setzten sich auf das Gras, unter eine mächtige Steineiche und frühstückten mit Lust kaltes Fleisch, harte Eier und Schinken, was sie alles im Quersack mit sich führten. Der Weinschlauch wurde trotz seiner kolossalen Größe dank der Leistungen vom vergangenen Abend bis auf den Grund geleert.

Der Leser denkt wohl, ich hätte nun genug von der Nachtruhe, dem Wandern, dem Essen und Trinken des Doktors und seines Gefolges erzählt und es wäre an der Zeit, der Reise das Ziel zu setzen und meinen Helden in das Haus Doña Aracelis einziehen zu lassen. Aber zu meiner Entschuldigung muß ich sagen, daß der Doktor auf der Weiterreise und je näher er der Stadt kam, wo sein Leben durch ein so bedeutsames Ereignis eine ganz andere Wendung nehmen konnte, ein Selbstgespräch hielt, das ich dem Leser nicht vorenthalten kann.

Außerdem muß ich dem Leser, der so viele moralische Eigenschaften Don Faustinos kennt, auch ein Wort über die äußere Erscheinung desselben sagen.

Er war groß und kräftig gebaut, obwohl mager. Sein

Haar war blond, aber nicht rötlich, wie das der meisten Be
mejaner, sondern goldfarben. Obwohl er dasselbe nicht lan
trug, so war es doch nicht so kurz, daß man die seidenweich
Naturlocken nicht hätte bewundern können. Sein voller Ba
war ebenfalls hellblond und sein Schnurrbart, der offenbar ni
mals rasiert worden war, war wie ein Flaum. Die Stir
des Doktors war frei und ernst, die Wangen rosig, sein Mu
war klein, die Zähne gut, die Nase, eine Adlernase, etwas g
bogen. Seine Haut war zart und weiß wie die einer Dam
die Augen groß und blau, sein Blick milde und melancholis
Alles in allem verdiente unser Held in jeder Beziehung sch
genannt zu werden. Er saß gut zu Pferde, aber er sah me
einem Engländer in andalusischer Kleidung, als einem Ei
geborenen ähnlich.

In Gedanken sprach nun der Doktor, indem er vorwär
ritt, folgendes zu sich selber: „Meiner Mutter zuliebe ha
ich mich dazu verstanden, einen Plan auszuführen, den ich a
eigenem Antriebe niemals ausgeführt hätte. Was kann i
Doña Costanza de Bobadilla bieten, wenn wir uns gegenseit
gefallen und ich in die Lage kommen sollte, um ihre Hand a
zuhalten? Mein altadeliges Schloß in Villabermeja und eini
Grundstücke, deren Erträgnis gerade hinreicht, um die Interess
des Kapitals zu zahlen, mit dem sie belastet sind. Das i
geradezu lächerlich. Es wäre besser nichts zu besitzen als da
Der Glanz meines Namens hat keinen Wert für sie, da d
ihrige von ebenso gutem Adel ist wie der meine. In Spanie
gibt es überhaupt wenige, die nicht adelig sind. Vorausgesetz
daß einer Geld hat und Wert darauf legt, wird es ihm oh
Schwierigkeit gelingen zu beweisen, daß er vom König Wamb
abstammt. Es ist wahr, daß ich außerdem auch viele Ehre
titel führe, aber dieselben können auf meine Gemahlin nic
übergehen und dürften ihre Visitenkarte nicht zieren. Von welch
Seite ich's auch betrachten mag — ich habe ihr nichts zu biete
als Luftschlösser. Wenn Costanzita damit zufrieden ist und m
dafür ihr Herz, ihre Hand und fünf- bis sechstausend Dur
Rente gibt, die ihr Vater ihr zur Mitgift bestimmt hat, waru
sollte ich das alles nicht annehmen? In die eine Wagschal
fällt das Geld Costanzitas, in die andere ein junger Gema
von meinem Talent, meinem Wissen, meinem Genie und mein
Arbeitskraft."

Von da an stiegen die Gedanken Don Faustinos zur höchste
Höhe, aber mit einer solchen Geschwindigkeit, daß es schwer i
ihnen zu folgen, geschweige sie zu erzählen oder sie niederzu

schreiben. Er sah sich schon gekrönt auf dem Lyceum von Madrid zum Lohne für eine unvergleichliche orientalische Dichtung; dann trat er auf die Scene des Theaters, um für den Erfolg seines neuesten Dramas zu danken; dann gab er als Minister Audienz; dann kamen seine Freunde, um ihn zu beglückwünschen, weil ihm die Königin in Anerkennung seiner großen Verdienste den Herzogstitel verliehen; dann kam er als Gesandter nach Paris und der König Louis Philipp samt seinem ganzen Hofe waren entzückt von seinem diskreten, feinen Wesen; und dann gründete er auf Grund seiner Forschungen und Entdeckungen eine neue Wissenschaft zum Heile der ganzen Menschheit.

Diese und tausend andere Triumphe, die ungestüm, glänzend und herrlich, in schillernden Farben, voll Harmonie und Schönheit das Gehirn Don Faustinos durchkreuzten, nahmen, von seinem Enthusiasmus getragen, greifbare Gestalt an und sollten sich verwirklichen, sobald er im Besitze des Vermögens von Doña Costanza de Bobadilla wäre.

„Doch auf keinen Fall," fuhr der Doktor in Gedanken fort, „auf keinen Fall werde ich Doña Costanza heiraten, wenn ich mich nicht wirklich in sie verliebe, oder wenn sie nicht so schön und talentvoll ist, daß die Leute glauben können, daß ich mich in sie verliebt habe, wenn es auch nicht der Fall sein sollte. Andernfalls heirate ich sie nicht, auch auf die Gefahr hin, alle meine Lieblingsträume nie verwirklicht zu sehen."

Der Doktor gab sich diese Versicherung, weil wir Männer es lieben, uns selbst zu betrügen, indem wir uns Gefahren aussetzen, die nicht bestehen, um als Helden aus denselben hervorzugehen.

„Und wenn Costanzita mich nicht mag? Wenn sie mich nicht reizend, nicht mutig, nicht witzig findet? Wenn sie meinen Wert nicht zu schätzen weiß? Und wenn ich mich nun, trotzdem sie nicht an mich glaubt, trotz ihrer Mißachtung in sie verliebe? In diesem letzten, verzweifelten Falle, weiß ich, was ich zu thun habe. Da werde ich, ungeachtet der Ratschläge meiner Mutter, ohne Mittel nach Madrid gehen; auf gut Glück; ich werde kämpfen und nicht ruhen, bis ich mir Geld, Stellung und Namen errungen habe; bis ich Doña Costanza gezeigt habe, daß ich ihrer wert, ja mehr als wert bin, daß ich ihres Geldes nicht bedarf, um emporzusteigen, daß meine ehrgeizigen Träume sich erfüllen müssen. Am liebsten möchte ich gleich jetzt nach Madrid gehen und durch das Thor von Toledo mit meinem ganzen Gefolge samt den beifolgenden Geschenken ein-

ziehen; es wird sich schon jemand finden, der die sämtliche kalten Speisen, Marmeladen und Kuchen verzehrt."

Don Faustino dachte so lebhaft, daß es ihm war, als o er Costanzita schon liebte, ohne von ihr wiedergeliebt zu werden daß er seufzte und so schwer atmete, als ob er sehr krank wär Zum Glück war Respetilla so weit voraus, daß er ihn nic hören konnte, sonst wäre er wohl heftig erschrocken.

Inzwischen kamen sie auf einen Aussichtspunkt, von w aus sie die Stadt, die sie zu besuchen kamen, ganz übersehe konnten. Die Häuser waren weiß wie Schnee und hatten groß Höfe, aus deren Mitte sich schöne Gruppen von Orangenbäumen Akazien, Lorbeerrosen, Brustbeerbäumen, Oleandern und Cypresse erhoben. Ein Flüßchen, das sich an der Stadt vorüberschlängelte bewässerte das fruchtbare Stück Erde, das zu den Füßen de Reisenden lag.

Als sie von dem Hügel herabgestiegen waren, verließe sie den Fußsteig und setzten ihren Weg auf der Fahrstraße fort Nach ungefähr zehn Minuten zeigte sich ein weißes Wölkchen auf der Heerstraße, dann ein dunkler Punkt, der sich bewegte

Respetilla mit seinen Adleraugen hatte dies scharf beob achtet, und indem er sein Pferd wendete, ritt er auf seinen Gebieter zu und rief ihm zu: „Sie kommen, sie kommen, Eue Gnaden zu empfangen! Das ist der Wagen Don Alonsos."

Respetilla hatte sich nicht getäuscht. Schon hörte man den Klang der silbernen Glöckchen, die das prächtige Geschirr de schönen Rappen zierten, welche den Wagen zogen.

Der Doktor richtete sich im Sattel auf, wischte mit dem Taschentuch den Staub von seinen Kleidern, setzte den Hu zierlich auf die Seite, gab seinem Braunen die Sporen und war bald in der Nähe des Wagens, wo er sein Pferd all möglichen Männchen machen ließ.

Der Wagen machte Halt und der Doktor sah zwei Damen die in demselben saßen. Die eine war alt und runzelig, hatt aber lebhafte Augen, die gutmütig und heiter blickten. Sie wa schwarz gekleidet und trug eine dunkle Kapuze auf dem Kopfe Die andere war klein, aber graziös. Ihre Haare waren dunkel und noch dunkler ihre Augen. Die Lippen, kirschrot immer lächelnd, zeigten zwei Reihen blendendweißer, schön geformter Zähne. Das neckische Stumpfnäschen gab dem ganzen Gesichtchen einen etwas kecken, kindlich-maliziösen und spöttischen Ausdruck. Der Teint war frisch und rein und atmete Jugend und Gesundheit. Ihre Farbe war dunkel, ihre Taille schlank und beweglich wie eine Schlange. Und was man von ihrem

Gestalt sehen konnte, ließ mit Gewißheit voraussetzen, daß sie genau nach den Regeln der Schönheit gebaut war und die richtigen Proportionen hatte, dazu die Frische einer achtzehnjährigen und mit sorgfältigster Pflege erzogenen Dame.

Sie trug ein Kleid aus lilafarbener Seide und auf dem Kopfe in den schwarzen Haaren einige Rosen, deren leuchtendes Rot mit dem reinen Purpur ihrer Wangen um den Preis rang.

Beide Damen kannten den Doktor durch sein Bild und konnten sich in seiner Person nicht täuschen. Und darum rief Doña Araceli, die ältere der beiden Damen, sobald Don Faustino in die Nähe des Wagens kam, demselben zu: „Guten Tag, Neffe; ich heiße dich willkommen."

„Willkommen, Herr Vetter," sagte Costanza.

Der Doktor grüßte mit der größten Liebenswürdigkeit. Er stieg vom Pferde und umarmte seine Tante zärtlich und wechselte mit seiner Cousine einen Händedruck, wobei er sich trotz der Handschuhe überzeugte, daß ihre Hand klein, die Finger lang und spitz und aristokratisch waren.

„Ich wollte dir, mein Neffe," sagte Doña Araceli, „entgegenfahren und habe Costanzita gebeten, mir ihren Wagen zu leihen, und sie hatte die Güte, mich zu begleiten. Dein Onkel Alonso konnte nicht kommen, weil er so viel zu thun hat mit den Waren, die er zum Verkaufe während der Feste vorbereitet; aber du kannst dich nicht beklagen, wenn statt seiner seine Tochter kommt.

Der Doktor überbot sich in Komplimenten und brachte trotz seiner Befangenheit einige hübsche Phrasen zustande.

Costanzita errötete und nannte ihren Vetter einen Schmeichler.

„Höre, Neffe," sagte Doña Araceli, „wirst du glauben, daß Costanzita sich fürchtete, dich zu sehen und zu sprechen, weil sie sich vorstellte, du müßtest immer als Doktor daherkommen, so ernst wie auf deinem Bilde? Sie fürchtete irgend einen Fehler zu machen und gar Dummheiten zu sagen. Mir scheint, seit sie dich nun im Reisekleid gesehen, hat sie ihre Scheu schon verloren."

„Er erschreckt mich noch, Tante . . . und was sagst du für Sachen! Mein Gott! Wie hätte ich denken sollen, daß mein Vetter auf der Reise das Kostüm des Doktors trägt! Mache mich nur nicht gar zu dumm! Ich dachte nur, mein Vetter sei sehr gebildet und unterrichtet mit und ohne Doktorhut und er werde nichts von mir wissen wollen, wenn er entdeckt, wie wenig gebildet ich bin. Und, ganz gewiß . . . diese Furcht habe ich noch."

Der Doktor erschöpfte sich von neuem in Komplimenten

und versuchte in möglichst fließender Rede, ohne jeden gelehrte
Apparat, zu beweisen, daß die Frauen alles durch Anschauun
wissen und durchdringen, wenn sie auch nicht studieren, und da
in dem Antlitz und in den Augen seiner Cousine mehr Wisse
leuchte, als bei den größten Gelehrten aller Zeiten.

Er hatte dieses Thema schon nach zwei verschiedene
Methoden demonstriert und wollte es eben nach einer dritte
versuchen, als Doña Araceli ihn unterbrach und sagte, es s
an der Zeit, die Fahrt nach Hause zu beschleunigen, da er oh
Zweifel müde sei und dann zu Hause ausruhen könne.

Der Doktor bestieg sein Pferd von neuem und gelang
zur Seite des Wagens, bald auf Costanzitas Seite, bald au
Höflichkeit auf derjenigen Doña Aracelis reitend, in die Sta
und in das Haus seiner Tante.

Während der kurzen Dauer des Beisammenseins, währen
der Fahrt, sandte der Doktor seiner Cousine tausend zünden
Blicke zu.

Costanzita ließ dieses Bombardement auf eine reizend
aber schwer zu erklärende Art über sich ergehen. Bald schie
es, daß sie die volle Bedeutung seines Blickes erfaßt habe, un
sie senkte den ihren in glückverheißender Weise; bald schien e
daß sie in ihrer Unschuld jene Blicke nur als den Ausdru
verwandtschaftlicher Zärtlichkeit betrachtete, die sie in rein kin
licher Weise erwiderte; bald lachte sie herzlich, mit ihrer wohl
tönenden Stimme, als ob die plötzliche, feurige Liebe des Vetter
sie dazu veranlaßte; und schließlich warf sie ihm von Zeit z
Zeit Blicke zu, die den seinen so ähnlich waren, daß es schie
als seien seine eigenen Blicke zu ihm zurückgeflogen, nur tausen
mal verschönt in den dunklen Augen Costanzitas.

Dem Doktor schwindelte, als er vor dem Hause Doñ
Aracelis ankam. Der Gedanke, ob Doña Costanza ein Engel od
ein Teufel sei, bemächtigte sich seiner vollständig: aber Eng
oder Teufel, sie hatte ihn bezaubert.

Er stieg von seinem Pferde, das ein Diener schon am Züg
hatte, um es in den Stall zu führen, und reichte Doña Arace
die Hand, um ihr aus dem Wagen zu helfen. Dann wand
er sich zu Costanzita, um auch sie herauszuheben.

„Nein, Vetterchen. Ich steige nicht aus; ich muß na
Hause. Adieu Vetterchen, adieu Tantchen."

Und, indem sie dem Kutscher „nach Hause!" zurief, fuh
Doña Costanza ab und ließ den Doktor ziemlich fassungslo
zurück. Er verfolgte sie mit den Augen, bis sie denselben ent
schwunden war. Sie wandte noch zwei- bis dreimal den Kop

n, ehe sie um die Ecke bog, und der Doktor bedauerte nur,
ß er wegen der Entfernung den Ausdruck ihrer Augen nicht
:hr sehen konnte.

Fünftes Kapitel.

Doña Araceli brachte den Doktor in einem schönen, freund-
hen Zimmer mit Balkon unter, der auf den großen Hof ging;
. den Mauern desselben standen immergrüne Orangen- und
tronenbäume und in der Mitte erhob sich ein Springbrunnen,
s welchem krystallenes Wasser in eine Marmorschale niederfiel,
der Goldfische lustig herumschwammen. Ringsum waren
umenbeete. Ihr Duft und das Plätschern des Wassers be-
ıschten das Gehör wie den Geruchssinn.

Im Zimmer stand ein Bett, Sessel, Toilette, Sofa und
hreibtisch; alles schön und rein.

Dort wurde dem Doktor mitgeteilt, daß er nun eine Weile
hen könne bis drei Uhr nachmittags, der Speisestunde.

Dann blieb er allein mit seinen Gedanken. — Es war
ht lange vor drei Uhr, und der Doktor hatte kein Bedürfnis
ch Ruhe. Er ging auf und ab und versuchte seine Gedanken
s reine zu bringen.

Es gibt Männer, die klar und bestimmt ihre Gedanken
ammenzufassen vermögen, und andere, die das nicht imstande
d. Der Doktor gehörte zu den letzteren. Er war darum
ht kurzsichtiger als andere. Das Verworrene in seinem Wesen
sprang vielmehr der Eigenschaft, zu viel zu sehen.

Wie er mit sich selbst im Widerspruche stand, so sah und
rachtete er alles, was sich seinem inneren Menschen darstellte.

Den ersten Zweifel, der sich des Doktors bemächtigte, drückte
mit den Worten aus: „Was soll ich von meiner Cousine halten?"

Er hatte sich überzeugt, daß sie schön, elegant und fein
ır; aber er wußte nicht, ob sie gut oder schlecht war. Er mochte
ht glauben, daß sie halb gut, oder halb schlecht sein konnte.

„Sie wird mich erretten, oder mich zu Grunde richten,"
f er aus.

Eines war ihm klar bewußt: Costanzita war ihm nicht
ichgültig und es schien ihm, daß er schon sehr verliebt in sie
. Er fragte sich selber: „Und sie . . . wird sie mich lieben?
ird sie meine Liebe fassen und erwidern?"

Er liebte Costanzita und liebte sie nicht, je nachdem man

die Liebe auffaßt. Und da er sich die Liebe auf tausenderl
Arten vorstellte, so kam er manchmal zum Schluß, daß er s
liebe, und manchmal, daß er sie nicht liebe.

Er liebte seine Cousine, weil er in ihrem Antlitz, in ihre
Augen, in ihrem Lächeln, einen dem seinen verwandten Ge
zu erkennen glaubte, voll Intelligenz, Leidenschaft und Lebe
Sicher fühlte der Doktor, daß Costanzita ihn mit leichter Mü
in ihren Netzen halten könnte.

„Was wird meine Cousine von mir denken?" fragte si
der Doktor.

Dann überkam ihn der Wunsch, ihr zu gefallen, und dan
Furcht, ihr nicht zu gefallen. Und diese Gefühle gaben d
Beweis einer Liebe, wie sie der Doktor träumte.

Der Doktor gehörte zu denjenigen, die auch den Mensch
zu gefallen wünschen, die sie selbst nicht lieben, und auch v
denen anerkannt werden wollen, die sie selbst nicht anerkenne

Doch er gestand sich zu, daß es ihm weit mehr darum
thun sei, seiner Cousine zu gefallen, als irgend einem ander
menschlichen Wesen. Ueber dem Wunsche, ihr zu gefallen, sta
nur noch derjenige, vielen zugleich zu gefallen, der Wunsch na
Ruhm. Was war wünschenswerter, die Liebe der großen Meng
oder die Liebe Costanzitas?

Wenn aber nun seine Cousine weder gut noch schlecht, wed
dumm noch geistreich, sondern ein mittelmäßiges Wesen wa
In diesem Falle, dachte der Doktor, könne er sie nicht liebe
einen Fall ausgenommen. Costanza konnte im Klange d
Stimme, im feurigen Leuchten des Auges, in der Harmon
der Gesichtszüge, in der Bewegung des Körpers, in der ma
netischen Kraft ihres Seins einen geheimnisvollen Reiz besitze
dessen Macht, ohne ihr Wissen, einen Mann wie ihn in Liebe
fesseln schlagen konnte.

Dies und tausend andere Dinge überdachte der Dokt
mit ungeheurer Schnelligkeit, ohne Ordnung in seine Gedank
zu bringen.

Es hätte Don Faustino wohl behagt, seiner Cousine
gefallen und er dachte, zu trivialeren Dingen übergehend, d
es zu diesem Zwecke vor allem andern notwendig sei, sich
ihren Augen nicht lächerlich zu machen; denn er glaubte ein
Zug von Spott an ihr bemerkt zu haben.

Obwohl er sehr unerfahren und zerstreut war, kam es ih
doch vor, als ob das Bild, im phantastischen spanischen Dokto
habit, welches Doña Anna ihrer treuen Freundin geschickt hat
Doña Costanza lächerlich erschienen sei. Er sagte sich dar

daß es sehr schlecht gemalt sei und daß er übrigens sehr ernst auf dem Bilde aussehe.

„Meine Cousine," sagte er, „wird sich gedacht haben, ich sei ein pedantischer Sonderling. Desto besser ... nun wird sie anderer Meinung sein: sie hat mich jetzt gesehen und wird günstiger über mich denken. Sicher ist, daß ich recht hatte, als ich die Uniformen nicht mitnehmen wollte, und ich werde sie schön im Koffer lassen und mich wohl hüten zu sagen, daß ich sie bei mir habe."

Indem er sich durch diesen Entschluß erleichtert fühlte, stellte sich ihm eine neue Schwierigkeit entgegen.

Er fragte sich: „Werde ich gutthun, meine unpoetischen Geschenke zu übergeben?"

Er beklagte seine Armut. Er bedauerte, nicht ein Armband von Gold und Diamanten, ein Halsband von Smaragden und Rubinen oder von Perlen als Geschenk geben zu können, statt der eingemachten Früchte und Kuchen. Aber leider gab es keine Juwelen in Villabermeja, solange die eingemauerten seiner Ahnen, der indischen Prinzessin, nicht entdeckt wurden.

Sollte er Doña Araceli die Geschenke im Namen seiner Mutter übergeben und sich damit von jeder Verantwortung befreien? Das wäre jedoch feig gewesen und hätte Mangel an kindlicher Pietät bewiesen.

„Ich war zu nachgiebig gegen meine Mutter," sagte er sich, ohne sich daran zu erinnern, daß er selbst in Villabermeja, als er noch dieselbe Luft atmete und unter demselben Einflusse stand und noch ferne war von seiner spöttischen und verführerischen Cousine, die mitgebrachten Geschenke nicht mit solcher Verachtung angesehen hatte.

Während der Doktor noch mit sich selbst im Widerspruche stand, trat Respetilla mit den Koffern herein.

„In welchem Koffer sind die Uniformen?" fragte der Doktor mit leiser Stimme, um ja von niemanden gehört zu werden.

„In diesem da," sagte Respetilla, auf den größten deutend. „Soll ich das Ritterkostüm auspacken, damit Euer Gnaden sich Ihrer Cousine in demselben vorstellen können?"

„Nein, um Gottes willen! Packe keine der Uniformen aus und sage gar niemanden, daß ich sie mitgebracht habe."

„Kann das Fräulein die Reiterei nicht leiden?"

„Nein, gar nicht. Hüte dich wohl zu sagen, daß ich die Uniformen bei mir habe."

„Gott bewahre mich," versicherte Respetilla; „aber wenn

das Fräulein die militärische Kleidung nicht liebt, warum hat Euer Gnaden das Doktorhabit nicht mitgenommen?"

„Weil sie das ebensowenig leiden mag."

„Was mag sie dann leiden?"

„Ich weiß es nicht. Keines."

„Und doch ist das Doktorkleid so schön. Wie haben Pfarrer und der Arzt dasselbe bewundert, als Euer Gna es anlegten, damit wir es zu Hause sehen konnten!"

„Sprich keine Dummheiten. Mache mir hier kein Geschw damit man gar erfährt, daß ich in Villabermeja das Dokt kleid angelegt habe."

„Ach, was ist da Schlechtes dabei! Als die Amme Vice Euer Gnaden auch darin sehen wollte, haben Euer Gna dasselbe nochmals angelegt, und die Bewunderung der Am über Euer Gnaden Schönheit kannte keine Grenzen."

„Was in Villabermeja eine unschuldige Gefälligkeit w könnte hier als Dummheit angesehen werden. Daß du n auch von diesem Kostüm mit niemanden sprichst!"

„Von was soll ich denn sprechen?"

„Von nichts. Von dir selber. Welche Notwendigkeit li für dich vor, von mir zu sprechen? Schweige."

Respetilla schwieg, sein Herr wusch sich und zog Be kleider, Weste und Rock an.

Nachdem man ihn zum Speisen gerufen hatte, sagte Do Araceli bei Tische zu ihm, daß ihr Respetilla die Geschen seiner Mutter übergeben habe, und dem Doktor fiel dabei e Stein vom Herzen.

Doña Araceli lobte, ohne die geringste Ironie, alle mitgebrachten Süßigkeiten und fügte hinzu, sie habe ihrer Nic einen großen Teil davon geschickt, da dieselbe diese Din sehr liebe.

Costanza hatte indessen mit ihrem Vater, der eben vo Felde heimkam, folgende Unterredung: „Grüß dich Gott, Kind sagte Don Alonso, indem er in das Zimmer seiner Toch trat, ohne seine Sporen abgelegt zu haben. „Nun, ist Faustin endlich angekommen, wie Cousine Anna gemeldet hat?"

„Ja, Papa, Faustinito ist angekommen."

„Bist du ihm mit deiner Tante entgegengefahren? H du ihn gesehen und gesprochen?"

„Ja, Papa."

Don Alonso sah seine Tochter aufmerksam an, als ob ergründen wollte, welchen Eindruck der Cousin auf seine Tocht gemacht.

Es muß hier gesagt werden, daß Don Alonso seine Tochter anbetete. Sie beherrschte ihn vollständig und machte mit ihm, was sie wollte, und Don Alonso liebte nichts auf der Welt so sehr als sie, sein Geld ausgenommen.

„Ich bedaure, daß der Junge hergekommen ist," sagte Don Alonso nach einer Weile. „Ich habe dir hundertmal geraten, ihn nicht kommen zu lassen, aber du gibst nichts auf meine Ratschläge. Du bist verrückt vor Eigensinn."

„Was ist Verrücktes dabei, daß man ihn herkommen ließ? Geh, liebes Papachen, sei nicht so böse mit mir."

„Es ist, wie ich sage. Mein Neffe ist immerhin mein Neffe und kein Spielzeug zu deiner Unterhaltung."

„Sieh, Papa, warum glaubst du, daß ich mich in schlechtem Sinne mit meinem Vetter unterhalten will? Vielleicht werde ich mich ganz anders mit ihm unterhalten, als du dir träumen läßt. Warum sollte ich mich nicht in ihn verlieben und ihm diese weiße Hand reichen?"

„Obwohl ein altes Sprichwort sagt: ‚wer schimpft, der kauft,' kann ich doch nicht glauben, daß du im Ernste sprichst. Sollte der lebendige Faustino so sein, daß du ihn lieben könntest, während er dir in effigie so viel zu lachen gab? Jetzt, da uns niemand hört, bekenne, daß du ihn nur hast kommen lassen, um dich über ihn lustig zu machen und dich zu amüsieren."

„Gut, was weiter? Ich bekenne es. Wo ist da die Sünde? Stelle dir vor, daß Faustino zu meiner Unterhaltung während der Feste hergekommen sei. Inwiefern thut man ihm unrecht? Wieso hält man ihm nicht Wort?"

„Aber, mein Kind, ist es denn keine Sünde, sich in dieser Weise über einen Menschen lustig zu machen? Und deine Tante Araceli, die du beerben sollst und die in dieser Angelegenheit die gute Fee spielen will und diese Rolle ernst nimmt, wird die sich nicht ärgern, wenn sie deine Bosheit entdeckt?"

„Nein, Papa, denn von diesen kleinen Sünden erfährt niemand etwas außer dir, weil ich vor dir kein Geheimnis habe. Ich wiederhole in allem Ernste, daß er mir gefallen hat. Ich sage nicht, daß ich mich in den Vetter verlieben werde, aber in Wirklichkeit ist er durchaus nicht lächerlich, wie auf seinem Bilde. Du glaubst kaum, was für ein hübscher Bursche er ist. Er sieht durchaus nicht dumm oder gewöhnlich aus. Doch wir werden ihn ja heute abend gemütlich sehen. Die Tante wird ihn heute an unserm Empfangsabend herbringen und einführen. Ach! das hätte ich ja beinahe vergessen. Der Unglückliche hat eine Unzahl Leckerbissen aus seiner Ortschaft

hergeschickt, die ich schon in die Speisekammer habe schaffe lassen. Er sitzt sehr gut zu Pferde und sein Brauner ist ga nicht übel."

„Und wie drückt er sich aus?" fragte Don Alonso.

„Sehr fließend und gut," antwortete Costanza.

„Du bist sehr originell, mein Kind, sehr originell!"

„Wieso? Was willst du damit sagen?"

„Ich will damit sagen, daß ich nicht will, daß ma sich über ihn lustig mache, sich mit der Familie verfeinde un unser eigenes Blut beleidige; aber ebensowenig will ich, da du dich am Ende in ihn verliebst, denn er ist ein verloren Unbekannter, der vielleicht zu nichts nutz ist, als um das z verzehren, was ich dir mitgebe. Was glaubst du denn, da ich dir geben kann? Du weißt schwerlich, wie schlecht die Ge schäfte in diesen letzten Jahren gegangen sind. Die Regierun verlangt allzu hohe Steuern. Madrid verschluckt alles. Nun was denkst du, daß ich dir geben werde?"

„Was weiß denn ich, Papa; du wirst mir so viel geben als ich will. Was könntest du mir abschlagen, da du mich s lieb hast?"

„Es handelt sich nicht ums Abschlagen, sondern darum daß ich nicht viel habe."

„Nun dann werde ich mich über ihn lustig machen, mein Familie und mein eigenes Blut beleidigen, und meine Tante die ich beerben soll, wird außer sich sein."

„Das ist doch nicht notwendig."

„Papa, es gibt für mich nur zweierlei: entweder ihn ver spotten oder ihn heiraten. Was ziehst du vor?"

„Du brauchst weder das eine noch das andere zu thun Sieh zu, daß er nach den Festen wieder ruhig heimzieht, un weise ihn möglichst sanft ab, wenn er sich in dich verlieben sollte."

Nachdem Don Alonso seine ganze Beredsamkeit aufgebote hatte, indem er dabei das Gefühl nutzlos zu reden nicht unter drücken konnte, schwieg er und küßte Doña Costanzita au die Stirne.

Costanzita richtete ihm dagegen die Halsbinde, streichelt seine Wangen, fuhr ihm liebkosend über die Glatze und ga ihm eine Menge kräftiger Küsse, während sie seinen Kopf i ihren weißen, weichen Händen hielt.

Sechstes Kapitel.

Zwei Tage nach der Ankunft Faustinos im Hause Don Aracelis trat der Knecht, der die Maulesel geführt hatte, mit denselben die Heimreise nach Villabermeja an, und der Doktor sandte durch ihn an seine Mutter einen Brief, dessen Inhalt wir hier im vollen Wortlaut folgen lassen:

„Geliebte Mutter! Ich weiß nicht, ob ich mich freuen oder bedauern soll, hergekommen zu sein und Deinen Rat befolgt zu haben. Tante Araceli ist die Güte selbst, hat Dich wirklich sehr lieb und hat mich mit der größten Liebenswürdigkeit empfangen. Sie ist recht gescheit, aber so freimütig und naiv, daß sie niemanden eine Bosheit zutraut. So kommt es, daß die Tante die Lobreden Costanzitas über mein Bild für bare Münze nahm, während dieselben ironisch gemeint waren. Costanzita hat mich nur aus bloßer Neugier, weil sie launisch ist und so verwöhnt von ihrem Vater, daß sie alles ausführen kann, was ihr gerade einfällt, und nicht etwa aus Entzücken über mein Bild, kommen lassen. Glücklicherweise habe ich, wie es scheint, durch meine Person einen günstigeren Eindruck auf Costanzita gemacht als durch das Bild.

„Onkel Alonso habe ich gesprochen. Er wäre unausstehlich, wenn er nicht wenigstens gutmütig wäre. Er ist so eitel auf seinen Reichtum, daß er sich einbildet, durch denselben auch der feinste, gebildetste und gescheiteste der Sterblichen zu sein. Er glaubt seinen Reichtum nur seinem Genie und nicht auch dem Glücke danken zu müssen, und da er den Besitz von Geld als das Höchste erachtet, so hält er es für selbstverständlich, daß er auch alle nach seiner Ansicht untergeordneteren Gaben besitze. So spricht er denn von Politik, Litteratur, Kunst, kurz von allem mit großer Ueberlegenheit, und da nahezu niemand in der hiesigen Gesellschaft ihm nicht Geld oder Gefälligkeiten schuldet, wird seine Ansicht wie ein Orakelspruch hingenommen und niemand wagt es, ihm zu widersprechen.

„Er hat nichts zu mir gesagt, woraus man schließen könnte, daß er um unsere Pläne weiß.

„Er hat mir nur prahlerisch erzählt, und ich glaube nicht ohne Absicht, daß er über die sämtlichen Stimmen im ganzen Distrikte verfügen und einen Abgeordneten nach seinem Geschmacke wählen könne.

„Einigemal hat er Fragen an mich gerichtet, als ob er

mein Wissen und Können auf die Probe stellen wollte, um zu sehen, was man allenfalls von mir erwarten könne. Ich weiß nicht, ob das Examen in seinem Sinne gut oder schlecht ausgefallen ist. Unter der Maske liebenswürdiger Biederkeit und ländlicher Unschuld scheint mir Onkel Alonso seinen wahren Charakter zu verbergen.

„Ich erzähle Dir nichts von den täglichen Empfangsabenden in seinem Hause, denn sie sind wie alle andern. Die Alten spielen l'Hombre und die Jungen halten verliebte Zwiegespräche oder unterhalten sich mit Klatschereien. Costanzita ist die Königin. Zwei oder drei Freundinnen sitzen bei ihr wie Ehrendamen in ihrem Dienste, und um sie herum steht ein großer Kreis von Verehrern.

„Die Göttin erweist aber keinem ihrer Anbeter besondere Gunst, gönnt denselben keinen andern Dank als höchstens einen freundlichen Blick oder ein süßes Lächeln. Wenn sie lächelt, bildet sich ein allerliebstes Grübchen in ihrer linken Wange und blendend weiße Zähne kommen zum Vorschein.

„Während der zwei Tage meines Hierseins fand ich noch keine Gelegenheit, mit ihr allein zu sprechen. Ich bin beinahe froh darüber. Costanzita hat mir einen gewissen Respekt eingeflößt und ich möchte nicht von Liebe zu ihr sprechen, ehe ich dieselbe wirklich empfinde.

„Im Anfang — Du weißt ja wie furchtsam ich bin — fürchtete ich, Costanza sei ein sehr verhätscheltes Kind, von schlechtem Charakter und kaltem Herzen; aber jetzt fürchte ich das nicht mehr; ich glaube, daß sie gut ist.

„Wenn Du hören könntest, wie silberhell und weich es klingt, wenn sie ‚Faustinito‘ ruft!

„Sie hat mich nach den Merkwürdigkeiten unseres Städtchens gefragt und manchmal meine Antworten lachend wiederholt, wenn sie witzig waren, und aufmerksam zugehört, wenn sie ernst waren. Sie wollte z. B. wissen, ob unser Schloß sehr groß sei, ob der Geist des Kommandeurs Mendoza noch im Schlosse wandle, ob man in Villabermeja denselben Dialekt spreche wie in Jaen und ob unser heiliger Schutzpatron noch Wunder verrichte, oder ob er müssig im Himmel lebe. Ich erwiderte hierauf, indem ich unwillkürlich den Freidenker verriet, daß der Heilige gegenwärtig nicht arbeite; aber bald hielt ich inne, da ich den Ernst und den Unwillen Costanzitas bemerkte. Später hörte ich von Tante Araceli, daß Costanza sehr fromm und gläubig sei.

„Auch mit Tante Araceli habe ich nicht von dem Heirats

projekt sprechen mögen. Vorher muß ich mich in Costanzita und sie sich in mich verlieben. Aber so, ohne Leidenschaft, wie sollte ich da von einer Ehe reden? Was kann ich meiner Cousine bieten? Eine Mitgift von Hoffnungen und Illusionen.

„Als reiche Erbin und als Schönheit gepriesen, mit dem angeborenen Adel, ihrem Können, ihrer Anmut und Eleganz, wird Costanzita in Großstädten leben und glänzen wollen und auch ihre Hoffnungen und Illusionen haben, die sie nie aufgeben wird, wenn sie mich nicht wahrhaft lieben lernt. Und wenn sie sich in mich verliebt, was sollte uns veranlassen, in Villabermeja zu leben, da Costanzita Geld genug hat, um in Madrid zu leben, wo ich ihre Liebe und die hohe Meinung, die sie von mir haben wird, rechtfertigen werde, indem ich sie auf den höchsten Gipfel des Ruhmes führe. Ob Costanzita mich nun liebt oder nicht, sicher ist, daß sich mit ihr ein Idyll in Villabermeja nicht verwirklichen läßt. Zu diesem Idyll wäre es notwendig gewesen, eine Costanzita zu finden so arm oder noch ärmer als ich.

„Wie dem auch sein mag — ich ahne, daß die Angelegenheit sich ernster gestalten wird, als wir beide dachten.“

Siebentes Kapitel.

Nach viertägigem Aufenthalte im Hause Doña Araceli<s>s</s> nahm ihn ein Marquis von Guadalbarbo, der auch zu den Festlichkeiten gekommen war, mit in das Kasino, verleitete ihn zu spielen und mehreremal zu setzen, wobei er immer verlor, so daß die neuntausend Realen, die er mitgebracht hatte, auf tausend zusammengeschmolzen waren.

Da der Doktor befürchten mußte, sich aller Barmittel zu berauben, schwur er sich, das Kasino nicht mehr zu betreten, um der Versuchung zu entgehen, noch einmal zu spielen.

Die tausend übrigen Realen mußten für die Zeit seines Aufenthaltes im Hause seiner Tante reichen, um der Dienerschaft wenigstens anständige Trinkgelder geben zu können.

Die Betrachtungen über seine eigene gegenwärtige Armut steigerten die Schüchternheit, den Kleinmut und die Melancholie Don Faustinos. Der Glanz seines Namens und seiner Titel stand in einem grellen Gegensatze zu dem ewigen Mangel

an Geld, der Don Faustino so sehr peinigte, daß er sein
tiefen Niedergeschlagenheit nicht Herr werden konnte.

Während der Festlichkeiten, die inzwischen ihren Anfang g
nommen hatten, ging es natürlich sehr lebhaft zu und dieselb
nahmen den gewöhnlichen Verlauf. Don Faustino wohnte d
Stierkämpfen bei, wozu er von seinem Onkel geladen word
war, besuchte den Festplatz auf seinem braunen Pferde im Fe
kostüm; that, als ob er sich dabei vortrefflich unterhielte, unte
hielt sich jedoch thatsächlich weniger als bei einem Begräbni

Die undefinierbaren Blicke zwischen ihm und Costanz
dauerten fort wie bei der ersten Begegnung, und jeden Abe
verbrachte er im Hause Don Alonsos mit dessen andern Gäste
aber die Festtage gingen ihrem Ende entgegen, ohne daß bei
sich näher getreten waren als am ersten Tage.

Wenn der Doktor Doña Costanza gefunden hätte, oh
daß eine Heirat zwischen ihnen besprochen worden wäre, hä
der Doktor ihr ohne Rückhalt seine kühnsten Wünsche enthü
Nicht nur Doña Costanza, einer Göttin selbst hätte der Dok
sich ohne Scheu erklärt. Seine Bescheidenheit war keine Natu
anlage, sondern Stolz, davon war er selbst fest überzeugt. I
seiner Phantasie schmückte er seine Liebeserklärung für Costan
mit den schönsten, poetischsten und duftigsten Redewendungen au
und dann trat wiederum nur die prosaische Formel in sein
Sinn, sie lautete: „Bringe mir die drei- bis viertausend Du
Rente, die mir so sehr abgehen; ich schenke dir dafür nichts al
meine Liebe." Und dabei hätte der Doktor weinen können vo
Schmerz und Wut, wenn diese Gedanken ihn des Nachts i
seiner Einsamkeit quälten, und dabei mußte er sich gestehen, da
die Liebe zu seiner Cousine sich immer mehr seiner bemächtigt

Doña Araceli, die aus Liebe zu ihrer Cousine Doña An
diese Heirat wünschte und den Doktor nun auch lieb gewonne
hatte, war sehr betrübt, daß die Sache einen so kalten un
langsamen Verlauf nahm. Sie traute sich nicht, mit Do
Faustino darüber zu sprechen. Sie dachte, es sei besser, de
zukünftigen Brautleuten vollkommene Freiheit zu lassen, dami
alles von ihnen selbst ausgehe.

Der Doktor hatte Respetilla stets schroff zurückgewiesen
wenn dieser, während er ihn des Abends auskleidete, von de
Brautschaft zu sprechen versuchte. So verurteilte sich Do
Faustino zu Selbstgesprächen in betreff seiner Liebe zu Costanza
Eines Abends aber konnte Respetilla nicht mehr widerstehe
und sagte zu ihm: „Señorito, nun sind es acht Tage, daß wi
hier sind."

„Nun gut. Wir werden noch vier bis fünf Tage bleiben
d dann nach Villabermeja zurückkehren," antwortete Don
ustino.

„Nun, wenn Euer Gnaden die fünf Tage so gut ver-
rten, wie die acht vergangenen, so haben wir eine recht er-
greiche Reise gemacht."

„Was geht das dich an? Schweige! Sei nicht unverschämt!"

„Ich bin Euer Gnaden treu ergeben, aber selbst wenn ich
ebe bekäme, ich müßte reden, wie mir's ums Herz ist."

„Respetilla! Respetilla!"

„Ihre Angelegenheiten, gnädiger Herr, waren mir doch
ts wichtiger als meine eigenen."

„Rede in Gottes Namen, Respetilla! Ich gebe dir für
ute abend Narrenfreiheit."

„Nun, Señorito, dann sage ich vor allem, daß Sie viel
bescheiden sind und viel zu behutsam vorgehen. Ich weiß
s guter Quelle, daß Doña mehr Lust hat, Euer Gnaden
n Liebe zu ihr reden zu hören, als ein Zigeuner zum
ehlen."

„Woher willst du das wissen? Was ist das für eine gute
uelle?"

„Meine gute Quelle ist eine Brünette, die alles verspricht
d nichts hält und mich schon einige Tage warm hält."

„Damit ist gar nichts gesagt. Wer ist es?"

„Wer sollte es sein? ... Manolilla."

„Und wer ist Manolilla?"

„Señorito, verzeihen Euer Gnaden, aber ist es meine
huld, wenn Sie immer im Finstern tappen und nichts sehen
d hören und mit so viel Verstand und Gelehrsamkeit gar
hts merken? Nun, Manolilla ist die Lieblingsdienerin von
oña Costanza. Ich verschlafe meine Zeit nicht, und obwohl
nicht zum Freien hergekommen bin, sagte ich, da sie gerade
i ist, zu ihr: ‚Da hast du mich, schöner Schwarzkopf!' und
die Jungfer nicht spröde ist, plaudert sie in der Nacht mit
r durch das Gartengitter."

„Und was hat sie dir von ihrer Herrin gesagt? Weiß
, was ihre Herrin von mir denkt?"

„Sie sagt, Ihre Señorita sage, daß Euer Gnaden sehr
lentvoll und gelehrt seien, aber auch manchmal ein lang-
iliger Patron zu sein scheinen und daß Sie sie auf die
lter spannen, indem Sie sich nicht erklären."

„Das sagt sie?"

„Das sage ich nicht und auch Manolilla sagt nicht, daß

sie sich so ausgedrückt hat, allein es ist der kurze Sinn ihr[e]
Reden."

„Schon gut. Wann wirst du Manolilla wieder sprechen?"

„Heute nacht um ein Uhr. Sobald ihre Herrin zu Bett
ist, wird sie ans Fenster kommen."

„Könntest du einen Brief von mir an Doña Costanza b
sorgen?"

„Und warum nicht? Aber wollen Euer Gnaden ihn nic
allsogleich schreiben?"

Don Faustino schrieb sofort den Brief und gab ihn dan
seinem Diener, der damit zu Manolilla ging.

Der Doktor konnte die ganze Nacht kein Auge schließe
vor Aufregung über die mögliche Wirkung seines Briefes un
vor Angst, Costanzita könnte darüber lachen.

Das erste, was der Doktor that, als Respetilla des Mor
gens in sein Zimmer trat, war, ihn zu fragen, ob er den Bri
abgegeben habe.

„Manolilla hat sich vorgenommen, denselben ihrer Herri
einzuhändigen, sobald dieselbe aufwacht. Und zu dieser Stun
wird sie ihn schon dreißigmal gelesen haben und ihn bald au
wendig können," erwiderte Respetilla.

„Glaubst du, daß sie antworten wird?"

„Ohne Zweifel. Wenn ich nur so sicher ins Paradie
komme! Ich erwarte, daß Manolilla mir heute nacht die Ant
wort bringt, die ich dann sofort Euer Gnaden einhändigen werde."

Während Respetilla so zu Don Faustino sprach, entschlo
sich Doña Araceli, in der Angst, daß ihre Pläne ganz scheiter
würden, ihr Schweigen zu brechen und mit ihrer Nichte si
auszusprechen. Unter dem Vorwande, in die Kirche zu gehe
verließ sie in aller Frühe das Haus, um Costanzita aufzu
suchen, die sie noch im Bette, aber wachend fand. Don Alons
war aufs Feld geritten, worüber Doña Araceli sehr erfreu
war, da sie nicht in den Verdacht kommen wollte, diese Lieb
zu sehr zu begünstigen.

Doña Araceli hatte viel, aber unglücklich geliebt, und wi
die meisten Frauen, die in ihrer Jugend viel geliebt haben
erfreute sie sich im Alter an der Liebe der Jungen und spielt
die dritte Rolle mit derselben Leidenschaft, mit der sie in ihre
Jugend die erste gespielt hatte.

Ein Fenster in Costanzitas Zimmer ging in den Garten,
und die Sonnenstrahlen, die durch dasselbe eindringen wollten,
brachen sich in den grünen Zweigen, die dasselbe beschatteten.
Ein Kanarienvogel, dessen Käfig an der Decke hing, sang vor

Zeit zu Zeit. Gegenüber vom Bette war ein kleiner Altar mit zwei brennenden Kerzen, und auf demselben stand eine Madonna von sehr hübscher Holzschnitzerei.

Doña Costanza trug während der Nacht weder eine Haube noch ein Netz, so daß ihr Haar in der ganzen Fülle und Schönheit sich enthüllte. Ganz leichte, dünne Decken, wie sie durch das warme Klima geboten sind, schmiegten sich dicht an den schönen Körper Costanzitas, so daß ihre graziösen, eleganten und jugendlichen Formen sichtbar waren.

Doña Araceli, die außer der verwandtschaftlichen Liebe das besaß, was Dante Verständnis der Liebe nannte, geriet in Ekstase, als sie ihre Nichte sah, und nachdem sie sie eine Weile betrachtet hatte, umarmte und küßte sie Costanza, indem sie ausrief: „Wie schön du bist, Mädchen! Gott segne dich! Du siehst aus wie eine Magdalena ohne Buße und Sünde."

„Tantchen, du spottest wohl mit dieser Schmeichelei. Du weißt doch, daß ich nicht eitel bin."

„Wie sollte ich spotten, mein Kind? Wie sollte mir das einfallen? Wo könnte man etwas Schöneres sehen, als dich? Gelobt sei Gott, daß er einen solchen Ueberfluß von Reizen auf deine Person verschwendet hat. So sollte man die Frauen sehen, um ihren Wert zu entscheiden, ohne jeden Schmuck und jede Zuthat, so wie Gott sie geschaffen hat."

„Was führt dich so früh am Morgen zu mir, Tante?"

„Nein, Mädchen! Diese frischen Farben, die du beim Erwachen hast! Du bist wie eine Rose ..." unterbrach sie Doña Araceli.

Costanzita war in der That rosiger als gewöhnlich. Als ihre Tante ungemeldet eingetreten war, hatte sie schnell den Brief des Doktors, den Manolilla ihr schon gegeben und den sie eben zu Ende gelesen hatte, unter ihr Kissen versteckt.

„Natürlich, Tantchen, du selbst hast es erklärt. Wie sollte ich, ohne Sünde und ohne Buße, keine frischen Farben haben?"

„Sage auch, ohne Liebe und ohne Schlaflosigkeit. Das kann ich nicht begreifen, mein Kind. Deine Augen sind trügerisch. Woher kommt das verführerische Feuer, das sie belebt? Von hier? Aus diesem Herzchen? Aber wie kann das sein, wenn dieses Herzchen von Stein ist?"

„Von Stein! Und warum glaubst du das? Im Gegenteil, Tante. Mein Herz ist voll Liebe."

„Für wen, Kind!"

„Bis jetzt für niemand, Tante. Aber soll mein Herz

nicht in Liebe erglühen, ohne dieselbe auf einen bestimmte Gegenstand zu übertragen?"

„Versuche es nicht, mir durch listige Redensarten zu en wischen. Wenn dir ein Gegenstand dafür fehlt, wie sollte dir nicht an Liebe fehlen?"

„Gemach, Tantchen. Was du behauptest, läßt sich leic widerlegen. Wenn man liebt und keinen Gegenstand für die Liebe findet, schafft man sich in der Phantasie, im Traun einen solchen und diesen liebt man dann. So mache ich's. U wenn du wüßtest, wie schön der Gegenstand meiner Träume ist!

„Sieht er deinem Vetter Faustino gar nicht ähnlich?"

„Um die Wahrheit zu sagen, Tante, diese Traumgestalte sind unendlich verschieden von den wirklichen: sie sind ve schwommen, unklar, schleierhaft. Die Umrisse scheinen sich i Nebel zu verlieren. Wie sollte ich nun sagen können, mein Ideal meinem Vetter gleicht oder nicht? Das komm darauf an. Manchmal scheint es ihm zu gleichen, manchma wieder nicht."

„Du liebst also eine Luftgestalt, von der du selbst nic weißt, wie sie aussieht."

„Ich weiß es und weiß es nicht. Es ist ein Rätsel, da ich mir selbst nicht erklären kann."

„Mache keine Flausen, Costanzita. Spiele nicht die Rätse hafte. Sage mir ohne Umschweife und Zweideutigkeiten, du deinen armen Vetter liebst oder nicht."

„Vorher müßte ich wissen, ob er mich liebt oder nicht."

„Er liebt dich, er betet dich an. Das sieht man."

„Du siehst es vielleicht, Tante, weil du erfahrener bi als ich. Ich bin unerfahren und so jung, ich bemerke nicht Zu was hat er eine Zunge? Wenn er mich liebt, warum sa er mir's nicht? Warum erklärt er sich nicht? Will er ode willst du, daß ich ihn dazu auffordern soll?"

„Nein, mein Kind. Er erklärt sich nicht, weil er se schüchtern ist."

„Schüchternheit und Dummheit sind nahe verwandt."

„In diesem Falle nicht. Außerdem hat es Faustinit durchaus an Gelegenheit dazu gefehlt, du bist immer so be lagert!"

„Man durchbricht die Kette der Belagerer, sucht die Ge legenheit und findet sie."

„Wer weiß, ob er sie nicht sucht?"

„Er muß sehr ungeschickt sein, wenn er sie acht Tage lan gesucht hat, ohne sie zu finden. Aber siehst du, Tantchen, ic

habe dich so lieb, daß ich nicht länger hintanhalten und dir alles gestehen will."

„Sprich, sprich, Spitzbübin. Dachte ich's doch, daß du mir etwas verheimlichst."

Doña Costanza fuhr mit der Hand unter das Kopfkissen und brachte in ihren schönen Fingern den Brief ihres Vetters zum Vorschein.

„Da ist das Geheimnis, Tante," sagte sie. „Da ist es. Acht Tage hat der Vetter gebraucht, um diese Epistel zu schreiben. Du mußt zugeben, daß er sich nicht übereilt und mit Ruhe und Ueberlegung vorgeht."

„Spotte nicht! Faustino hat wohl nicht gewagt, früher an dich zu schreiben. Lies mir den Brief vor."

„Tante, um Gottes willen! Es ist ja ein Geheimnis. Sage es nur Papa nicht und gar niemanden. Solche Dinge sind amüsanter, wenn niemand davon weiß."

„Sei unbesorgt. Ich werde schweigen. Lies nur."

Doña Costanza las mit leiser Stimme den Inhalt des Briefes, der also lautete:

„Cousine! Seit acht Tagen lebe ich in einem Glücksträume, mit dem tausend Befürchtungen, aus dem Bewußtsein meines geringen und deines hohen Wertes entstanden, in grimmigem Widerstreite liegen. Ich wende mich an Dich, damit Du mir ihn verzeihest und Dich seiner annehmest. Ein Wort von Deinen zarten Lippen genügt, daß der Traum Leben werde. Wirst Du das süße Wort aussprechen? Verdamme jedenfalls nicht, ohne zuvor zu hören, was ich zu seiner Verteidigung zu sagen habe. Wie und wo kann ich mit Dir sprechen? Wenn eine gewisse Sympathie, die ich in Deinen Augen zu lesen glaubte, wenn ein gewisses Mitleid, womit Du mich manchmal betrachtest, nicht eine Lüge sind, die meine Eitelkeit erfindet, so hege ich das Vertrauen, daß Du Mittel suchen wirst, mich anzuhören, fern von dem Schwarm der Verehrer, der Dich umgibt. Sehnsüchtig erwartet Deine Antwort der glühendste von allen

Dein Vetter Faustino."

„Siehst du, daß du dich nicht beklagen darfst!" sagte Doña Araceli.

„Ich beklage mich ja nicht, Tante."

„Und wie fein und gut abgefaßt der Brief ist! Wie faßt der Liebhaber in demselben alles zusammen, was er wünscht. Wie weiß er kühn zu sein, ohne unbescheiden zu werden! Und du, was wirst du nun thun?"

„Das werden wir ja sehen, Tante. Es ist ja ganz selb verständlich, daß ich weitere acht Tage vorübergehen lasse, u über die Antwort nachzudenken.“

„Liebe Costanza, sei nicht schlimm! Liebst du ihn od liebst du ihn nicht?“

„Was weiß denn ich, Tante? Um es offen zu sage fürchte ich, daß ich im Begriff stehe, ihn zu lieben. Ich b merke, daß er mich anzieht. Aber noch liebe ich ihn nicht. E wird vor allem nötig sein, daß ich mich davon überzeuge, da ich geliebt bin, sehr geliebt. Dann ... ich wiederhole, dar werden wir ja sehen.“

„Was wirst du ihm aber inzwischen antworten?“

„Für den Augenblick nichts. Ich werde acht Tage schweigen

„Er wird vor Ungeduld sterben.“

„Fürchte nichts, er wird nicht sterben. Uebrigens sieh du, daß der Herr Vetter sehr kühn ist. Er verlangt nich Geringeres als ein Stelldichein. Was würde man von m sagen, wenn man das erführe?“

„Aber, Mädchen! wenn er dich doch heiraten wird, könnte du da nicht mit ihm einen Augenblick am Gitter sprechen?“

„Und wer sagt dir, daß er mich heiraten soll; das ist eben die Frage.“

Was für Schmeicheleien, Vernunftgründe und Liebkosunge Doña Araceli auch noch ferner an ihre Nichte verschwende mochte, so erreichte sie es doch nicht, ein Versprechen von i oder auch nur Aufklärung über ihre wirkliche Gesinnung D Faustino gegenüber zu erhalten.

Achtes Kapitel.

Den ganzen Tag verbrachte der Doktor in größter Au regung und in fortwährender Erwartung einer Antwort v Doña Costanza.

Er sah seine Cousine auf der Promenade und beim Em pfang. Er sprach mit ihr, während sie von ihren Freunde und Freundinnen umgeben war. Es war ihm unmöglich, a ihrem Benehmen zu ersehen, was für einen Eindruck sein Bri auf Costanza gemacht. Es schien ihm, als sei sie ernster ihrem Benehmen gegen ihn als gewöhnlich.

Um zwölf Uhr verließ der Doktor das Haus Don Alonsos, um in dasjenige seiner Tante zurückzukehren. Statt sich zu entkleiden, schickte er seinen Diener zu Manolilla und beauftragte ihn, ihm noch mitzuteilen, was sie gesagt habe, er werde seine Rückkehr erwarten.

Er setzte sich an einen Tisch und las, ohne ein Wort von dem zu erfassen was er las. Ueber die Zeilen hinweg hüpfte die liebliche Gestalt Costanzitas und lenkte ihn von deren Inhalt ab.

Zwei tödliche Stunden verstrichen. Nach zwei Uhr hörte Don Faustino jemand durch den Gang schleichen. Gleich darauf trat Respetilla in das Zimmer.

„Warum bist du so lange ausgeblieben? Bringst du meine Antwort?“ fragte der Doktor.

„Ach, Señorito! Glauben denn Euer Gnaden, das sei so einfach, in dieses Haus zu kommen? Der Kleine, der mir die Hinterthür aufzumachen pflegt, schlief wie ein Sack, und ich war schon darauf gefaßt, im Freien zu übernachten.“

„Hast du einen Brief?“ fragte der Doktor von neuem.

„Nur nicht so ungeduldig, Euer Gnaden.“

„Ich bin ja gar nicht ungeduldig,“ sagte der Doktor, indem er sich zwang, ruhig zu erscheinen. „Nun sprich also. Was bringst du?“

„Nun, ich bringe keinen Brief. Doña Costanza hat Manolilla gezankt, weil sie ihr den von Euer Gnaden überbracht hat, und sagte ihr, daß sie nicht antworten wird.“

„Gut, mir hat es das Herz gesagt. Ich bin kein Glückskind. Ich will keine weiteren Dummheiten hier machen. Morgen kehren wir nach Villabermeja zurück.“

„Señorito, ich glaube nicht, daß die Sache so schlecht steht, wie Euer Gnaden glaubt.“

„Warum glaubst du das?“

„Ich glaube es, weil Doña Costanza, die Euer Gnaden nicht antworten will, plötzlich eine sonderbare Laune hat.“

„Was für eine Laune?“

„Sie hat zu Manolilla gesagt, es sei jetzt so wunderschönes Wetter, der Garten sei so herrlich, besonders aber in der Nacht, wenn die Sterne leuchten und die Blumen duften. Manolilla antwortete ihr, es sei entzückend von ein bis zwei Uhr in der Nacht; und das Fräulein sagte, sie habe Lust und Laune, morgen um diese Stunde in den Garten zu gehen.“

„Ach, Respetilla, ich kann an mein Glück kaum glauben!

Sie gibt mir ein Stelldichein! Sie will mich durch das Garten-gitter sehen und sprechen!"

„Señorito, das habe ich nicht gesagt. Euer Gnaden müss[en] in meinen Worten nicht suchen, was nicht darin enthalten is[t]; das sind sehr schwierige, heikle Sachen. Weder Doña Costan[za] zu Manolilla, noch Manolilla zu mir haben ein Wort vo[m] Stelldichein gesprochen. Ueberhaupt wurde gar nicht von Eu[er] Gnaden gesprochen. Wir haben bloß erfahren, daß Do[ña] Costanza die Laune hat, morgen nacht um ein Uhr in de[n] Garten zu gehen, um den Duft der Blumen zu atmen un[d] den Glanz der Sterne zu bewundern; da jedoch zwei Gitte[r]thüren nach der Straße gehen und die Straße dem König g[e]hört, so kann niemand Euer Gnaden verhindern, dieselbe z[u] betreten und auch Blumenduft zu atmen, wenn es Euer Gnade[n] beliebt."

„Ich werde hingehen, Respetilla; ganz gewiß werde i[ch] hingehen."

„Manolilla hat hinzugefügt, Euer Gnaden sollen sich g[ut] mit einem Mantel verhüllen, damit niemand Euer Gnaden er[-]kennt; denn hier sind die Leute sehr klatschsüchtig und böswilli[g]. Und wenn wir dann beide in der kleinen Gasse sind, kan[n] Euer Gnaden sich an eine Gitterthür stellen, anscheinend de[n] Garten und die Blumen betrachten, und da könnte der Zufa[ll] es fügen, daß Euer Gnaden das Fräulein Cousine sehen un[d] dann auch zufällig mit ihr sprechen."

„Schicksal, gönne mir dies Glück!" sagte der Doktor un[d] seufzte.

„Seufzen Sie nicht, Señorito. Zuversicht soll Ihre Bru[st] erfüllen, denn es gibt Zufälle, die wie göttliche Vorsehun[g] aussehen."

Der Doktor war glücklich und in diesem Gefühl so fre[i]gebig, daß er seinem Diener ein gut Teil seines geringen Vor[-]rates an klingender Münze gab.

Am nächsten Tage machte man wieder den gewöhnliche[n] Spaziergang und traf sich abends im Hause Don Alonsos wi[e] bisher. Auch Costanzita war wie immer, weder liebenswürdige[r] noch kälter. Don Faustino fand sie schon von ihren Freunde[n] umgeben und sprach mit ihr wie alltäglich.

Die Ungeduld verzehrte Don Faustino. Der Abend schie[n] ihm endlos; aber alles hat ein Ende und Mitternacht wa[r] vorüber.

Don Faustino hatte seine Tante nach Hause begleitet un[d] mit ihr zu Nacht gespeist. Er war bereit.

Kaum waren alle im Hause zur Ruhe gegangen, als der Doktor mit Respetilla durch die Hinterthüre hinausschlüpfte. Er war in einen weiten, langen Mantel gehüllt, trug einen großen breitkrämpigen Hut und im Gürtel einen Dolch und eine Pistole.

Ehe noch die Glocke der Domuhr ein Uhr schlug, waren der Doktor und Respetilla in dem Gäßchen. Durch die Gitterthüre konnte man den ganzen Garten vortrefflich übersehen, soweit es die üppigen Orangenbäume, die dichten Jasminbüsche und Rosenstöcke und alle die anderen Bäume und Pflanzen erlaubten. Tiefe Stille herrschte auf den Straßen und im Garten. Man hörte nur das Murmeln des Springbrunnens inmitten des Gartens.

Der Mond schien nicht; aber die Nacht war so klar und die Sterne strahlten so hell, daß sie sich im Wasser des Bächleins spiegelten, das sich durch den Garten schlängelte. Am Ufer desselben mußten ohne Zweifel Veilchen blühen, denn ihr Duft beherrschte den der Rosen und aller anderen Blumen.

„Noch sind sie nicht heruntergekommen, Señorito," sagte Respetilla.

„Schweige; wir werden warten," antwortete Don Faustino.

So vergingen drei bis vier Minuten.

„Sie kommen, dort kommen sie," sagte Respetilla. „Aber Euer Gnaden dürfen nicht so stehen bleiben und sie erschrecken, sonst fliegen uns die Tauben scheu davon. Euer Gnaden müssen sich an die Mauer drücken und die Thüre frei lassen, damit wir sehen können, ob sie näher kommen."

Der Doktor befolgte die Weisung Respetillas. Bald hörte er das Geräusch leichter Tritte und das angenehme, herausfordernde Rauschen seidener Gewänder. In kurzem waren Doña Costanza und Manolilla an der Thüre, hinter welcher der Doktor sich verbarg.

„Wie schön ist diese Nacht, Manuela!" sagte Doña Costanza. „Wie freue ich mich, daß ich in den Garten herunter bin! Ich konnte nicht schlafen ... aber ich habe Angst. Papa wird uns doch nicht gehört haben? Gott gebe, daß er nichts davon erfährt. Mein Gott! Er wäre außer sich!"

Der Doktor wußte nicht recht, wie er aus seinem Verstecke kommen und die Unterhaltung beginnen sollte.

Endlich trat er hervor und näherte sich dem Gitter, an welchem seine Cousine stand.

„Ah!" sagte Costanza wie erschrocken.

„Erschrick nicht, Costanzita, ich bin es, dein Vetter Faustino."

„Ach, ach, Vetter!“ sagte Costanza lachend, „du hast mi
schön erschreckt! Aber welch merkwürdiges Zusammentreffe
daß wir beide dieselbe Laune hatten!“

„So ist es. Ich konnte auch nicht schlafen und ging au
um frische Luft in der Umgebung deines Gartens zu atme
Ich preise den Zufall, der mich dich hier finden ließ.“

„Ja, mein Freund; aber, du lieber Himmel! Wenn Pa
wüßte, daß ich zu solcher Stunde durch das Gitter mit d
spreche, Gott allein weiß, was er zu thun imstande wäre!“

Der Doktor bemerkte, daß während der letzten Wor
Respetilla und Manolilla rücksichtsvoll verschwanden, ohne e
Wort zu sagen, und an der anderen Gitterthüre miteinand
sprachen und sehr nahe bei einander standen, als ob sie m
gutem Beispiel vorangehen wollten.

Der Doktor befolgte denn auch das Beispiel seines Diene
und trat so nahe heran als möglich. Costanzita bemerkte
wohl nicht, sonst wäre sie gewiß zurückgetreten, statt näher
kommen. Einen Augenblick standen sie sich so nahe, daß d
frische Atem Costanzitas ihn berührte und er fühlte, daß da
Feuer ihrer Augen ihm ins Herz drang.

„Ich liebe dich, ich bete dich an,“ sagte der Doktor i
leisem, aber leidenschaftlichem Tone. „Darum wollte ich di
sehen, dich allein sprechen und es dir sagen. Liebe oder tö
mich! Von dir geliebt und durch deine Liebe fühle ich mich
allem fähig. Du gebietest mir zu leben oder zu sterben. D
bist mir teurer als alle meine Träume und wenn sie sich no
so glänzend verwirklichen sollten.“

„Schweige, Vetter, schweige und sei nicht verrückt. Dei
leidenschaftlichen Worte entsetzen mich. Sei vernünftig oder i
werde nie mehr kommen.“

„Du wirst morgen nacht wiederkommen? Jede Nacht?

„Ja, ich will kommen für einen Augenblick; aber du mu
sehr ruhig und sehr vernünftig sein.“

„Aber, du liebst mich nicht?“

„Wenn ich dich nicht lieb hätte, würde ich dann kommen?

„Du liebst mich, liebst mich wahrhaft?“

„Sieh, Faustino, ich mag dich nicht täuschen. Ich hab
dich lieb als Vetter, als Freund, ja wie einen Bruder. Da
fühle und verstehe ich; aber von der anderen Liebe versteh
ich nichts. Ich bin noch zu jung, um zu wissen, wie man d
empfindet. Laß mir Zeit, um mich selber zu beobachten un
zu ergründen.“

„Verzeihe, Costanza; aber die freundschaftliche, schwester

liche Neigung, von der du sprichst, ist doch nichts anderes als Liebe."

„Nun, versuche du nicht, mich zu täuschen, Faustinito. Liebe, das fühle ich, ist etwas mehr. Ich weiß nicht, was es ist und nicht, worin es besteht, aber es ist etwas mehr. Sieh, ich will dir etwas anvertrauen."

„Sprich, mein Herz."

„Daß, wenn ich dich noch nicht wahrhaft liebe, ich lernen möchte, dich so zu lieben, und das ist doch schon sehr viel. Wenn ich daran denke, weißt du, wie mir dann geschieht?"

„Nun?"

„Meine Seele scheint dann wie ein Schmetterling dem Lichte zuzufliegen, unwiderstehlich und eigentümlich hingezogen. So fühlt meine Seele sich zu dir hingezogen, aber Liebe ist es noch nicht. Es ist nur Neigung zu lieben. Wenn mein Herz in den Flammen Feuer fängt und sich verbrennt, dann ist die Liebe darin eingezogen."

„Ach, wenn es nur bald in Flammen stände!"

„Grausamer, Mann ohne Mitleid! So wenig liebst du mein Herz? Was hat es dir gethan, das arme, arme Herz?"

„Es hat mich verwundet und tötet mich vor Liebe."

„Wie überspannt seid ihr Poeten! Ich weiß kaum, was ich denken soll, wenn ich dich höre. Sind es Phrasen, frage ich mich, sind es rhetorische Wendungen, oder empfindest du wirklich, was du sagst?"

„Zweifelst du an meiner Aufrichtigkeit und Redlichkeit?"

„Verstehe mich wohl! Ich zweifle nicht. Ich würde dich durch Zweifel an dem Ernst deiner Gesinnung beleidigen. Aber vielleicht täuschest du dich selbst. Diese warme, liebliche Nacht, der Garten mit den duftenden Blumen, das Ungewohnte unseres Alleinseins, die stille Poesie der vorgeschrittenen Stunde, kann das alles nicht teilhaben an deiner Begeisterung? Ich will nicht leichtgläubig und leichtsinnig sein. Ich will mich nicht von Eitelkeit verblenden lassen. Es schmeichelt so sehr, sich so geliebt zu sehen, wie du vorgibst mich zu lieben, daß ich nicht wage zu glauben, was du beteuerst. Verzeihe mir diese Bescheidenheit. Leb' wohl. Auf morgen nacht!"

„Warum gehst du so früh? Kaum bist du gekommen und schon willst du mich wieder verlassen!"

„Ich bin voll Unruhe. Ich fürchte, mein Vater könnte mich überraschen. Jedes Geräusch erschreckt mich. Ein Lufthauch in den Zweigen macht mich erzittern. Geh."

„Wirst du morgen zur selben Stunde kommen?"

Costanza schwankte eine Weile. Dann sagte sie:

„Ich werde kommen.“

„Wirst du dann länger mit mir plaudern?“

„Ja, wenn du brav bist, wenn ich meine Furcht ein wen verliere, wenn ich einsehen lerne, daß du mich liebst.“

„Und du, wirst du mich lieben?“

„Ich habe dir ja gestanden, daß ich dich lieben möch Nun geh, Faustino.“

Don Faustino machte Anstalten, ihr zu gehorchen, sah i noch einmal voll Innigkeit ins Auge und sagte:

„Reiche mir die Hand.“

Doña Costanza war nicht so geschmacklos, ihm die Ha zu verweigern, die sie ihm öffentlich so oft gereicht.

Der Doktor hielt sie in der seinen und bedeckte sie m Küssen.

Gleich darauf verließen er und Respetilla das Gäßch und gingen möglichst vermummt nach Hause, indem sie d Weg durch stille, menschenleere Straßen nahmen, um re unbemerkt zu bleiben.

Stolz auf seinen Triumph, verliebter als je in Costanzi nicht mehr Luftschlösser, sondern ein ganzes Paradies im Ge erbauend, schlief unser Don Faustino Lopez de Mendoza ei herrlichen Schlaf, in welchem ihn alle Genien der Liebe u der Hoffnung umgaukelten.

Neuntes Kapitel.

Einige Tage nacheinander wiederholte sich das Stelldiche in derselben Weise.

Tagüber war Doña Costanza stets von Freundinnen u Verehrern umringt, so daß sich keine Gelegenheit für D Faustino fand, mit ihr insgeheim zu reden.

Zuweilen wechselten die beiden einen flüchtigen Blick, d aber von ihrer Seite so unklar im Ausdruck war, daß m selbst, wenn man sie dabei beobachtet hätte, nichts Kompromitti rendes darin hätte entdecken können.

In der Nacht wiederholten sich die Zwiegespräche du das Gartengitter, aber Costanzas Neigung zur Liebe woll sich nicht in Liebe verwandeln.

Die Hoffnungen Don Faustinos verwirklichten sich nicht nd wurden auch nicht vernichtet.

Wenn er bei ihr war, stand er unter dem Banne ihres auberს. Er war gläubig wie ein Kind und ihr unterthan ie ein Sklave.

Wenn er fern von ihr war, bestürmten ihn tausenderlei icht sehr schmeichelhafte Gedanken.

„Warum das Geheimnisvolle bei unserem Verkehr?“ fragte sich. „Was könnte es meiner Cousine schaden, wenn sie vor n Leuten zeigen würde, daß sie was auf mich hält, daß sie ich auszeichnet, daß sie mich gerne hat? Ist nicht eine gewisse euchelei, eine gewisse Falschheit in ihrem Benehmen? — leine Cousine will warten, bis ihre Neigung sich zu leidenaftlicher Liebe entwickelt. Währenddem das nicht geschieht, Gefahr, daß ihre Liebe stirbt, noch ehe sie entstanden. Ist e Ungewißheit, in der sie mich läßt, nicht grausam? Darf ihr als Spielzeug dienen, wobei sie sich fragen kann: ‚liebe ihn, liebe ich ihn nicht‘, ohne eine Antwort darauf zu finden?“

Indessen erwartete er dennoch immer die Nacht mit Sehncht und eilte gegen ein Uhr, von seinem treuen Diener beeitet, zum Gartengitter.

Die Liebelei Respetillas blieb auch im selben Stadium und s blieb immer beim alten. Respetilla erklärte es sich dahin, ß jedes Land seine Eigenheiten habe und daß eben hier in achen der Liebe, sowohl bei den Herrschaften als bei der ienerschaft, es Sitte zu sein scheine, schön langsam, anstatt auf lügeln im Schneckengang vorwärts zu gehen. „Was viel wert , kostet viel“, sagte er für sich.

So standen die Dinge, als eines Morgens Respetilla mit nem Briefe in das Zimmer seines Herrn trat.

Er überreichte denselben, indem er sagte, daß ein Unbennter ihm denselben am Hausthor überreicht habe und dann fort verschwunden sei.

„Wer mir da wohl schreibt?“ fragte sich der Doktor. Sollte es Costanzita sein?“

Indem er das hoffte, erbrach er den Brief und las mit taunen das Folgende:

„Meine ewige Liebe, hast Du mich vergessen? Kennst u mich nicht mehr? Ich vergesse Dich nie und liebe Dich nmer. Mein Geist ist unlösbar an den Deinen gekettet und in feindliches Schicksal und auch nicht die alles zerstörende eit vermag mich von Dir zu trennen. Mitten unter tausend ergänglichen Existenzen, im rasenden Laufe wandelbarer

Wesen und wechselnder Formen besteht meine Seele u
Deine Liebe ist ihr Leben. Auf dieser sterblichen Erde hat
Himmel, dessen Beschlüssen ich mich füge, unübersteigliche Hind
nisse zwischen mich und Dich gestellt. Ich habe nicht kämpf
wollen gegen göttliche Bestimmung, darum habe ich mich Dein
sterblichen Auge nie gezeigt. Du sollst den Namen, den
trage, nie erfahren. Ich sehe Dich, ohne daß Du mich sieh
Wenn mein Körper schläft, fliegt mein Geist zu Dir und ble
Dir zur Seite. Bist Du so zerstreut und materiell geworde
daß Du in Deinem inneren Sein nicht fühlst, wenn ich m
in mystischer Umarmung Dir vereine; findet mein Geist in d
Deinigen kein Echo mehr? Sehen die unsterblichen Augen Dein
Geistes diejenige nicht mehr, die Du einst so sehr geliebt ha
Lebt nicht einmal im Traume eine leise Erinnerung an De
vergangene Liebe? Du liebst, oder bist im Begriff, ein ande
Weib zu lieben, und mich erfaßt Eifersucht. Wie schrecklich
das Gefühl der Eifersucht! Ich werde nichts gegen die Li
thun, die anfängt sich Deiner Seele zu bemächtigen. In dies
sterblichen Leben kannst und wirst Du nicht mein sein.
wäre ein Wahnsinn! Es wäre ein Verbrechen! ... Ich w
nicht aus Egoismus verhindern, daß Du einer anderen an
hörst. Ich werde es beweinen und beweine es; aber ich wer
lernen, es zu ertragen. Und wenn das Weib, das Du lieb
herzlos, Deiner unwert ist und Dich verläßt und verspott
werde ich Dich trösten, mein süßes Herz. Meine unwandelba
Liebe kann nie aufhören, selbst wenn Du mich verachten sollte
Gott gebe, daß Du nicht unglücklich wirst; doch wenn
es sein solltest, rufe mich zu Hilfe, sage mit der ganzen v
borgenen Energie Deines Herzens: ‚Eile zu mir, mein Tros
und ich werde bei Dir sein. Seit einigen Tagen kämpfe ich m
dem Wunsche, mich Dir materiell zu zeigen. Vielleicht rufe
Dich, um Dich zu sehen und zu sprechen und ein Andenken
Dich zu behalten. Wirst Du kommen, wenn ich Dich rufe?
ich glaube, daß Du kommen wirst. Du bist edel und großmüt
und wirst mir diese Wohlthat nicht versagen. Ich will me
lebendiges Sein mit bleibendem Eindruck in Deine Erinneru
eingraben, ehe ich Dich in diesem zeitlichen Leben für imm
verliere, ehe Du glücklich wirst mit diesem Weib, das mindeste
frivol ist. Leb wohl! Gedenke Deiner ewigen Freundin."

Verwundert dachte der Doktor über den Inhalt dies
Briefes nach und hatte hunderterlei Vermutungen über de
selben. „Sollte Costanza diesen Brief geschrieben haben, u
meinen Hang zum Romantischen zu verspotten, indem sie n

übertreibt? Sollte er von einer Wahnsinnigen sein, die sich in mich verliebt hat und selbst im Ernste an diese Hirngespinste glaubt? Sollte Onkel Alonso oder irgend jemand aus seiner Gesellschaft es gethan haben, um mich zu reizen? Doch es sei, wie immer, das beste ist, diesen Brief zu verbrennen und niemandem zu sagen, daß ich ihn erhalten habe. Der hat sich selber einen Streich gespielt, der glaubte, sich über den Eindruck amüsieren zu können, den dieser Brief auf mich machen würde."

Der Doktor verbrannte den Brief: weder Respetilla, noch seiner Mutter, der er sonst alles vertraute, teilte er ein Wort über diesen Brief und seinen Inhalt mit.

Er fuhr fort, Costanza am Tage zu lieben und ihr des Nachts durch das Gartengitter seine Liebe zu gestehen; aber wenn er dann allein in seinem Zimmer war und seine Nerven von dem nächtlichen Stelldichein überreizt waren, glaubte er ein eigentümliches Geräusch neben sich zu hören, als ob an seiner Seite ein Schatten hinglitte. Einmal erwachte er aus dem Schlafe, zitternd und mit kaltem Schweiß bedeckt, und er hatte die Empfindung, als ob ätherische Lippen einen Kuß auf seine Stirne gedrückt hätten. Don Faustino Lopez de Mendoza, der praktische Philosoph, war beschämt über seine momentane Leichtgläubigkeit und Feigheit; aber Thatsache ist, daß sich diese Geistererscheinung drei Nächte durch wiederholte und er seine ganze Kraft zusammennehmen mußte, um sich nicht zu entsetzen. „Wenn es ein Geist ist, was ist da schreckliches dabei?" sagte er. „Der Geist einer schönen Frau, die ich einst, Gott weiß wann, geliebt haben soll, kann doch nicht zum Entsetzen sein, im Gegenteil zum Entzücken." Damit beruhigte sich der Doktor und lachte; doch sofort verstummte sein Lachen, denn er glaubte deutlich den schlürfenden Schritt eines Gespenstes und das Schleifen einer wallenden Gewandung zu hören, und sogar einen leisen, tiefen, traurigen Seufzer ...

In innerster Seele wiederholte er unzähligemale die Schlußworte des verbrannten Briefes: „Gedenke Deiner ewigen Freundin!"

„Werde ich denn verrückt?" fragte er sich. „Bin ich denn eine so elende, schwache, nervöse Natur, daß die Phantasie meine Vernunft beherrscht? Soll es in der Macht der ersten besten stehen, mich um meine Ruhe und mein klares Urteil zu bringen?"

Die innere Unruhe erlaubte Don Faustino nicht, das gewohnte Leben zu führen, und machte ihm die unklare Situation Costanza gegenüber unerträglich.

Drei Nächte nach Empfang des merkwürdigen Briefes kam

der Doktor mit Respetilla nach Hause zurück. Das Zwiege
spräch hatte nicht lange gedauert. Es war erst zwei Uhr.

Als der Doktor um die Ecke bog, näherte sich ihm ein
arme Alte und sagte ganz leise zu ihm: „Herr Kavalier, ich mu
Sie sprechen, ohne daß Ihr Diener mich hört. Ich komme in
Namen der ewigen Freundin."

Respetilla war zurückgeblieben. Der Doktor wartete, bi
er herankam und sagte zu ihm: „Geh nach Hause: folge mi
nicht! Erwarte mich wachend bis vier Uhr!"

Respetilla blieb nichts übrig, als zu gehorchen, seinen Her
zu verlassen und nach Hause zu gehen.

Als Don Faustino und die Alte allein waren, sagte de
erstere: „Was will diese ewige Freundin von mir? Wen
jemand mir damit einen Streich spielen will, so kann er si
darauf verlassen, daß es ihn teuer zu stehen kommen soll."

„Es ist nichts dergleichen, Herr Kavalier. Es ist ein
ernste Angelegenheit."

„Und wer ruft mich? Sagen Sie mir ihren Namen."

„Ich weiß ihn nicht, und wenn ich ihn wüßte, würde i
ihn nicht sagen. Mein Auftrag lautet, Sie sollen mir folge
um sie zu sehen."

„Wie komme ich dazu, jemanden aufzusuchen, den
nicht kenne?"

„Fürchten Sie sich, Herr Kavalier?"

„Mütterchen, ich kenne keine Furcht. Geh voraus,
folge, und wenn's zur Hölle ginge."

„Ich bin beauftragt, Sie nicht mitzunehmen, ohne Ihn
einige Bedingungen gestellt zu haben."

„Sprich geschwind! Ich nehme sie an, vorausgesetzt, d
sie nicht unsinnig sind. Die Neugierde, meine ewige Freund
zu sehen, vermag viel über mich."

„Meine Bedingungen lauten: daß Sie nie nach ihre
Namen forschen dürfen, sie nie verfolgen, nie das Haus,
das ich Sie jetzt führen werde, zu erkennen suchen sollen; n
dürfen Sie fragen, wenn Sie es je wiedererkennen sollten, w
in dem Hause wohnt, und wenn ich Ihnen schließlich zuruf
‚jetzt gehen wir', müssen Sie mir gehorchen, das Haus verlasse
und mir wieder bis hierher folgen, wo ich Sie dann verlass
werde, damit Sie allein nach Hause zurückkehren können. Nehm
Sie meine Bedingungen an?"

„Ich nehme sie an."

„Sie geben Ihr Ehrenwort, die Gebote nicht zu übe
treten?"

„Ich gebe es.“

„Dann folgen Sie mir.“

Trotzdem die Stadt klein war, fehlte es nicht an einem Labyrinth von Gassen und Gäßchen, in welchen sich Don Faustino unter der Leitung der Alten verlor.

Endlich blieb die Alte vor dem Thore eines Hauses stehen. Sie ließ den Doktor eintreten und folgte ihm, indem sie das Thor wieder schloß, und beide befanden sich in tiefer Finsternis. Der Doktor legte die Hand an die Pistole, die er im Gürtel trug. Die Alte öffnete mit einem Schlüssel, den sie bei sich hatte, eine Thüre und beide traten über die Schwelle.

Dieselbe Finsternis herrschte dort.

Die Alte faßte den Doktor bei der Hand und führte ihn über eine Stiege. Dann gingen sie durch zwei Zimmer, die ebenfalls dunkel waren. Schließlich kamen sie zu einer Thür, durch die ein Lichtstrahl fiel. Die Alte klopfte leise an. „Herein,“ sagte eine weibliche Stimme.

„Treten Sie ein, Herr Kavalier!“ sagte die Alte.

Don Faustino trat ein, und die Alte blieb draußen.

Das Zimmer war ärmlich eingerichtet, aber sehr sauber. Auf dem Tische stand eine Lampe und im Hintergrunde war noch eine Thüre, die ohne Zweifel zu einem Alkoven führte.

Inmitten des Zimmers stand eine hohe, schlanke Frau, in Schwarz gekleidet. Auch ihre Haare waren schwarz, schwarz wie Ebenholz. Ihre Gesichtsfarbe war dunkel; ihre Augen wunderschön und schwarz wie ihre Haare. Ihre ganze Erscheinung war elegant.

Obwohl sie blaß war und einen leidenden Ausdruck hatte, sah man ihr an, daß sie kaum zwanzig Jahre alt war.

„Mein Herr,“ sagte jene Frau mit wohlklingender, etwas unsicherer Stimme, „verzeihen Sie, daß ich Sie belästigt habe, zuerst, indem ich Ihnen schrieb, und dann, indem ich Sie nahezu gezwungen habe, mir diese Unterredung zu gewähren. Als ich schrieb, war ich sehr aufgeregt, ich glaube, ich hatte Fieber. Das mag Ihnen jedwede Extravaganz in meinem Briefe erklären.“

„Was soll ich, wenn dem so ist, von Ihrem Briefe halten?“

„Was ich geschrieben, ist Wahrheit und ich bat nur um Entschuldigung für die Art und Weise, wie ich's Ihnen schrieb.“

„So sind Sie meine ewige Freundin?“

„Ich bin es.“

„Sie kennen mich schon lange?“

„Ich kenne Sie . . . Sie aber haben mich vergessen.“

„Helfen Sie meinem Gedächtnis auf die Spur! Wo und wann haben wir uns gesehen?"

„Höre, Faustino! Verzeihe, wenn ich so zu dir spreche, dich bei deinem Namen nenne ... Wir haben uns so sehr geliebt!"

Der Doktor betrachtete mit größter Aufmerksamkeit die schönen Züge jener Frau und glaubte sich derselben zu erinnern; aber nur ganz verworren und ohne bestimmten Anhaltspunkt. Auch ihre tiefe sympathische Stimme kam ihm nicht unbekannt vor.

„Faustino!" fuhr die Frau fort. „Ich habe es dir schon geschrieben. Nun sage ich es dir. Ich darf dir in diesem Leben nicht angehören. Einmal aber wollte ich dich sehen und sprechen, ehe wir uns für immer trennen. Ein grausames Schicksal verdammt mich, dich zu fliehen ... Liebe jenes Mädchen! Gott gebe, daß sie deiner würdig ist. Sei glücklich mit ihr! ... Willst du mir etwas zuliebe thun?"

„Fordere, was du willst!" sagte der Doktor, indem er überlegte, ob sie wohl wahnsinnig sei, ob das Ganze eine Komödie oder ob er selbst nicht recht bei Sinnen sei.

„Gib mir zum Andenken an dich," sagte die Frau, „eine Locke von deinem blonden Haar."

Kaum hatte sie das gesagt, als sie sich auch schon dem Doktor näherte und mit einer Schere, die auf dem Tische lag, eine Locke abschnitt.

Das war alles schneller geschehen, als man es zu erzählen vermag.

„Nun hast du mich wiedergesehen," fuhr sie fort, „vergiß mich nicht wieder ... Wenn du unglücklich werden solltest, rufe mich, und ich werde kommen, um dich zu trösten. Jetzt bist du glücklich und bedarfst meiner nicht ... Sage mir aufrichtig: liebst du Doña Costanza? ... Antworte die reine Wahrheit, wie es einem Ehrenmann geziemt."

Der Doktor konnte nicht anders als antworten: „Ja, ich liebe Doña Costanza."

„Geh, geh!" rief die Frau mit schmerzbewegter Stimme verzweifelt aus.

Don Faustino ging, ihrer gebietenden Stimme gehorchend; aber im selben Augenblick legte sie beide Arme um seinen Hals. Der Doktor fühlte den Hauch ihres jugendlichen Atems und heiße Küsse auf beiden Augenlidern.

Einen Augenblick lang stand er wie betäubt. Als er wieder zu sich kam, hatte die Frau sich schon von ihm entfernt und war durch die Thür im Hintergrunde, die sie hinter sich schloß, verschwunden.

Die Alte war an seiner Seite.

„Halten Sie Wort,“ sagte dieselbe, „und folgen Sie mir, ich führe Sie zu unserem Ausgangspunkte zurück.“

Don Faustino sah ein, daß jeder Widerspruch unnütz gewesen wäre.

Sie führte ihn, offenbar auf Umwegen, um ihn irre zu machen, durch eine Menge Straßen. Endlich verließ sie ihn vor dem Thore von Doña Aracelis Haus.

Zehntes Kapitel.

Unter dem frischen Eindruck, den die Unbekannte auf ihn gemacht, rief er alle Frauen in sein Gedächtnis zurück, mit welchen er je in einem auch nur liebesähnlichen Verhältnisse gestanden hatte. Das einzige, was der Doktor, indem er alle seine Erinnerungen wachrief, entdeckte, war, daß er noch nie geliebt hatte. Seine erste Liebe war somit Doña Costanza.

Daraus ging hervor, daß seine ewige Freundin innerhalb der Grenzen des Natürlichen sich nie seinem Auge gezeigt hatte, so lange er ein Mann war und sich Don Faustino nannte. Bei jener geheimnisvollen Begegnung hatte er sie zum erstenmale gesehen.

Drei bis vier Tage vergingen und der lebhafte Eindruck, den der Kuß jener namenlosen Frau, der ihm anfangs noch lange auf den Augenlidern brannte, war verlöscht; aber das Bild jener Frau, deren Augen ihm tief ins Herz gedrungen, blieb darin unauslöschlich.

Mit der Zeit setzte sich, nachdem er seine ewige Freundin in Wirklichkeit gesehen, ein phantastisches Bild von ihr in seinem Gedächtnis fest. Wenn er die Augen schloß oder im Dunkel war, sah er sie in einem leuchtenden Nimbus.

Wenn auch undeutlich und verwirrt, fand der Doktor eine Aehnlichkeit zwischen dem Bild, das ihm von ihr vorschwebte, und einem anderen, das er im Gedächtnis behalten hatte. Seine Mutter hatte in ihrem Gemach ein Bildnis aus dem XVI. Jahrhundert, das von Pantoja herzurühren schien. Es war eine Dame, in schwarzen Sammet gekleidet, mit eingeschnittenen, wulstigen Aermeln, einem Halsband aus prachtvollen Perlen, schönen Hals- und Handkrausen, und im Haar viele Diamanten. Obwohl kein Name darauf stand, wußte man, daß

dieses Bild das Porträt der „Coya", der Dame aus Peru, war, mit deren Geld man das altadelige Haus der Lopez de Mendoza erbaut hatte.

Nicht gleich, sondern erst nach vier Tagen war dem Doktor die Aehnlichkeit zwischen seiner ewigen Freundin und diesem Bilde aufgefallen.

Selbstverständlich war die poetische Einbildungskraft des Doktors in vollständigem Widerspruche zu seinem Verstand und seinem kritischen Geist. Alles mußte ihn überzeugen, daß die unbekannte Frau, die ihn geküßt, von Fleisch und Blut war.

Und da dem Doktor der Name „ewige Freundin" zu lang erschien, hatte er die Laune, seiner Vision einen bestimmten Namen zu geben, und nannte sie Maria.

Merkwürdig war, daß, nachdem der Doktor sie so genannt und öfters im Geist mit diesem Namen gerufen hatte, er sich mit Erstaunen und von diesem seltsamen Zusammentreffen unangenehm berührt, erinnerte, daß die Coja während ihres Lebens, zur Regierungszeit des Königs Don Philipp II., auch Doña Maria genannt worden war.

Don Faustino fielen verschiedene Geschichten ein, die er gelesen oder gehört hatte und die ihn manchmal auf die absurde Idee brachten, daß seine ewige Freundin eine Gemeinschaft mit der Coja haben müsse, und ihm andererseits dazu verhalfen, sich die ganze Sache auf natürliche Weise zu erklären.

Da die Erinnerung an das Bild nicht vollständig deutlich und die an die Unbekannte, die er nur wenige Minuten gesehen, noch weniger deutlich war, konnte die Aehnlichkeit mehr eingebildet als wirklich sein. Vielleicht hatte die Sage, daß der Geist der Coja im Hause wandle, um ihre Schätze und Perlen zu behüten, ihn auf diese Idee gebracht. Als er noch klein war, hatte man ihm erzählt, daß der Geist der Coja der unruhigste von allen Geistern und Gespenstern der Familie sei. An diese und manche andere Geschichte erinnerte sich Don Faustino noch sehr wohl.

Indessen schien es ihm notwendig, Respetilla zu befehlen, daß er gar niemandem, auch Manolilla nicht, anvertraue, daß er eine Nacht allein außer Hause zugebracht habe. Respetilla schwieg aus Liebe zu seinem Herrn trotz seiner Neigung zum Schwatzen.

Die Unterredung, welche Doña Araceli mit Costanzita hatte und von welcher wir berichtet haben, wiederholte sich noch einigemale.

Doña Araceli dachte, die Schüchternheit Don Faustinos

sei schuld daran, daß die Liebesangelegenheit zwischen ihnen nicht vorwärts kam; sie beschloß deshalb, ihn darüber zur Rede zu stellen, und nahm ihn eines Tages mit auf ihr Zimmer und sagte: „Mein Junge, ich wollte bis jetzt nicht mit dir über die Sache reden, aber es ist notwendig, daß ich es dennoch thue. Ich sehe, daß du meine Nichte liebst. Gestehe es nur! Ist es nicht wahr, daß sie reizend ist? Ist es nicht wahr, daß sie überaus graziös ist? Ist es nicht wahr, daß du sie anbetest?"

„Ja, Tante, ich bete sie an," sagte Faustino.

„Warum sagst du ihr's denn nicht, Dummkopf? Ich weiß, daß sie sehr geneigt ist, dich zu lieben; aber soll sie vielleicht um dich freien?"

Der Doktor, der das Geheimnis seines nächtlichen Stelldichein wahren wollte, antwortete: „Aber wo und wie soll ich meine Cousine sprechen, wenn sie immer von Freunden umgeben, oder an der Seite ihres Vaters ist?"

Da konnte Doña Araceli, obwohl sie versprochen hatte, nichts von dem Liebesbrief zu erwähnen, den Costanzita ihr vorgelesen hatte, nicht mehr an sich halten und sagte: „Sei nicht hinterhältisch, weg mit der Verstellung! Ich weiß, daß du an Costanzita geschrieben, ihr deine Liebe erklärt und sie um ein Stelldichein gebeten hast. In einem mitteilsamen Augenblick hat sie mir deinen Brief vorgelesen. Sie sagt, sie wolle dir nicht antworten. Schreibe ihr noch einmal und du wirst sehen, daß sie dir antwortet!"

In dieser Weise wurde das Gespräch noch eine lange Weile geführt und Doña Araceli setzte dem Doktor dermaßen zu, daß dieser zum Schluß gestehen mußte, daß er schon einigemal durch das Gitterthor in der Nacht mit Costanza gesprochen.

Doña Araceli begrüßte diese Neuigkeit mit Jubel und freute sich mehr darüber, als wenn sie selbst durchs Gitter gesprochen hätte. Sie wollte alles, auch die kleinste Kleinigkeit wissen und war ganz außer sich. Sie fühlte mit ihnen, als ob ihr Herz zugleich das Herz Faustinos und das Herz Costanzitas wäre und zwar bis über den Kopf verliebt.

Don Faustino mußte alles erzählen und das Wichtigste wiederholen.

„Du allmächtiger Gott!" rief Doña Araceli aus, „nach siebenmaligem Zwiegespräch in stiller Nacht, bei schimmerndem Sternenschein, umgeben von berauschendem Blumenduft; beide schön und jung, und nichts geschieht; sie kommt zu keinem Entschluß und bekennt nicht, daß sie dich liebt. Hat sie ein Herz

von Stein? Haben deine Lippen sie nicht berührt, nicht einmal ihre Stirn?"

„Nein, Tante. Nur ihre reizende Hand habe ich geküßt."

„Ach, Neffe, Neffe! Wenn du nicht so wahrheitsliebend wärest, würde ich's dir nicht glauben."

„Tante," antwortete Don Faustino seufzend, „ich glaube, daß Costanza mich nicht liebt."

„Nein, mein Sohn, sage das nicht. Costanza liebt dich. Wenn sie dich nicht liebte, gäbe es keine Entschuldigung fü ihre nächtlichen Zusammenkünfte mit dir. Es handelt sich nu darum, daß die heilige Kirche euren Bund und eure Lieb segnet. Ich werde die Sache schon in Ordnung bringen, od ich bin des Namens nicht wert, den ich trage."

„Tante, bedenken Sie, was sie thun, und stürzen Sie mic nicht ins Verderben. Sagen Sie um Gotteswillen Costanz nicht, daß ich nicht zu schweigen wußte und Ihnen unsere Stell-dichein verraten habe. Sie würde mir es nie verzeihen."

„Erschrick nicht und zittere nicht! Wenn du so fortfährs wirst du der größte Pantoffelheld, von dem die Geschichte er zählt. Du wirst sehen, daß ich Costanzita nichts verrate werde. Ich werde andere Mittel suchen, um sie völlig für di einzunehmen."

„Danke, Tante; sehr vorsichtig, sehr vernünftig ... ei Uebereilung könnte alles verderben."

„Die Sache ist in guten Händen. Du wirst schon sehen."

„Gott gebe es, Tantchen."

„Höre, Faustinito, ich muß dir etwas sagen, wenn du mi auch, weil du ein Philosoph bist, recht auslachen wirst; aber i will, daß du mir für die Unruhe dankst, die ich um deine willen durchmache."

„Was ist geschehen? Ist Onkel Alonso vielleicht böse, we Sie meine Liebe zu seiner Tochter begünstigen?"

„Nein, das ist es nicht. Uebrigens hat Onkel Alonso kein Freude an dieser Liebe, wenn er auch nicht gerade böse darübe ist. Dein Onkel ist mit allen Salben gerieben und man müßt ebenso sein, um seine eigentliche Meinung zu ergründen. Da einzige, was feststeht, ist daß er sich der Meinung seiner Tochte unterordnen wird, wenn dieselbe sich entschieden zu deinen Gunste wendet. Ich kann dir übrigens auch nicht verhehlen, daß de Onkel nicht gerade entzückt von dir ist; er findet, du seiest ei Träumer, sehr zerstreut und unpraktisch und ... ich wage kaum es auszusprechen, denn ich selbst kann ihm in dieser Hinsicht nicht ganz unrecht geben ..."

„Wessen klagt er mich an?“

„Er klagt dich . . .“

„Nun, sprechen Sie.“

„Er klagt dich an, irreligiös zu sein; aber ich hoffe, du wirst dich bekehren lassen. Ich habe in frommen Büchern verschiedene Lebensgeschichten hoher Damen gelesen, die sich mit jüdischen, maurischen oder heidnischen Königen vermählten und sie bekehrt haben. Warum sollte das Costanzita nicht gelingen? Hat sie vielleicht weniger einschmeichelnde Beredsamkeit, oder weniger Reize als jene?“

„Ja, Tantchen, seien Sie überzeugt, daß Costanzita mit mir und aus mir machen kann, was sie will, wenn sie mich liebt. Aber, sagen Sie mir endlich, was Sie beunruhigt.“

„Mein Sohn, es sind Dummheiten und du wirst mich auslachen.“

„Ich werde gewiß nicht lachen; reden Sie.“

„Du wirst gleich sehen, wie schwach und furchtsam wir Frauen sind. Du weißt, daß ich einige Jahre mit deiner Mutter zusammen verlebte, ehe sie sich verheiratet hat; daß ich später, als du ein kleines Kind warst, längere Zeit mit ihr in Villabermeja zubrachte; daß wir uns stets geschrieben und treue Freundschaft gehalten haben. Du wirst daher nicht erstaunt sein, wenn ich die ganze Geschichte deiner Familie und deines Hauses weiß.“

„Und was kann Sie dabei beunruhigen, Tante? Daß ich arm bin? Ich leugne es nicht.“

„Das ist es nicht, mein Sohn; das ist es nicht. Ich sagte dir ja, daß es eine Dummheit ist; ein Wahn, der mich dennoch zuweilen beunruhigt. Du weißt, daß die Leute in Villabermeja sich erzählen, in eurem Hause gehe ein Geist um, der bei allen Ereignissen sich zeigt. Dein Vater, der die Furcht nicht kannte, erzählte mir einmal, daß besagter Geist ihm bei deiner Geburt im Schlafe erschienen sei und dunkle Prophezeiungen verkündet habe, die er mir nicht erklären konnte oder wollte. Später hörte ich noch eine Unzahl Ammenmärchen. Da nun deine Mutter das Bildnis der Coya, die seit Jahrhunderten alle möglichen Teufeleien verüben soll, in ihrem Salon hängen hat, kenne ich ihre Züge sehr gut. Nun sind meine Nerven in den letzten Tagen so überreizt, daß ich besagten Geist in der irdischen Hülle der Coya zu sehen geglaubt habe.“

„Sie haben die Coya gesehen, Tante?“ sagte Don Faustino mit einem ihm unerklärlichen Gefühl von Bangigkeit.

„Ja, ich habe sie einigemale im Schlafe gesehen, und sie

hat mich voll Zorn angeblickt und mir schien es, als ob s
dagegen sei, daß ich mich eurer Verlobung annehme. Un
obwohl ich einsehe, daß es eine Thorheit ist, konnte ich mi
doch der Furcht nicht erwehren. Seit einigen Nächten (das mu
aber ganz unter uns bleiben) lasse ich unter dem Vorwand
mich nicht wohl zu befinden, eines meiner Dienstmädchen b
mir im Zimmer schlafen."

„Aber Sie haben die Coya doch nur im Schlafe gesehen?

„Wie sollte es anders sein! Mein Gott, ich kann doch nic
zugeben, daß die Seelen der Verstorbenen durch Jahrhunder
und Jahrhunderte hier spazieren gehen, um die Lebenden z
erschrecken oder zu unterhalten. Das könnte mir noch fehlen!

„Das ist richtig, Tante."

„Das Schlimme ist, daß die Einbildung viel vermag. S
kann einen Wahn erzeugen, aus dem wieder hundert ande
entspringen. Ich erwähne das, weil ich vor einigen Tage
früh morgens zur Kirche ging. Ich kniete an einer dunkel
einsamen Ecke nieder. Anfangs bemerkte ich nicht, daß a
meiner Seite eine hohe, schlanke, schwarzgekleidete Frau wa
die zu beten schien. Ich weiß nicht warum, aber ihre un
gewöhnliche Erscheinung nahm nach und nach meine ganze Au
merksamkeit in Anspruch. Vor mir erhob sie sich, um zu gehen
Sie wandte mir dabei zum erstenmale das Gesicht zu und i
hatte den verwünschten Einfall zu finden, daß es demjenige
auf dem Bilde deiner Mutter gleicht."

„Und Sie haben die Frau nicht wiedergesehen?" fragt
Don Faustino.

„Nein, nein, ich sah sie nicht wieder. Ohne Zweifel infolg
dieser Hallucination habe ich sie noch einigemal im Traum
gesehen; aber das Zeichen des Kreuzes verscheucht alles Bö
und ich will trachten, keine Furcht mehr zu haben. Und wen
auch der Teufel selbst dagegen sein sollte, will ich doch mei
Möglichstes thun, damit du Costanzita heiratest."

Damit schloß Doña Araceli die Unterredung und verlie
den Doktor mit erneuter Hoffnung auf Erfolg und Glück i
seiner Liebe und doch ein wenig verwirrt und nachdenklich infolg
des seltsamen Zufalls, die Coya, das Porträt und die ewig
Freundin betreffend.

Elftes Kapitel.

Don Faustino fing an, eine traurige Rolle zu spielen. Alle Leute in der Stadt, da man ja in kleinen Provinzstädten alles weiß, erzählten sich, daß er auf Freiersfüßen gekommen war; und da es zu keiner Verlobung kam, konnte man eine Abweisung erwarten, und je länger die Sache in der Schwebe blieb, desto mehr wurde darüber gesprochen. Der Doktor war kein Weltmann und dazu noch verliebt und merkte von alledem nichts.

Doña Araceli liebte Doña Costanza von ganzem Herzen, aber dennoch mißfiel ihr die Verstellung und Zurückhaltung ihrer Nichte, die durch das Gartengitter mit dem Doktor sprach, ohne es ihr anzuvertrauen; und mehr noch mißfiel ihr ihre Selbstbeherrschung, durch welche sie es vermochte, einem jungen Manne von den Gaben Faustinos, der ohne Zweifel während des siebenmaligen nächtlichen Zwiegesprächs mit feuriger Beredsamkeit in sie gedrungen war, zu widerstehen und das Jawort zu verweigern, indem sie fortfuhr ihr Herz zu befragen, ohne die Antwort desselben zu ergründen.

Nachdem Doña Araceli lange und eingehend alles erwogen hatte, hing sie ihre Mantille um und ging in das Haus Don Alonsos, fest entschlossen, die Sache ohne Umschweife zum Abschluß zu bringen; denn je länger es noch dauern würde, desto größer würde die Beleidigung für Don Faustino sein, im Falle er abgewiesen würde.

Don Alonso war im Kasino und Doña Costanza empfing ihre Tante allein.

„Costanzita,“ begann Doña Araceli sofort, nachdem sie Platz genommen, „es ist notwendig, daß wir uns verständigen. Der Sohn meiner besten Freundin ist hierhergekommen, im Vertrauen auf mein Wort und die guten Dienste, die ich angeboten, und es paßt mir nicht, daß man ihn zum Narren hält. Liebst du ihn, oder liebst du ihn nicht?“

„Tante, Tante,“ erwiderte Doña Costanza, „du kommst ja mit gezücktem Dolch auf mich zu. Das ist ja fürchterlich. Wie soll ich, was soll ich da antworten? Ich wünsche, meinen Vetter zu lieben, aber ich liebe ihn noch nicht. Das ist nicht meine Schuld. Kann ich meinem Herzen befehlen?“

„Aber, Kind, was für eine Art von Herz hast du denn? Nach vierwöchentlichem Beisammensein sagt dir dein Herz nichts, weder für, noch gegen ihn?“

„Mein Herz schweigt nicht. Es sagt mir nur zu viel un
mein Kopf antwortet darauf, und zwischen meinem Herze
und meinem Kopf entsteht ein Kampf, der mich zur Verzweif
lung bringt.“

„Vertraue mir doch, Costanzita,“ sagte Doña Araceli weic
indem sie ihre Nichte zärtlich umarmte.

„Nun denn, ohne Umschweife, Tante: ich bin ein uner
fahrenes Mädchen und weiß wenig von Leidenschaft und Liebe
aber ich vermute, daß es darin ein mehr und minder gibt, wi
bei allem. Bis zu einem gewissen Grade glaube ich meine
Vetter zu lieben, denn er ist diskret, gut, gebildet und hat noc
viele andere schätzenswerte Eigenschaften. Mit der Hälfte, j
mit einem Viertel von der Liebe, die ich für Faustino empfinde
würde die erstbeste sich vielleicht genügen lassen, um sich mi
einem Manne zu verloben und ihn dann zu heiraten. Aber ic
denke zuviel darüber nach und müßte meinen Vetter dreima
so viel lieben, als ich ihn liebe, um meine Bedenken zu über
winden und ihn zu heiraten. Ich glaube, daß er mich lieb
aber auch seine Liebe müßte dreimal stärker sein, als sie ist.“

„Wieso? Erkläre mir das.“

„Das ist sehr einfach. Mit einer unermeßlichen, hohe
Liebe würde unsere Verbindung eine glückliche sein. Wir würde
hier oder in Villabermeja in einem ewigen Idyll leben, unser
Besitzungen pflegen und vermehren. Aber ohne diese groß
Liebe, wie es heute steht, bin ich geneigt zu glauben, daß, wen
wir uns heiraten würden, wir beide unglücklich würden. Ic
würde mit dem Leben hier oder in Villabermeja nicht zufriede
sein und Faustino noch weniger, denn er ist sehr ehrgeizig. E
besitzt nichts und ich habe sehr wenig zu erwarten. Und dami
kann man in Madrid nicht leben. Ich will annehmen, Faustin
sei ein Genie, ein Wunder. Glaubst du, daß er mit seine
Versen, seiner Litteratur, seiner Philosophie tausend Duros in
Jahr verdienen wird? Ich glaube es nicht. Wenn er Politi
treibt, könnte er vielleicht eine wichtige Sendung erhalten fü
sechs Monate oder ein Jahr und dann würde wieder ein lange
Stillstand eintreten. Faustino ist kein praktischer Mann, un
da er mehr in einer Welt seiner eigenen Phantasie, als in de
Wirklichkeit lebt, wird er stets arm bleiben. Ich will dami
nicht in Abrede stellen, daß Faustino als Gelehrter, Redne
oder Poet glänzen könnte, aber mit diesem Glanze kann ma
die Modistin nicht zahlen, keine eleganten Möbel, keine Wage
keine Pferde, keinen Schmuck, keine Toiletten, kurz, nichts vo
alledem kaufen, was eine Dame braucht, um selbst zu glänze

Es wäre sehr traurig für mich, wenn ich mich mit dem Reflex von meines Mannes Ruhm zufrieden geben müßte und, falls ich mich einmal zeigen würde, die Damen der Aristokratie mich für eine untergeordnete Person ansehen und fragen würden: ‚Wer ist denn das?‘ und andere würden antworten: ‚Das ist die Frau Minister so und so; das ist die Frau des Doktor Faustino, oder des Poeten Faustino.‘ Schlimmer ist es freilich, wenn man den Mann nur durch seine Frau kennt, wie das oft vorkommt, aber auch das Gegenteil ist ärgerlich und ich bin nicht geneigt, das zu ertragen. Ich will dir alles gestehen. Nicht aus sträflicher Koketterie, sondern getrieben von dem Wunsche zu lieben und von den Träumen an ein Idyll, und wiederum von entgegengesetzten Träumen, habe ich Faustino zum Gartengitter gerufen, habe mit ihm gesprochen, habe ihn meine Hand küssen lassen und beinahe, beinahe habe ich ihm meine Liebe gestanden. Er war beredt, leidenschaftlich, sanft, aber indem er seine Liebe mit seinem Traum von Ruhm vermengte und mir die Erfüllung seiner Hoffnungen mit leuchtenden Farben schilderte, um mich zu verführen, rief er meinen Ehrgeiz nicht wach, und ich dachte nur daran, daß die Männer mit der Zeit vergessen, daß auch das Herz der Frau lebhaft schlägt.“

„Ach, Costanza!“ rief Doña Araceli mit Thränen in den Augen und sehr niedergeschlagen aus. „Es drückt mich nieder, es verwirrt mich, was ihr Mädchen von heutzutage alles wißt und erwägt. Zu meiner Zeit war das nicht so.“

„Tante, das war zu allen Zeiten so. Uebrigens ist es nicht meine Schuld, daß ich so bin. Mein Vater hat mich so erzogen. Der poetische Bräutigam selbst, den Sie mir ausgesucht haben, lehrt mich erwägen, wie ich's thue.“

Doña Araceli versuchte noch die häßlichen Vernunftschlüsse Costanzitas zu bekämpfen, aber sie erlahmte bald und ergab sich, nicht aus Mangel an Ueberzeugung, sondern weil sie schwerfällig im Denken und Sprechen war.

„Und was gedenkst du zu thun, mein Kind?“ sagte sie zum Schluß.

„Wenn ich zwanzigtausend Duros Rente hätte,“ antwortete Costanzita, „würde ich, ohne zu schwanken, meinen Vetter heiraten. Das wird dich überzeugen, daß ich ihn liebe. Wenn ich gar nichts hätte und so arm wäre wie er, würde ich ihn auch zum Manne nehmen, denn, indem er mich zur Frau nähme, würde er mir eine wahrhafte und tiefe Liebe beweisen, die meinen Stolz befriedigen und mich veranlassen würde, nicht minder edel zu sein, als er. Aber mein halber Reichtum zerstört

diese poetischen Extreme und verdammt ihn und mich zu niedrig
Prosa, und es bleibt nichts anderes übrig, als meinen Vett
zu verabschieden und ihm den Korb nach Möglichkeit zu ve
süßen. Und glauben Sie mir, Tante, daß ich's beklage. W
sollte ich's auch nicht beklagen, da ich ihn doch liebe!"

Und indem sie das sagte, fing sie bitterlich zu weinen a
wie ein kleines Kind, dem man sein liebstes Spielzeug zerbric

Doña Araceli leistete Costanzita beim Weinen Gesellscha
und beide beweinten lange und verzweifelt die unglückliche Lie
Don Faustinos.

Ermüdet vom Weinen, trockneten sie schließlich ihre Thräne

Die Sonne schien an jenem Tage so leuchtend wie gewöh
lich. Die Nacht kam und kein Stern fehlte am Himmel.

Costanzita erschien des Abends in der Gesellschaft unve
ändert und heiter wie die Sonne und die Sterne.

Doña Araceli suchte auch ihre schlechte Laune zu verberge
aber es gelang ihr nicht so wie ihrer Nichte. Sie spielte
diesem Abend wie gewöhnlich. Sie ärgerte sich immer se
wenn sie verlor, aber an jenem Abende war sie außer s
darüber. Sie jammerte über ihr ewiges Unglück im Spi
seufzte und schalt den Marquis von Guadalbarbo grob, w
er so ungalant war, sie zweimal im Spiel zu schlagen, und w
im Begriffe die gewohnte Haltung ganz zu verlieren.

Um ein Uhr nachts war der Doktor wieder von Respetil
begleitet am Gartengitter. Doña Costanza kam nicht so pün
lich als gewöhnlich und erschien endlich sehr traurig und niede
geschlagen.

„Faustino," sagte sie, „mein Vater weiß alles; ich we
nicht, wer es ihm gesagt hat, aber er weiß alles und hat m
gerade auf grausame Weise gescholten. Ich mußte ihm ve
sprechen, nie mehr mit dir zu sprechen. Ich breche mein Wo
nur, um Abschied von dir zu nehmen. Mein Vater widerse
sich auf das entschiedenste dieser Liebe und ich darf seine
Willen nicht entgegen sein. Ein unerbittliches Schicksal tren
uns. Vergiß mich! Beklage mich! Einen Trost aber will
haben, da ich dich verliere; länger kann ich es dir nicht verhehle
Ich liebe dich!"

Dieses „ich liebe dich" war die Süßigkeit, welche d
bittern, schlecht verhüllten Korb umgab. Der Doktor fühl
(und er täuschte sich nicht, denn das menschliche Herz ist e
finsterer Abgrund), daß dieses „ich liebe dich" die einzige Wah
heit war unter alldem, was Costanza ihm sagte. Er wollte
entführen und hinführen, wohin immer sie nur wünschen moch

und er versicherte, daß er um ihrer Liebe willen jeder Gefahr die Stirne bieten werde und den Zorn aller natürlichen und übernatürlichen Mächte herausfordere.

Mit überlegenem Geiste und ohne den Stolz des Doktors zu verletzen führte Doña Costanza den Beweis, daß eine gewaltsame Entführung, eine Heirat gegen den väterlichen Willen vermieden werden müsse, daß ihr Vater recht habe, wenn er gegen ihre Heirat sei, und daß sie beide, obwohl sie sich so sehr liebten, unglücklich werden würden, wenn sie Mann und Frau wären; der Himmel selbst sei gegen ihre Verbindung; dem Doktor stehe eine Zukunft voll Glück und Ruhm offen, und sie, weit entfernt, seinem hohen Fluge zu folgen, würde ihm eine Last werden und ihn hindern, das ersehnte Ziel zu erreichen.

Kurz, Costanzita war voll überzeugender, begeisterter und erleuchtender Beredsamkeit.

Der arme Doktor mußte, obwohl er verlassen und verschmäht wurde, noch dankbar sein.

Costanza war nichtsdestoweniger keine kalte Kokette ohne Herz und Gefühl. Zu ihrer Tante und zu dem Doktor hatte sie offen und aufrichtig gesprochen. Sie sprach die Wahrheit, wenn sie sagte, daß sie den Doktor liebe. Sie liebte, liebte ihn heftig; aber sie liebte auch ihren Wohlstand, ihre weibliche Eitelkeit und die Hoffnung, eines Tages in der großen Welt eine glänzende und hervorragende Rolle zu spielen; und darum verbannte sie Faustino aus ihrer Nähe.

„Es zerreißt mir das Herz,“ sagte Doña Costanza, „aber wir dürfen uns nicht mehr sehen. Wir müssen diesen Liebestraum, diese flüchtigen Tage gefährlicher, krankhafter Liebe vergessen.“

So schmückte Costanza ihr Opfer mit Blumen, indem sie ihm den Dolch in das Herz stieß.

Ihre Stimme zitterte und schwere Thränen rollten über ihre Wangen herab.

Weinend senkte Costanzita den Kopf gegen das Gitter und der Doktor drückte bewegt seine Lippen auf ihre schöne, freie Stirne.

Dann sagte Costanzita, wie aus einem schönen, traurigen Traume erwachend: „Lebe wohl, Faustino, lebe wohl!“

„So willst du mich verlassen, Grausame?“ rief Don Faustino.

„Es muß sein, das Schicksal will es so. Lebe wohl. Hasse mich nicht!“

„Ich dich hassen ... Niemals! Gott gebe, daß ich verlernen kann, dich zu lieben.“

„Nein, liebe mich nicht ... liebe eine andere, die deiner

weniger unwürdig, oder weniger unglücklich ist, als ich; abe
bewahre mir ein freundliches Gedenken. Lebe wohl, Faustino!

Costanzita entfernte sich vom Gitter und verschwand, be
gleitet von Manolilla, die indes mit dem treuen Diener ge
sprochen hatte. Der Doktor sparte seine Thränen für die Ein
samkeit, schlief in jener Nacht wenig und weinte viel.

Am nächsten Morgen gab er vor, einen Brief von seine
Mutter erhalten zu haben, die ihm mitteilte, daß sie nicht woh
sei, und beschleunigte seine Abreise nach Möglichkeit.

Nachdem er sich ceremoniell von seinem Onkel Alonso un
seiner Cousine Costanza verabschiedet, den Dienern Trinkgelde
verabreicht und von Niña Araceli, um seinen Schmerz zu stillen
unzählige Küsse und thränenreiche Umarmungen hatte über sic
ergehen lassen, trat er den Weg nach Villabermeja an, begleite
von Respetilla, der die Koffer auf sein Maultier geladen hatt
mit den verschiedenen Gewändern und Uniformen, die ihm vo
so wenig Wert und Nutzen gewesen waren.

Zwölftes Kapitel.

Der Marquis von Guadalbarbo zählte nahezu fünfzig
Jahre und hatte über fünfundzwanzigtausend Duros Rente.
Er war Witwer und hatte keine Kinder.

Auf den fruchtbaren und ausgedehnten Ländereien von
Guadalbarbo stand ein feudales Schloß, auf welchem seine
heldenmütigen Ahnen, wie der Marquis erzählte, durch sieben
Jahrhunderte die Mauren bekämpft hatten. Boshafte Men-
schen erzählten dagegen, sein Großvater sei Steuereinnehmer
gewesen; nachdem er großen Reichtum erworben, habe er zu
Zeiten Carlos' III. diesen Besitz erstanden und sein Vater habe
durch seine lustigen Scherze, die stets die Lachlust Maria Luisas
erregten, den Marquistitel erhalten.

Einiges vom heiteren Charakter seines Vaters hatte er
geerbt, auch von seinem Witz und seiner Anmut, die demselben
von so großem Nutzen waren; aber im Grunde war er ein
sehr ernster und sittenstrenger Mann. Seine ältere Schwester,
die Gräfin del Majano, stand im Geruche einer Heiligen und
der Marquis pflegte ihre Ansicht als maßgebend zu betrachten.

Einen Monat lang hatte der Marquis schon fern von ihr

verweilt und seine Schwester zerbrach sich den Kopf darüber, was ihn wohl so lange zurückhalten könne. Der Marquis schrieb sehr selten und wenn er schrieb, waren seine Briefe sehr kurz.

Endlich, ungefähr zehn Tage nach der Abreise Don Faustinos, schrieb der Marquis seiner Schwester einen ausführlichen Brief, der sie über alles aufklärte und den wir hier mitteilen. Der Brief lautete:

„Meine geliebte Schwester! Wenn ich Dir berichte, welche Ursachen und Gründe mich hier zurückhalten, so wirst Du Dich nicht mehr so wundern, wie bisher. Du selbst hast mir durch Deine Klagen über die Laster, den Skandal und den Leichtsinn in der Hauptstadt dieselbe verleidet und mich veranlaßt, hierherzukommen unter diese einfachen Menschen.

„Ich bin sehr glücklich hier. Ich habe einen vortrefflichen Freund gefunden an einem hervorragenden Edelmann, Don Alonso de Bobadilla genannt.

„Die Freundschaft dieses Mannes ist mir sehr nützlich, sowohl was seine Ratschläge zur Verbesserung und Hebung meiner Güter, als was seine angenehme, geistreiche Unterhaltung betrifft.

„Besagter Don Alonso ist Witwer, wie ich, hat aber das Glück, eine herrliche Tochter zu besitzen. Ich habe nie eine lieblichere Erscheinung gesehen. Und glaube ja nicht, daß sie dumm oder unwissend ist. Im Gegenteil, Costanzita, so heißt sie nämlich, ist außerordentlich lebhaft und aufgeweckt. Ihr klarer Verstand ist recht ausgebildet und sie wurde solid und zur Frömmigkeit erzogen.

„Costanzita hat auch nicht einen einzigen von jenen verderbten Romanen gelesen, die man eben schreibt, sondern nur fromme Bücher und etwas Geschichte. Sie näht und stickt sehr gut; im Auftrage ihres Vaters hat sie mir aus Aloefäden ein Köfferchen gemacht, das ein Wunder von Geduld ist. Sie kann auch unzählige vorzügliche Speisen bereiten, was sie im Kloster gelernt hat, in dem sie mit ihrer Tante zwei Jahre verbrachte. Beinahe mit Gewalt mußte ihr Vater sie von dort wegnehmen, weil sie sich mit den frommen Schwestern so sehr befreundet hatte, daß sie den Schleier nehmen wollte.

„Nie bin ich Leuten begegnet, die weniger auf ihren Vorteil sahen, als diese gute Niña Araceli und ihr Bruder Don Alonso. Da haben sie in einem Städtchen unweit von hier einen Verwandten, der so arm ist wie eine Kirchenmaus und . . . du wirst es kaum glauben . . . beide Geschwister haben ein-

gewilligt, daß derselbe als Freier komme und Costanzita heirate, wenn sie sich gefallen sollten.

„Zum Glück war dieser Verwandte ein Pedant mit den schlechten, entsetzlichen Grundsätzen, die eben auf den Universitäten gelehrt werden und so gottlos, daß ihn niemand auch nur einmal in der Kirche gesehen hat. Wie sollte ein solcher Mensch Costanzita gefallen! Sie hat ihn auch kaum beachtet. Vielleicht wußte sie auch gar nicht, in welcher Absicht er gekommen war, denn sie ist unschuldig wie ein Kind. Ich habe Grund, davon überzeugt zu sein, und das ist es, was mich am meisten an ihr entzückt.

„Endlich hat sich der atheistische Vetter in sein Städtchen zurückgezogen, ohne, ich bin dessen sicher, auch nur einen Liebesblick von Costanzita erhalten zu haben.

„Wie unendlich verschieden ist diese Costanzita von allen jenen Mädchen in Madrid, die womöglich mit mehreren zugleich verlobt sind, mit jedem kokettieren und sich über nichts in Unkenntnis befinden!

„Und nun genug der Worte! Du bist die erste, der ich Nachricht davon gebe. Ich bin sterblich in Constanzita verliebt. Mit ihr ist eine Liebelei unmöglich. Man kann ihr nichts leise zuflüstern oder sich in irgend einer Weise unziemlich mit ihr unterhalten. Von alledem in tiefster Seele überzeugt und vollständig hingerissen, vor Liebe beinahe krank, habe ich den einzig möglichen Schritt zu meiner Erlösung gethan. Ich habe Don Alonso de Bobadilla um die Hand seiner Tochter gebeten.

„Don Alonso hat mir gesagt, daß er sich's zur Ehre rechnen würde, mein Schwiegervater zu sein; aber daß er dem Willen seiner Tochter in keiner Weise entgegen sein wolle; er werde sie fragen und was sie entscheide, solle geschehen.

„Costanzita hat um zehn Tage Bedenkzeit gebeten.

„Heute ist diese Zeit um und Costanzita hat mich zum glücklichsten Manne gemacht, indem sie meine Hand annimmt."

Drei Wochen, nachdem dieser Brief geschrieben worden war, wurde ohne allen Aufwand und Prunk, weil Costanzitas Bescheidenheit sich dagegen sträubte, und in Gegenwart der tugendhaften Gräfin del Majano, die Hochzeit Costanzitas mit dem verliebten Marquis gefeiert. Don Alonso gab seiner Tochter statt der versprochenen vier nur zweitausend Duros Rente, welche der großmütige Marquis mit einigen anderen tausend Duros seiner Gattin als Nadelgeld überließ, damit sie sich standesgemäß kleiden und Luxusgegenstände und Schmuck nach Geschmack und Laune anschaffen könne.

Dreizehntes Kapitel.

Ohne erwähnenswerten Zwischenfall hatte der Doktor seine Rückreise nach Villabermeja zurückgelegt.

Seine Mutter, der er Wort für Wort alles von seiner Liebesgeschichte mit Doña Costanza und der schließlichen Enttäuschung erzählte, war nicht gut auf ihre Nichte zu sprechen und ganz empört über Don Alonso de Bobadilla.

Nachdem sie verzeihlicher- und natürlicherweise ihrem Zorn Ausdruck gegeben hatte, that es Doña Anna Escalante de Lopez de Mendoza in der Seele weh, die Niedergeschlagenheit und Traurigkeit ihres Sohnes zu sehen, und zwar so sehr, daß dieser sich noch bemühen mußte, sie zu trösten, indem er zu beweisen suchte, daß nichts Beleidigendes geschehen sei und daß er ja nur gegangen sei, um sich in Costanzita und nicht, um sich in ihren Vater zu verlieben, und daß die Vernunftgründe, die Costanzita angeführt hatte, von ihm selbst hätten anerkannt werden müssen.

So vergingen einige Tage, bis die Post die Anzeige von der Vermählung Costanzitas mit dem Marquis von Guadalbarbo brachte. Der Zorn Doña Annas entbrannte von neuem und Don Faustino hatte Mühe, sie zu beruhigen.

Endlich legte sich die Aufregung der beiden, da ja alles einmal ein Ende haben muß, und Mutter und Sohn verfielen in eine stille Traurigkeit und vermieden es noch mehr als früher, mit den Leuten in Villabermeja zusammenzukommen.

Die einzige Person, mit der Don Faustino außer mit seiner Mutter sprach, war der treue Respetilla, der ihm manchmal ein Lächeln entlockte, wenn er ihm die neuesten Witze und Ereignisse im Orte berichtete und den der Doktor in Ermangelung eines Besseren zu seinem Gegner beim Fechten genommen hatte und dessen Leib er mit dem Holzsäbel verarbeitete, wobei er freilich selber auch selten ohne Verletzung davonkam, da er im Fechten nicht gerade ein Meister war.

Trotz der Gespräche und Fechtübungen mit Respetilla und der langen Unterredungen mit seiner Mutter blieben dem Doktor doch noch viele Stunden im Tage und in der Nacht, wo er in vollständiger Einsamkeit mit sich selbst zu Rate ging und über seine Vergangenheit und Zukunft eingehend nachdachte.

Von der Erscheinung der geheimnisvollen Frau hatte er seiner Mutter nichts gesagt, aber einer seiner ersten Gedanken nach seiner Rückkehr war, das Bild der Coya anzusehen. Er

betrachtete dasselbe aufmerksam, konnte aber nicht mit sich einig werden, ob die große Aehnlichkeit mit seiner ewigen Freundin wirklich oder eingebildet war. Uebrigens schien seine ewige Freundin ihn längst vergessen zu haben. Und der Doktor hütete sich, indem er an die Geschichte des orientalischen Prinzen dachte, welcher sich sterblich in eine längst begrabene Königin verliebt hatte, es demselben nachzumachen.

Trotzdem machte es dem Doktor eine solche Freude, das Bild zu betrachten, und er gewann dasselbe so lieb, daß er es in sein Wohnzimmer brachte und die dadurch entstandene Lücke im Zimmer seiner Mutter mit einem anderen Ahnenbilde ausfüllte.

Sehr oft dachte der Doktor an seine ewige Freundin von Fleisch und Blut und suchte sich immer und immer wieder ihren seltsamen Brief und die abenteuerliche Begegnung mit ihr zu erklären. Er ging stets von dem Gedanken aus, daß sie in Wirklichkeit existierte, sichtbar und greifbar in Gestalt einer schönen Frau, die zu ihm gesprochen und seine Augenlider geküßt hatte. Aber wer war diese Frau? Wohl wußte oder fühlte der Doktor, daß weder der Mund, noch die Augen, noch die Stirne, kurz ihr ganzer Körper das wesentliche an jener Frau seien, daß in ihr vielmehr etwas Ureigenes und Untrennbares sei, das dachte und liebte, und das nannte er Geist.

In solche Gedanken versank Don Faustino, wenn er des Nachts allein in seinem Zimmer saß, wo das Bild der Costa mit vielen anderen hing. In dieser Einsamkeit stellte er sich oft vor den Spiegel und machte allerhand Bewegungen, sprach zu sich selbst und hörte auf den Klang seiner Stimme und das Geräusch seiner Schritte, ohne zu fürchten, daß man ihn für verrückt halten könnte. Später lachte er dann selbst über die kindische Probe, durch die er sich zu überzeugen suchte, daß er wirklich lebe.

In einer Nacht verlor sich der Doktor so ernsthaft in diese Betrachtungen, daß er mit einemmale sich nicht enthalten konnte, zu seinem Schreibtische zu treten und aus einer Lade seinen Taufschein herauszunehmen. Er wollte sich vergewissern und vergewisserte sich auch, daß er im Jahr 1816 geboren war, und er sagte sich selbst, daß bis dahin kein Doktor Faustino gelebt hatte, weder im geistigen noch im materiellen Sinne und daß alle Wesen, welche den grenzenlosen Raum ausfüllen und alle Ereignisse und Wechsel, aus denen innerhalb der unwandelbaren Ewigkeit das Gewebe der Zeit besteht, existiert hatten, ohne daß er irgend etwas damit zu schaffen gehabt hätte.

Dann fuhr er zu sich redend fort: „Im Laufe des Lebens

bin ich vor kurzem als Wesen unter solchen erschienen. Werde ich untergehen und für immer verschwinden in das Nichts, aus dem ich entstanden bin, oder werde ich bestehen in der Zukunft? Ist alles, was ich meinen Körper nenne, dem Wechsel unterworfen, während ich selbst bestehen werde?"

Dabei erinnerte sich Don Faustino wieder an das Datum seiner Geburt und fügte hinzu: „Nein, ich war nicht vor 1816. Was bis dahin geschehen ist, läßt mich unberührt; aber was ich seitdem gedacht und gethan, geliebt und gefühlt und gehaßt habe, das soll mir Ruhm und Schmerz, Erinnerung und Verantwortung bedeuten. Ich fühle mich frei. Es ist eine Macht in mir, die sich vor der Allgewalt selber nicht beugt, noch ihr weicht. Wenn sie ihren Geboten gehorcht, so geschieht es, weil sie will. Sie ist verantwortlich und soll es sein für jede That. Möge sie nun hinfällig oder unsterblich sein, die Existenz dessen, was ich meinen Geist nenne in diesem Leben, das ich jetzt führe, ist nicht ein Schritt wie viele andere, die ich auf dem Wege der Vervollkommnung mache, sondern der Moment, der über mein Dasein und über die ganze Ewigkeit für mich entscheidet."

In dieser Weise überredete sich der Doktor, daß nicht der Geist der Coya im Hause wandeln und sich mit ihm verständigen könnte, sondern daß vielmehr die ewige Freundin, weit entfernt, die Coya zu sein, ein Geist in lebendigem Körper sei.

So kam der Doktor auf großen Umwegen zu seinem Ausgangspunkte zurück: Wer war die ewige Freundin? Hatte er sie wirklich gekannt und geliebt und vergessen?

Dabei erinnerte er sich an die Geschichte von Doña Guiomar, die ihm die Dienstleute erzählt hatten, als er noch ein Kind war.

Eine mächtige Zauberin hatte Doña Guiomar geraubt und sperrte sie in einen hohen Turm ohne Thüren, zu dem sie immer hinaufgeflogen kam. Der Turm stand in der Einöde, wohin beinahe nie ein menschliches Wesen kam.

Und ihm war, als ob seine ewige Freundin die Poesie, sein besseres Ich sei, das wie durch einen Zauberspruch vergessen und verkannt und schlechten Eigenschaften preisgegeben war.

Dann wieder beschuldigte der Doktor in schmerzlicher Niedergeschlagenheit sich selbst folgendermaßen: „Wenn ich die Dinge recht betrachte," dachte Don Faustino, „hat mich Costanzita noch lieber gehabt, als ich sie und als ich verdiente. Warum bin ich hingereist und habe versucht, sie aus Konvenienzrücksichten zu heiraten? Wenn dem aber so war, hatte auch sie

das Recht, auf ihren Vorteil zu sehen und den Marquis, zu dessen Stellung und Vermögen ich wohl nie gekommen wäre, mir vorzuziehen. Die Schönheit und Jugend meiner Cousine hat entschieden Liebe in mir geweckt, aber eine schwache, schwankende Liebe. Wenn ich sie von ganzem Herzen geliebt hätte würde meine Liebe sich ihr mitgeteilt haben und sie hätte dafür auch ein Opfer gebracht. Warum uns beklagen über den Mangel an Liebe, Freundschaft und Zärtlichkeit, welche die anderen menschlichen Seelen für uns hegen. Verschwendet die unsere etwa gleiche Schätze an sie, um Gegenseitigkeit verlangen zu können? Ach, ich liebe mit unendlicher Liebe, aber nicht um mich zu ergeben und auf dem Altar des geliebten Gegenstandes zu opfern, sondern um diesen ganz mein eigen zu machen. Die Quelle der wahren Liebe ist für mich versiegt. Die wahre Liebe beginnt damit, daß sie ihrem Gegenstande alle Vollkommenheiten und Vortrefflichkeiten zuerkennt, die denselben liebenswert machen. Und nachdem sie ihm solche Vollkommenheiten und Vortrefflichkeiten geliehen, wirft sie sich vor demselben nieder und betet ihn an. Die egoistische Liebe, wie die meinige, erstrebt für sich einen Gegenstand, der mit allen diesen Vollkommenheiten geschmückt ist, aber sie prüft, kritisiert und findet denselben niemals."

Der Doktor sah ein, daß er einen erhabeneren Gegenstand für seine Liebe suchen sollte, damit sein Herz Ruhe finde; aber aus Furcht denselben nicht zu finden, suchte er lieber nicht danach. Don Faustino versuchte es, sich zu trösten, daß er nicht in Madrid sein konnte und auf seine ehrgeizigen Träume von Ruhm verzichten mußte. Zu seiner Beruhigung gedachte er der Unterredung des Königs Pyrrhus von Epirus mit einem Weisen, dessen Namen er vergessen hatte und zu welchem derselbe sagte: „Ich will zuerst ganz Griechenland erobern." „Und dann?" fragte der Weise. „Dann Italien." „Und dann?" „Kleinasien, Persien und Indien und schließlich die ganze Erde." „Und dann?" fragte der Weise wieder. „Dann werde ich ruhmreich ausruhen und glücklich sein." „Nun, dann bilde dir ein, du hättest schon alles erobert; sei glücklich und ruhe aus."

Wenn diese Worte Pyrrhus, der doch die ganze Welt erobern wollte, vermocht hatten, darauf zu verzichten, wie sollten sie auf den Doktor nicht dieselbe Wirkung haben, dessen höchster Ehrgeiz dahin ging:

Einer von den hundert Ministern
Die im Jahre kommen und gehen;

wenigstens für die Dauer einiger Monate zu sein und zwar in einem Lande, das weit entfernt andere zu besiegen, nicht einmal sich selbst zu besiegen imstande war.

Durch diese Betrachtungen etwas beruhigt, beschloß der Doktor, sich einem rein beschaulichen Leben hinzugeben.

Zum Unglück fand er sich dabei im Laufe dieser Gedanken einer neuen niederdrückenden Schwierigkeit gegenüber. In der Praxis hatte er erfahren, daß er ohne Liebe nichts konnte, und er sah ein, daß er auch in der Theorie der Liebe bedurfte. Gott betrachtete was er geschaffen mit Liebe und sah, daß alles gut war. Um es auch seinerseits gut oder mindestens schön zu finden, mußte auch er es mit Liebe betrachten können. Wie viel mehr Liebe war notwendig, um es im Spiegel der Seele noch schöner reflektieren zu lassen, als es in Wirklichkeit war! Die Liebe ist der große Künstler, der Erzeuger, der Poet, und Don Faustino erzitterte vor dem Gedanken, nicht zu lieben.

Ein einziges Licht beleuchtete den Salon, in dem er sich befand, und dasselbe reichte kaum aus, um die Ahnenbilder der Mendozas deutlich erkennen zu lassen, die alle mehr als mittelmäßig gemalt waren, das der Coya ausgenommen. Der Doktor betrachtete dieselben voll Zorn, weil sie ihm nur ihren Namen und nicht ihren Reichtum hinterlassen. Am liebsten hätte er sie ins Feuer geworfen. Er dachte auch daran, sie in Madrid zu verkaufen; vielleicht würde sie irgend ein Bürgerlicher, der adelig werden wollte, erstehen, um auch mit Ahnen versehen zu sein. Aber selbst diese Hoffnung auf seine Ahnen schien ihm sich nicht zu erfüllen und er rief denselben zu: „Ihr seid zu gar nichts nütze!“

Das lange Selbstgespräch hatte seine Nerven dermaßen erregt, daß Don Faustino in seiner Einsamkeit, bei der tiefen Stille der Nacht, bei dem Licht der einzigen Kerze, welche, die Möbel und Bilder unbestimmt beleuchtend, tausend seltsame Schatten auf die Wände warf, den Eindruck hatte, als ob seine beleidigten Ahnen sich von den Wänden loslösten und gespensterhaft in seine Nähe glitten. Auch die Coya schien halb mitleidsvoll, halb spöttisch zu lächeln. Die Luft war zum Ersticken, als ob alle die lebendig gewordenen Bilder feurigen Atem ausströmten. Dem Doktor wurde heiß und kalt zugleich; aber er hatte keine Furcht außer die — verrückt zu werden.

Der Doktor trat zum Fenster, das trotz des Maienwetters geschlossen war, um es zu öffnen und frische Luft zu schöpfen.

Das Fenster ging auf eine geräuschlose, einsame Sackgasse.

Die Mauern des Friedhofes lagen gegenüber. Weiterhin erhoben sich die Mauern der Kirche und man konnte noch ein Stück des großen Bogens sehen, welcher dieselbe mit dem Schlosse verband; dort machte die Gasse eine Krümmung. Der Mond beleuchtete die menschenleere Gasse, in der kein anderes Geräusch vernehmbar war, als das Rauschen eines leichten Windes in dem Gebüsche, das üppig auf den alten Friedhofmauern wucherte.

Doch dies alles beachtete der Doktor nicht, als er das Fenster öffnete. Etwas Wichtigeres nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Gerade gegenüber vom Fenster, an die Mauer gelehnt, das Antlitz vom Monde beleuchtet, mit schmerzlichem Ausdruck in den Zügen, Thränen in den schönen Augen, sah der Doktor eine hohe, schlanke Frauengestalt in schwarzer Kleidung und glaubte seine „ewige Freundin“ in derselben zu erkennen.

„Maria! Maria!“ rief er aus, aber die Frau antwortete nicht und wandte sich zum Gehen.

„Maria!“ rief der Doktor von neuem. Dabei nahm er wahr, daß es wie ein Zittern durch ihren ganzen Körper ging; aber sie gab keine Antwort und wendete das Antlitz nicht.

Der Doktor hätte sich am liebsten aus dem Fenster geschwungen, um ihr nachzueilen, allein schwere Eisengitter hinderten ihn daran.

„Maria!“ rief er zum drittenmal, doch im selben Augenblick bog die dunkle Gestalt um die Ecke und der Doktor verlor sie aus dem Gesicht.

Schnell stürzte Don Faustino in den Hof, schob den großen Riegel, welcher das äußere Thor verschloß, zurück und lief in der Richtung, welche seine ewige Freundin eingeschlagen hatte, um sie einzuholen, da sie nur wenige Schritte entfernt sein konnte.

Es war drei Uhr morgens. Keine Seele war auf den Straßen, die der Doktor zwei- und dreimal absuchte. Er ging um die Kirche und um das Schloß, sprang auf die Mauern des Friedhofes und suchte sogar an dieser Stätte der Toten nach seiner „ewigen Freundin.“ Aber umsonst. Es war, als ob die Erde sie verschlungen hätte.

Vierzehntes Kapitel.

Die neue Erscheinung bestärkte Don Faustino noch mehr n dem Glauben, daß seine „ewige Freundin" ein lebendes Wesen sei. Ueberzeugt, daß sie in Villabermeja sein müsse, eschloß er, sie mit Eifer und Ausdauer zu suchen.

Die Angelegenheit mit dieser geheimnisvollen Frau schien hm nicht geeignet um sie Respetilla anzuvertrauen, der ihm hätte bei seinen Nachforschungen behilflich sein können. Auch iner Mutter machte er keinerlei Mitteilung davon. Wenn Maria, wir wollen sie von jetzt an so nennen, wie der Doktor ie nannte, sich so versteckt hielt, mußte sie wohl zwingende Gründe haben, es zu thun.

Einer Person aber beschloß der Doktor sich anzuvertrauen, eren Verschwiegenheit groß und deren Liebe zu ihm noch größer war, und diese sollte ihm helfen Maria zu entdecken. Sie war ie geeignetste Person in Villabermeja, um ein Geheimnis aufzuklären oder ein Versteck zu entdecken. Es gab kaum eine Familie, die sie nicht kannte, keinen Streit, von dem sie nicht wußte, kein Liebesverhältnis, keinen ehelichen Handel, von dem sie nicht Kenntnis gehabt hätte. Wenn sie kein Licht in das Geheimnis zu bringen vermochte, dann mußte die ewige Freundin ein unfaßbares, wenn auch zugleich ein wirkliches und sichtbares Wesen sein. Die Person, deren Hilfe Don Faustino in Anpruch nehmen wollte, war seine eigene Amme Vicenta, welche, eit er geboren war, im Hause und in Doña Annas Diensten stand.

Ehe er Gelegenheit gefunden hatte, seinen Entschluß auszuführen, übergab ihm die Frau von einem seiner Beamten inen Brief, indem sie sagte: „Heute morgen hat man mir diesen Brief für Sie übergeben."

„Wer hat ihn übergeben?" fragte der Doktor.

„Ein Fremder, den ich nicht kenne."

Don Faustino öffnete den Brief in großer Aufregung, da r die Handschrift der geheimnisvollen Frau zu erkennen glaubte, und las das folgende:

„Es war nicht meine Absicht, mich Dir zu zeigen und Deine Einbildungskraft durch einen übernatürlichen Eindruck zu verwunden. Meine träumerische Seele empfindet in dem Drange, die unwiderstehliche Macht zu ergründen, die mich Dir entgegentreibt, daß es ein Dasein gibt, in welchem wir uns ohne Hindernis lieben dürften und glücklich sein; aber ich verlange nicht, daß Du diesen Glauben mit mir teilst und mir nachempfindest,

wie meine Seele sich im Schlafe von dem Körper, den sie be-
lebt, trennt und zu Dir fliegt. Ich liebe Dich und hab
keinen andern Wunsch, als von Dir wiedergeliebt zu werden.
Und dennoch fürchte ich zugleich, daß mein Wunsch sich erfülle
könnte. Warum wünschen, daß Du mich lieben möchtest, d
es doch in diesem Leben nicht möglich ist, durch diese Lieb
glücklich zu sein? Darum mein seltsames Benehmen. Darum
fliehe ich Dich und suche Dich zugleich. Die Vernunft heiß
mich Dich fliehen, die Liebe zieht mich zu Dir gegen meine
Willen.

„Mein Leben birgt ein furchtbares Geheimnis, das i
Dir nicht offenbaren will, nicht offenbaren darf. Eine Schul
an der ich wohl schuldlos bin, die aber dennoch schwer auf m
lastet, macht mich Deiner unwert, aber glaube nicht, daß mein
Person davon berührt wurde.

„Ein Diamant bleibt unbeschädigt und rein, auch wen
er in den Schlamm fällt. Nur das Licht vermag in sei
Inneres zu dringen und erfüllt ihn mit klarer, leuchtende
Schönheit. Du bist das Licht und mein Herz ist der Diamant

„Großen Dank bin ich Dir schuldig, wenn Du es au
nicht weißt. Daß ich ein Diamant bin, verdanke ich Di
meinem Licht, meiner Sonne. Die Kraft und Ausdauer, der
Bösen zu widerstehen und mich in höhere Regionen aufzu-
schwingen, wo ich Deiner harre, verdanke ich nur Dir allein.

„Von aller Welt verlassen, roh und unwissend, hätten wede
die heilige Religion, die ich nicht verstand, noch die Heilige
selbst, von deren Tugenden ich nichts wußte, mich gerettet
Dich wollte Gott zum Werkzeug meiner Rettung machen
Ohne Zweifel hat Gott die Bewunderung für Dich in mein
Seele gepflanzt, die meinen Geist erhoben und fähig gemacht
hat, alles Gute in sich aufzunehmen. Der immerwährend
Wunsch, Deiner nicht unwürdig zu werden, die Hoffnung
Deine Achtung zu erringen, waren mein Schirm und mei
Schutz in den ersten Jahren meines Lebens.

„Später fand ich Trost, als meine Seele sich allen edle
Gedanken und Empfindungen erschloß, deren der Mensch i
seiner Gottähnlichkeit fähig ist. Wieweit ich auch von Di
entfernt war, ich konnte Dich nicht vergessen und ich empfand
immer deutlicher, daß die Erleuchtung meiner Seele Dein Wer
war. Und was ich durch Studien und Erfahrung erlernt habe
geschah um Deinetwillen. So mußte meine Liebe zu Dir mi
mir wachsen. Wie der Keim auf steinigen Boden fiel die Liebe
zu Dir in mein Herz. Die spätere Pflege hat, weit entfernt

in auszutilgen, dazu beigetragen, den Keim zu entwickeln und immer reicher sich entwickeln zu lassen.

„Daß ich Dich durch viele Jahre nicht gesehen habe, hat das Andenken an Dich immer mehr und mehr verklärt. Als ich Dich wiedersah, hast Du in meinen Augen dem poetischen Bilde, das ich von Dir bewahrte, in jeder Weise entsprochen. Und so bin ich die Deine. Nie werde ich aufhören, Dich zu lieben, wenn Du mich auch nicht wieder liebst, und werde Dich lieben, selbst wenn Du mich verachten solltest.

„Wenn ich Dir verschweige, wer ich bin, so habe ich schwerwiegende Gründe dafür. Achte dieselben und verfolge mich nicht.

„Sprich zu niemand von mir, ich flehe darum.

„Wenn Du mich liebst, werde ich es fühlen und Dich aufsuchen. Werde ich Dich fliehen, Dir widerstehen können, wenn Du mich liebst?

„Wenn Du mich nicht liebst, warum sollte ich Deine Ruhe durch meine Gegenwart stören?

„Vor kurzem hast Du mich gegen meinen Willen in der Nacht gesehen, als Du plötzlich das Fenster Deines Zimmers öffnetest. Du wirst mich in der Nähe, ja ganz bei Dir sehen, wenn Du mich lieben lernst, und sollte ich auch einen Augenblick des Glücks mit endlosen Qualen erkaufen müssen.

„Lebe wohl!

Deine Maria."

Die erste Wirkung, die der Inhalt dieses Briefes auf Don Faustino machte, war der brennende Wunsch, die geheimnisvolle Frau zu suchen und zu finden.

Trotz der im Briefe enthaltenen Bitte, sie nicht zu suchen, hat der Doktor sein möglichstes, wenn auch ohne Erfolg, um jene Frau zu finden.

So vergingen acht Tage, während welcher er den Brief wohl über hundertmal gelesen hatte, ohne einen Anhaltspunkt zur Entdeckung der Verfasserin darin finden zu können.

Sicher ging für ihn nur daraus hervor, daß Maria von Villabermeja war. Niedrig geboren, hatte sie ihn gesehen und bewundert, als Kind schon geliebt. Diese Liebe, die sich noch, ehe sie Jungfrau wurde, in ihrem Herzen festgesetzt hatte, hat sie vor dem Untergang bewahrt und gerettet. Aber erinnern konnte sich der Doktor an kein armes Kind, dem er eine Neigung hätte einflößen können. Was Wunder, da er nie in der Wirklichkeit lebte? Eine mitleidige Seele hat sich dann Marias erbarmt und sie erzogen, die Bildung und das Wissen

aber hatte in ihr, weit entfernt, diese Liebe zu zerstören, d
selbe nur erhöht und verklärt.

Die Neigung Don Faustinos zu allem Poetischen u
Außergewöhnlichen war so groß, daß er sich bemühte, die Li
zu seiner Maria festzuhalten.

Es erging ihm wie jenen Menschen, die den Glauben v
loren hatten und von dem Wunsche beseelt, denselben wie
zu erlangen, durch Monate und Jahre beteten und
Pflichten der Religion gewissenhaft erfüllten, ohne daran
glauben, bis sie endlich dennoch wieder daran glauben lernt

Er sehnte sich, sie zu lieben. Aber was soll die Liebe
einem Weibe, wenn sie sich nur auf Unsichtbares, Unberü
bares erstrecken soll?

Dante, der große Meister in der Liebe, hat es in ein
bewunderungswürdigen Satze ausgesprochen, nur beging er
bei die Ungerechtigkeit, die Frauen allein dieses materialistisc
Zuges anzuklagen. Dante sagt:

> . . . in femina foco d'amor dura
> se l'occhio o il tatto spesso non raccende.

Warum hat Dante nicht denselben Fehler bei den Männ
beklagt?

Vielleicht hat der große Poet die wahre Liebe mit sy
bolischer Verehrung der Frau verwechselt, als der allegorisc
Verkörperung für die hohe Wissenschaft, die Poesie und
Vaterlandsliebe. So liebte er Beatrice. So liebte Petra
seine Laura. War Don Faustino imstande, seine Maria
zu lieben?

Ehe er den letzten Brief von ihr empfangen, wäre
leicht möglich gewesen. Nach Empfang des letzten Brie
war es beinahe unmöglich.

Wie konnte er in Maria seine Laura oder Beatrice lieb
nach dem Geständnis, das Maria ihm in ihrem letzten Bri
gemacht?

Eines Morgens, nach den Fechtübungen, sprach Respet
zu Don Faustino:

„Gelobt sei Gottes Macht und unsere schöne Erde!
gibt Dinge, die man nicht glauben kann, wenn man sie ni
sieht. Nie habe ich daran gezweifelt, daß es Einsiedler g
die büßen und sich kasteien, nichts essen als Wurzeln, nic
trinken als Wasser und weder an Liebe noch Freundsch
denken; aber am Ende dieses traurigen Lebens gingen sie
den Seligen des Himmels ein. Um Gottes Wohlgefal

willen kann man schon Opfer bringen. Was ich nie geglaubt und verstanden habe, bis ich es an Euer Gnaden erlebte, ist, daß es auch Einsiedler zu Ehren des Teufels gibt. Wenn nur die Hälfte der Buße, der Zurückgezogenheit, der Enthaltung, der Nachtwachen und Studien, mit welchen Euer Gnaden das junge Leben verbringen, gottgefällig wäre, hätte ich nichts anderes zu sagen, als daß Euer Gnaden ein Heiliger seien. Das Schlimme ist, daß es mir vorkommt, als ob Euer Gnaden sich nur opfern, um dem Teufel wohlzugefallen, der am Ende keine ewige Seligkeit geben kann und Ihnen nicht einmal in diesem Leben Geld und Macht verschafft. Nie habe ich an Hexen glauben wollen, weil ich nicht verstehen konnte, wie man dem Teufel dienen kann, ohne Lohn dafür zu empfangen. Aber ich beginne an Hexerei zu glauben. Euer Gnaden dürfen mir nicht zürnen, aber Euer Gnaden huldigen dem Teufel und haben sich ihm verschrieben."

„Ich habe mich dem Teufel nicht verschrieben," antwortete der Doktor, ein wenig von der Keckheit geärgert, mit welcher Respetilla ihm auf den Leib rückte, „ich beuge mich nur der Notwendigkeit."

„Und welche Notwendigkeit zwingt Euer Gnaden, ein solches Leben zu führen?"

„Kann ich etwa anders leben? Wohin ich ginge, würde ich eine lächerliche Rolle spielen. Was soll ich treiben, wenn ich zu nichts nütze bin? Ich muß mich damit zufrieden geben, in Villabermeja zu leben, und wie sollte ich hier anders leben, als ich lebe?"

„Warum denn nicht?" antwortete Respetilla. „Warum wollten Eure Gnaden nach Madrid? Ohne Zweifel, um mit den Menschen dort zu verkehren. Nun, warum verkehren Euer Gnaden nicht mit den Menschen hier und sparen die Reise? Wodurch unterscheiden sich denn die Menschen in Madrid von denen in Villabermeja?"

„Nun, wo sind diese Leute? Mit wem sollte ich denn umgehen?"

„Mit aller Welt. Uebrigens gibt es hier ein Haus, wo ich Euer Gnaden am liebsten sehen möchte, da es dort sehr unterhaltend ist."

„Welches Haus ist das?"

„Das meines Herrn Paten, des Notars."

„Seine Töchter hassen mich doch."

„Sie hassen Euer Gnaden nur, weil Euer Gnaden sie nicht besuchen, denn sie sind geradezu darauf versessen."

„Woher willst du das wissen?“

„Weil sie mir's gesagt haben. Ich habe viel mit den beiden gesprochen und vor allem mit Jacintica, der Witwe des Wächters, die sie immer begleitet und mit ihnen zur Kirche und auf die Promenade geht und Besuche mit ihnen macht. Romancita, die jüngere, ist sehr gutmütig, und Rosita, die ältere, thut was sie will. Ramoncita ist mit dem Sohne des Apothekers verlobt, der in kurzem sein Doktorexamen überstanden haben wird. Rosita hat keinen Bräutigam und will auch keinen, obwohl sie schon über fünfundzwanzig Jahre alt ist. Sie hat es auch nicht nötig, da sie frei, reich, Herrin ihres Hauses ist, in dem sie nach Willkür verfügen kann, wie über ihre Schwester, ihren Vater und ihre ganze Umgebung.“

„Möchte sie auch über mich verfügen?“

„Nein, vielmehr möchte sie wohl, daß Euer Gnaden über sie verfügen, wie mir scheint.“

„Respetilla,“ sagte Don Faustino, „du bist ein Verführer, ein Teufel. Was machst du mir da für Vorschläge? Warum sollte ich zu Rosita gehen? Das könnte mir noch fehlen, daß Rosita glaubt, ich begehre sie wegen ihrer Mitgift und daß sie mir, wie Doña Costanza, einen Korb gibt.“

„Ich kenne Rosita und weiß, daß sie an nichts dergleichen denkt. Sie denkt nicht entfernt daran, sich mit Euer Gnaden zu verheiraten, um wieviel weniger daran, Körbe auszuteilen.“

„Was will sie denn?“

„Sie hat hier niemand, mit dem sie reden könnte. Sie hat sehr viel gelesen und ist sehr elegant. Sich mit Euer Gnaden unterhalten zu können, würde ihr die höchste Befriedigung gewähren.“

„Du wirst mich noch glauben machen, daß Rosita ein Juwel ist!“ rief Don Faustino aus.

„Das will ich glauben, und zwar ein echtes Juwel! Und was sie alles weiß! Mein Gott, und welcher Geist! Sogar ihren Vater hat sie vollständig in der Tasche.“

„Du erzählst mir ja wahre Wunder von dieser Rosita!“ sagte der Doktor.

„Mit Wundern hat sie nichts zu thun.“

„Sage mir,“ fragte Don Faustino, „ist der Notar bei dem Empfang seiner Töchter anwesend?“

„Nahezu niemals. Meistens sind außer den beiden Mädchen nur noch Jacintica und der Apotheker da. Wollen Euer Gnaden es einmal ansehen? Gehen Euer Gnaden heute abend mit mir hin.“

Don Faustino machte noch einige Schwierigkeiten, war aber von den Vorwürfen Respetillas so berührt, daß er doch beschloß, seine Einsiedelei zu verlassen und auf Abenteuer auszugehen.

Fünfzehntes Kapitel.

Respetilla beeilte sich, Rosita davon zu benachrichtigen, daß sein Herr am Abend sich zu ihrem Empfang einfinden werde. Für Rosita konnte es keine angenehmere Neuigkeit geben.

Rosita hatte während ihrer nicht gerade kurzen Lebensdauer keinen Mann gefunden, den sie ihrem Willen hätte unterwürfig machen mögen. Sie regierte ihr Haus despotisch, konnte nach Belieben, freier als eine Königin, schalten und walten und jede ihrer Launen befriedigen, und dank ihrer Thätigkeit und der Energie ihres Charakters kannte sie die Langeweile nicht, aber sie amüsierte sich auch beinahe nie.

Rosita war ungemein ebenmäßig gebaut; weder groß noch klein, weder mager noch dick. Ihre Haut, obgleich dunkel, war weich und sehr fein und die Wangen gut gefärbt. Ihre Lippen waren aufgeworfen, aber korallenrot, und wenn sie lächelte, zeigten sich in ihrem etwas großen Munde zwei Reihen glänzend weißer, gesunder Zähne. Die Oberlippe beschattete ein leichter Anflug von Schnurrbart. Ihr Haar war tiefschwarz. Auf der linken Wange und auf dem Kinn hatte sie zwei dunkle Pfefferflecken, welche die pikante Wirkung eines Schönheitspflästerchens in ihrem Gesichte übten.

Rositas niedere und gerade Stirn war wie die einer griechischen Venus und ihre Nase war schön geformt, aber sehr stark. Die Augenbrauen waren schön gezeichnet und die Wimpern schwer, lang und stark zurückgebogen. Ihr ganzes Wesen drückte eine unbeschreibliche Mischung von Bosheit, Hochmut, Herrschsucht, Heiterkeit, Zärtlichkeit und Liebessehnsucht aus. Schwarze, feurige Augen, die bald sehnsüchtig, bald lebhaft oder glühend blickten, belebten das ausdrucksvolle Gesicht.

Obwohl Rosita in Versuchung kam, sich zum Empfange Don Faustinos schöner zu schmücken als gewöhnlich, so überwand sie diese Versuchung durch ihren Stolz und erwartete den neuen Besucher im selben Perkalkleid, im selben Seidentuch, das sie um den Hals zu tragen pflegte, und in derselben Frisur,

die sie täglich hatte. Nicht einmal die Rosen, die sie seit früh morgens in den Haaren trug, wollte sie durch neue ersetzen obwohl dieselben schon welk waren; und sie blieb wie sie war

Der Doktor hielt Wort und fand sich mit Respetilla nach neun Uhr zum Abendempfang im Hause des Notars ein. Rosita, Ramoncita und die vertraute Gesellschafterin Jacintica und der zukünftige Bräutigam und Apotheker bildeten, wie Respetilla vorher gesagt, die ganze Gesellschaft.

Die Unterhaltung war eine Viertelstunde lang allgemein wurde aber immer schwerfälliger, weil der Apotheker nur mit Ramoncita und Respetilla nur mit Jacintica zu sprechen wünschte

So kam es, daß sich binnen kurzem in dem traulichen hellbeleuchteten Zimmer drei natürliche Gruppen gebildet hatten

„Nicht doch, Don Faustino," sagte Rosita, „ein jeder soll mit seinem Schicksal zufrieden sein. Villabermeja ist ein Kuhstall, das gebe ich zu; aber ... wo würden Sie bei so geringen Ausgaben eine so große Beachtung finden? In drei bis vier Jahren, bei zwei bis drei guten Ernten können Sie wieder vollständig flott werden. Dann, vollständig unabhängig und bei dem guten Klange Ihres Namens, kann es Ihnen nicht schwer werden, zum Deputierten ernannt zu werden. Hier in Villabermeja führt mein Vater und durch ihn ich das große Wort. Bei Gelegenheit könnten wir Sie hier gut durchsetzen und die Stimmen der übrigen Städte wären wohl auch zu bekommen. Auf diese Weise kämen Sie nach Madrid, wohin Sie gehören. Indessen studieren Sie weiter, schreiben Sie und erweitern Sie Ihre Kenntnisse, aber seien Sie nicht so menschenscheu. Kommen Sie recht oft zu uns, wir wollen zusammen plaudern und gute Freunde sein. Ich bin nicht gelehrt und kann nur über gewöhnliche Dinge mit Ihnen reden; aber ich habe natürlichen Verstand, und kann Ihnen manchen guten Ratschlag geben. Auch bin ich heiter von Natur und werde Sie deshalb nicht langweilen, und da ich nie auf halbem Wege stehen bleibe, hoffe ich Ihre Melancholie zu besiegen und Sie mit unserem ländlichen Wohnorte auszusöhnen."

„Wie konnte ich ahnen, liebe Rosita," antwortete Don Faustino, „daß ich in Ihnen eine so gute Freundin finden werde? Bisher hörte ich nur Ihre Spottreden über mich wiedererzählen. Ich hatte Angst mich Ihnen vorzustellen. Sie dürfen mich nicht menschenscheu schelten."

„Es ist wahr," sagte Rosita, „wir waren schlecht unterrichtet. Wir achteten uns, ohne es zu wissen, und da wir uns nicht kannten, äußerte sich unser Interesse in Haß und wir er-

klärten uns den Krieg. Aber jetzt, da wir uns kennen, wird dieser Haß sich in Freundschaft verwandeln. Nicht wahr?"

„Ich meinesteils habe Sie nie gehaßt und jetzt, da ich Sie kenne, gefallen Sie mir sehr gut."

Der Doktor nahm die Hand Rositas und drückte sie warm und herzlich.

Das Zwiegespräch der beiden dauerte noch eine gute Weile in derselben freundlichen Weise fort, und Don Faustino versprach, sich allabendlich einzufinden.

Der Doktor war entzückt von der Offenheit und Güte Rositas, die so schnell Freundschaft mit ihm geschlossen. Aber der Gedanke, daß Rosita vielleicht erwarten könnte, daß er sich mit ihr verlobe, und daß ihre Freundschaft sich wieder in Haß verwandle, wenn sie inne würde, daß Don Faustino Lopez de Mendoza nicht nach ihrer Hand begehre, belästigte ihn ein wenig.

Von diesem Gedanken getrieben, sagte der Doktor zu Rosita: „Ich habe versprochen, jeden Abend zu kommen, ohne weitere Ueberlegung, da ich von Herzen gern kommen möchte, aber was werden die Leute dazu sagen? Werden meine Besuche Sie nicht kompromittieren?"

Rosita lachte laut auf und zeigte alle weißen Zähne in ihrem frischen Munde.

„Warum nicht gar! Sollten wir etwa nicht Freundschaft halten, lachen, scherzen und uns unterhalten in dieser Einsamkeit aus Furcht vor dem Geschwätz der Leute? Mit wem sollten wir reden, wenn nicht miteinander? Frauen in meinem Alter sind nicht mehr in der ersten Jugendblüte, und wenn sie sich nicht vermählen wollten, nie verlobt waren und nicht einmal mit irgend jemand kokettiert haben, so denke ich, haben sie das Recht, Achtung zu verlangen. Das würde mir noch fehlen, daß ich nicht einmal mit Ihnen ohne Scheu sprechen könnte, ohne Gefahr zu laufen, daß man mir nachsagt, ich wolle mich mit der edlen Familie der Lopez de Mendoza verbinden."

„Und Edle von Habenichts werden", fügte der Doktor lachend hinzu.

Rosita errötete, als der Doktor auf ihren Scherz einging, fand aber sofort ihre Fassung wieder und sagte: „Seien wir aufrichtige Freunde! Seien wir einfach Faustino und Rosita! Vergessen Sie, daß ich ein Weib bin, wie ich es längst vergessen habe. Sehen Sie mich nur an! In was für einem Anzuge stehe ich vor Ihnen? Wie wäre es denkbar, in einer solchen Hülle Prätensionen machen zu wollen." Dabei stand Rosita auf und drehte sich lachend vor dem Doktor, um die Nachlässig-

keit in ihrem Anzug und den vollständigen Mangel an Schmuc
bei demselben zu zeigen.

Der Doktor betrachtete Rosita aufmerksam und mußte ih
recht geben. Es war auch nicht die kleinste Spur von Ko
ketterie oder Absichtlichkeit in ihrem Anzug oder in ihrer Frisu
zu entdecken.

„Alles, was Sie gesagt haben," versetzte der Doktor, „mus
ich billigen, aber einen Ihrer Befehle, denn Ihre Wünsche sin
mir Befehle, fürchte ich nicht erfüllen zu können."

„Welchen Wunsch?"

„Ich solle vergessen, daß Sie ein Weib sind. Das is
unmöglich, denn Sie sind nicht nur ein Weib, sondern ei
schönes Weib, Sie selbst müssen das fühlen und wissen."

Die welken Rosen, welche Rosita lachend aus den Haare
genommen und zu Boden geworfen hatte, als sie sich dem Dokto
von allen Seiten zeigte, hielt derselbe in den Händen.

„Diese Rosen sind vor Neid auf Ihr liebliches Gesich
dahingewelkt. Ich werde sie zum Andenken bewahren," sagt
der Doktor.

„Das wäre albern!" sagte Rosita. „Zu was ein An
denken? Werden wir uns denn nicht täglich sehen?"

„Ja; aber den Tag über? Und während wir uns nich
sehen?"

„Weg mit den Rosen," sagte Rosita, riß sie dem Dokto
aus der Hand und warf sie weit weg. „Zum Andenken, wenn
Sie schon eins haben müssen, um sich meiner zu erinnern, werd
ich Ihnen etwas viel Besseres geben."

Indem sie sprach, öffnete Rosita ein klein wenig ihr Hals-
tuch und zog mit der Hand ein Amulett hervor, das sie au
der Brust verborgen trug.

„Nehmen Sie dieses Amulett, bewahren Sie es zum An-
denken an mich. Ich habe den Behälter gestickt und de
Bischof selbst hat es geweiht. Hier, küssen Sie es."

Damit hielt sie ihm das Amulett hin.

Der Doktor küßte dasselbe mit einer frommen Neigung
des Kopfes und empfand dabei, daß es noch warm war vom
Körper der Trägerin.

Während sie noch eine Weile fortplauderten, schlug es elf Uhr.

Jacintica trug mit Hilfe Respetillas das Abendessen auf,
breitete vorher ein Tischtuch auf den inmitten des Zimmers
stehenden Tisch und setzte die Gedecke und eine Flasche alten
Wein auf denselben.

Das Abendessen bestand aus einem in Butter konservierten

Schweinebraten, der sehr gut zubereitet war, und Spargeln, die mit Sauce und Eiern bedeckt waren. Der Nachtisch bestand aus vielen Süßigkeiten, Früchten und Traubensirup.

Beim Essen wurde die Unterhaltung wieder eine allgemeine und es herrschte die größte Heiterkeit. Die Krystallflasche, welche das Dreifache einer gewöhnlichen enthielt, war bald geleert und als die Herrschaften beim Dessert waren, setzten sich Jacintica und Respetilla in patriarchalischer Weise an denselben Tisch und aßen, was übrig geblieben war.

Bald nachher kam auch der reiche Notar Don Juan Crisostomo Gutierrez nach Hause und war sehr erfreut, seine Töchter in so guter Gesellschaft zu finden und überhäufte Don Faustino mit Liebenswürdigkeiten.

Um zwei Uhr nachts trennte sich die Gesellschaft.

Sechs darauf folgende Nächte verbrachte der Doktor in derselben Weise im Hause des Notars.

In der siebenten Nacht wollen wir das Gespräch zwischen Rosita und Don Faustino ein wenig belauschen. Kurz vor elf Uhr, der Stunde des Abendmahles, unterhielten sich beide folgendermaßen in einer Ecke des Salons:

„Da du darauf bestehst, werde ich dich duzen," sagte Rosita, „aber ich bin so zerstreut, daß ich fürchte, dich auch einmal öffentlich zu duzen. Was würden da die Leute sagen? Doch was liegt daran! Sie sollen sagen, was sie wollen. Ich sage du zu dir . . . trägst du das Amulett immer?"

„Ich trage es auf der Brust."

„Hast du mich wirklich sehr lieb?"

„Von ganzer Seele."

„Sieh, Faustino, so wollen wir uns lieben; ohne zu fragen, wie wir uns lieben. Es liegt ein eigener Reiz darin, sich zu lieben, ohne zu wissen wie. Ist es Freundschaft? Ist es Liebe? Was mag es wohl sein?"

„Es ist alles zugleich. Es ist etwas unerklärlich Poetisches," erwiderte Don Faustino; „ich weiß nicht, wie ich dich liebe, aber ich weiß, daß ich dich liebe."

„Nun, überlassen wir uns diesem unerklärlichen Gefühle, ohne es in der Gegenwart ergründen zu wollen und ohne vorauszusehen, wohin es uns in Zukunft führen wird. Wir waren zwei verteufelte Einsiedler, wie Respetilla sagt. Eines Tages, so hörte ich erzählen, begegneten sich zwei Einsiedler in einem tiefen, einsamen Walde, durch welchen ein klarer Fluß seine Wellen trieb. Ein Boot stand am Ufer. Die Einsiedler hatten den Mut, sich einzuschiffen und sich dem Laufe des Bootes

anzuvertrauen, ohne zu fragen, wohin es sie führen werde. Weißt du, wohin sie gekommen sind?"

„Wie sollte ich nicht?" sagte Don Faustino. „In das irdische Paradies. Der Cherub, der es mit feurigem Schwerte bewacht, muß entweder geschlummert haben, oder er hatte sie sehr lieb, denn er widersetzte sich nicht und sie traten ein und priesen sich glücklich mit vollem Recht."

„Ich merke, daß du die Geschichte ebensogut kennst, als ich."

„Und sage, Rosita, warum sollten wir nicht ebensoviel Mut besitzen, wie jene? Warum schiffen wir uns nicht auch ein, um uns der Strömung zu überlassen?"

„Wir werden sehen," antwortete Rosita; „das muß überlegt sein. Inzwischen geht es uns nicht schlecht. Man darf nicht das Paradies verlangen. Und der Cherub, sollte er uns den Eintritt nicht verwehren?"

„Du bist mein Cherub, mein Einsiedler und mein Paradies."

So weit waren sie gekommen, als Jacintica sie unterbrach und zu Tische rief. Die Unterhaltung war an jenem Abend besonders lebhaft und Jacintica und Respetilla setzten sich früher mit zu Tische als gewöhnlich. Es wurden unzählige Witze gemacht und man warf sich mit Brotkügelchen. Respetilla, der ein wahrer Tausendkünstler war, gab einiges zum besten und machte unter anderem sämtliche Tierstimmen nach und die komischen Sprünge und Bewegungen der Affen. Jacintica, welche eine große Fertigkeit im Karikieren der Menschen besaß, führte einige der bekanntesten Figuren des Ortes unter großem Gelächter vor. Sogar Don Jerónimo, der sonst ungemein gemessen war, ging aus sich heraus und erzählte einige Geschichten. Zum Schlusse machte Rosita den Vorschlag, die reizenden Maientage zu benützen und einen Ausflug auf das schöne Landgut ihres Vaters an der Nava zu machen.

Der Vorschlag wurde von allen mit lautem Beifall aufgenommen.

„Wir werden gleich morgen die Partie machen," sagte Rosita. „Wenn man solche Dinge verschiebt, kommt man nie dazu. Morgen nachmittag um drei Uhr wollen wir alle von hier aus zu Pferd aufbrechen."

„Wir werden pünktlich eintreffen," sagte Don Faustino, und die übrigen wiederholten die Versicherung.

Als der Notar eintrat, teilte ihm Rosita ihr Vorhaben mit und derselbe war damit einverstanden.

„Natürlich wirst du uns begleiten, Papa," sagte Rosita.

„Selbstverständlich," antwortete Don Juan Crisostomo.

„Du wirst mir erlauben, Papa, daß ich noch jemand dazu einlade.“

„Thue nach deinem Gutdünken.“

„Dann werde ich Elvirita dazu einladen, damit wir acht Personen sind.“

„Eine Glückszahl!“ rief Respetilla aus und damit trennten sich die Anwesenden bis zum kommenden Nachmittag.

Sechzehntes Kapitel.

Man wird vielleicht denken, daß die poetische Liebe des Doktors zu seiner ewigen Freundin ihn hätte vor einem derartig vertraulichen Verkehr mit Rosita bewahren sollen. Der Doktor dachte ebenso, wenn er sich nicht unter dem Einflusse Rositas befand. Wenn er aber mit ihr sprach, war Don Faustino ein verlorener Mann.

Er suchte manchen Grund zu seiner Entschuldigung. Die ewige Freundin liebte ihn wohl in einer edlen Weise und gewiß fühlte er sich zu allem Edlen hingezogen, aber wiewohl er sein Ideal liebte, war er von dem Dasein desselben nicht überzeugt; er war überhaupt von nichts überzeugt.

Sicher ist, daß es ein Unsinn wäre, auf eine schöne lebendige Wirklichkeit zu verzichten, um einer Erscheinung eines Schattens willen. Ist doch ein schönes Weib das Herrlichste, Poetischste und Künstlerischste, was ein Mann lieben kann.

Don Faustino las in einem Buche, daß der Dichter Alcäus sterblich in einen Pfefferfleck verliebt war; warum sollte er sich nicht in zwei Pfefferflecke verlieben?

Dem Doktor war, während er so zu sich sprach, als ob aus dem Bildnis der Coya ihn ein ernster Blick träfe; allein er unterdrückte die Zweifel, die sich seiner bemächtigten, indem er beschloß, in seiner Art das Beispiel von Rositas Einsiedlern zu befolgen und sich willenlos von der Flut treiben zu lassen.

Doña Anna wußte schon von den Besuchen ihres Sohnes im Hause des Notars und war sehr ärgerlich darüber. Man konnte zwar schwer von einem jungen Manne verlangen, sich lebendig zu begraben und mit niemand zu verkehren; aber dennoch schämte sie sich, daß ihr Sohn bei solchen Leuten, obwohl sie zu den Angesehensten im Orte gehörten, soupierte und mit ihnen freund-

schaftlich verkehrte, ohne zu bedenken, welche Unannehmlichkeiten für ihn daraus entstehen konnten. Sie deutete das letztere ihrem Sohne mit aller Vorsicht an, aber ohne Erfolg. Zur bestimmten Stunde bestieg der Doktor seinen Braunen und Respetilla sein Maultier und beide fanden sich pünktlich vor dem Hause des Notars ein, um die besprochene Landpartie zu machen.

Von unzähligen Kindern umgeben, setzte sich die Gesellschaft in Bewegung. Der Notar und Don Jerónimo ritten schöne Maultiere mit reichem Sattelzeug. Rosita im Amazonenkleid, das in Malaga verfertigt worden war, saß nach englischer Sitte zu Pferde. Ramoncita, Jacintica, Elvirita ritten auf Eseln. Rosita und Don Faustino, die Seite an Seite ritten, erschienen demnach als die Könige der Kavalkade, die das größte Aufsehen im Städtchen hervorrief. Alle Frauen stürzten an die Fenster, um die Vorüberreitenden zu sehen. Man sah es als einen Triumphzug Rositas an, die ihren gefangenen Bräutigam zeigen wollte.

Auf der ganzen Strecke ritt Rosita voraus, den Doktor stets zur Linken, sobald die Breite des Weges es zuließ.

Es war weder kalt noch heiß. Wunderbar schönes Wetter.

Durch Weinberge und Olivenwälder nahmen sie den Weg auf einen der Hügel, die Villabermeja umgeben. Nachdem sie eine halbe Meile zurückgelegt hatten, sah man weit und breit nichts als riesige Felsen. Den Hügel selbst, dessen Gipfel wie abgeschnitten erscheint, bildet ein einziger Fels, den nicht das geringste Grün bedeckt. Der Weg, der unzählige Windungen macht, war steil wie eine Leiter, und nur geübte Tiere, wie unsere Reiter sie besaßen, waren imstande, einen solchen Weg ohne Gefahr zu gehen.

Nahezu eine Stunde dauerte der beschwerliche Aufstieg. Je höher sie kamen, desto weiter breitete der Horizont sich aus. Von der Höhe aus sah man ganze Städte liegen, hell und klar von der Sonne beleuchtet, die kein Wölkchen trübte. Im Norden sah man die Sierra Morena; im Westen den mit Schnee bedeckten Picacho de Valeta und das gebirgige Land Ronda im Osten. Dazwischen lagen weißglänzende Dörfer mit lachenden Gärten, dunkle Wälder und Anhöhen mit freundlichen Kapellen, und dies alles mitten im ersten frischen Grün des Frühlings.

„Mein Gott!“ rief Rosita aus, „welche herrliche Aussicht!“

„Ich sehe nur dich,“ erwiderte der Doktor. „Du bist für mich das Schönste, nicht nur im weiten Umkreis, sondern auf der ganzen Erde.“

„Schweige, leichtfertiger Schmeichler, schweige, ich werde

sonst noch dumm und eitel durch deine Komplimente. Wie schön ist diese Gegend und dennoch hält sie keinen Vergleich mit unserer Nava aus, die wir bald erreichen werden. Die Nava ist wirklich ein Paradies auf Erden."

„Wo immer du sein magst, ist für mich das Paradies."

Während Rosita und Don Faustino so zu einander sprachen, ritten die anderen noch auf dem engen, steilen Wege aufwärts, wobei einer hinter dem anderen bleiben mußte, da man, um nebeneinander zu reiten, riskiert hätte, in die Tiefe zu stürzen.

Respetilla ritt hinter Jacintica her und da er auf solche Entfernung nicht insgeheim mit ihr reden konnte, sang er mit seiner schönen Stimme Liebeslieder, das einzige, was er ohne Scherz und Possen that. Wie ein banger Seufzer tönten seine Melodien, als ob sie bis in den Himmel dringen wollten, und fanden ein Echo in den Herzen seiner Begleiter:

Wenn ich einst muß sterben
Hab' ich eine Bitte nur:
Mit ihren Haaren,
Den schönen, tiefschwarzen
Bindet meine Hände mir.

Denn nichts übt einen solchen Zauber als ein Lied, schön vorgetragen in Gottes freier Natur und auf einsamen Wegen.

Endlich hatten alle den Gipfel erreicht und die herrliche Aussicht. Die kahlen, nackten Höhen erschienen wie ein Riesenkessel voll fruchtbaren Landes. Die Nava ist eine Ebene, die wohl zwei Meilen Ausdehnung hat. Teilweise geht es etwas thalabwärts und teilweise steigen ernste Berge empor, von welchen zahlreiche Bäche niederrieseln, die mit ihrer Wasserfülle die ganze schöne Gegend fruchtbar machen. Die Bergabhänge sind mit Weinreben, Mandel- und Eichenwäldern bepflanzt. In der Ebene sieht man Wiesen und Gärten mit tausenderlei Blumen.

Die Bäche haben sich, wie es scheint, ohne menschliche Hilfe Bahn gebrochen und an ihren Ufern steht dichtbelaubtes Gehölz, und duftende Blüten erfüllten die Luft mit Wohlgeruch.

Auf dem jungen, frischen Grün der Wiesen leuchteten unzählige Blumen in lachender Frühlingspracht.

Rosita war begeistert von dem schönen Anblick und zugleich befriedigt, Don Faustino die Reize der Besitzungen ihres Vaters zeigen zu können.

Es waren noch viele Landgüter in der Nava, aber diejenigen des Notars Don Juan Crisostomo Gutierrez, welche man inzwischen betreten hatte, waren weitaus die schönsten und besten.

Mehrere Hektar junger Weinberge wurden gerade vo
ungefähr fünfzig Mann bearbeitet und in der Ebene selb
weideten auf den Wiesen Stiere, Kühe, Kälber und Schafe.

Der Notar hatte auch ein schönes Stück Land mit eine
lebendigen Hecke aus Granaten- und Mastixbäumen un
Dorngebüschen einfassen lassen, worin Obst und Gemüse an
gepflanzt war.

Beim Eintritt in diesen Garten sah man das hübsche
freundliche Landhaus. Dort waren auch die Kellereien, di
Stallungen und einige sehr behaglich eingerichtete Wohnräume

Der Platz vor dem Hause war mit kleinen, runden Steine
gepflastert, die mit ihren bunten Farben verschiedene Muste
darstellten, gleich einer alten Mosaik, und ringsum stande
Feigen-, Nuß- und Akazienbäume und unzählige Rosenstöcke i
voller Blüte.

Eine Schar Tauben flog den Kommenden entgegen un
die Schwalben, welche ihre Nester unter der Dachrinne ange
baut hatten, zwitscherten laut zum Willkomm.

Der Gutsverwalter, samt Frau und Kindern empfingen di
Herrschaften und halfen ihnen von den Pferden, welche in di
Stallungen gebracht wurden.

Zu Fuß begab man sich nun in den Garten, um den
selben zu besichtigen, und jeder Herr bot seiner Dame den Arm
Außer einigen Erdbeeren gab es keine Früchte, aber das Blüten
meer von tausend Obstbäumen versprach eine reiche Ernte
Einige Veilchen, Rositas Lieblingsblumen, blühten noch und si
ging mit Don Faustino in den tiefen Schatten, wo dieselben
sich vermutlich noch frisch erhalten hatten, um solche zu suchen

Dort sagte Don Faustino zu seiner Gefährtin: „Wi
zauberhaft schön ist das alles, aber wenn du mich nicht liebtest
würde es mir dennoch nicht gefallen."

„Nun, habe ich dir denn nicht gesagt, daß ich dich liebe,"
antwortete Rosita.

„Es genügt nicht, wenn du es sagst," erwiderte der Doktor
„Die ganze Natur atmet Liebe und du allein bleibst kalt."

„Faustino, ich gehöre nicht zu den Naturen, welche da
Gefühl nicht zu übermannen vermag, aber es lastet wie ein
traurige Vorahnung auf mir und mir ist, als könnte unser Glü
nicht dauern."

„Grausame," sagte der Doktor, „wenn du mich wirklic
liebtest, würdest du nicht an die Zukunft denken, sondern di
schöne Gegenwart voll und ganz genießen!"

In diesem Augenblick kamen Don Juan Crisostomo un

Elvirita, welchen die beiden anderen Paare auf dem Fuße folgten auf Rosita und Don Faustino zu und alle scherzten und lachten miteinander.

Die Abenddämmerung war bezaubernd schön. Die Blumen hauchten verstärkten Duft aus; die Luft war von belebender Frische; die Vögel sangen der versinkenden Sonne ein Abschiedslied und die leuchtenden Wolken strahlten die schönsten Farben wieder.

Die Tiere kehrten allesamt in die Ställe zurück. Die fünfzig Mann, welche die Weinberge bearbeitet hatten, kamen, geführt vom Verwalter, heim. Alle trugen ihre Spaten auf der Schulter, der Verwalter ausgenommen, der zum Zeichen seiner Würde einen Stab trug, mit dem er die Feldarbeiten dirigierte.

Am nächsten Tage erst konnten die Arbeiten beendigt werden und die fünfzig Mann mußten die Nacht noch in dem Landhause zubringen, wo dieselben in einem großen Saale ihre Schlafstellen hatten.

Es ging ungemein lebhaft und lärmend auf den Vorplätzen und im Vorhofe zu, als die Nacht hereinbrach. Zur Ankunft der Herrschaft wurde ein großes Fest vorbereitet. Die Nacht schien dazu einzuladen. Der dunkle Himmel ließ Mond und Sterne besonders leuchtend erscheinen und deren blasses Licht ergoß sich mit unbestimmter, magischer Helligkeit über alle Gegenstände. Die Nachtigallen schlugen und die Bäche murmelten in süßer Eintönigkeit.

Schnell wurde ein prächtiger Ball improvisiert. Unter den Tagelöhnern waren zwei, die die Guitarre sehr gut zu schlagen wußten, und an Sängern und Tänzern fehlte es nicht. Die junge Frau des Verwalters, die Töchter des Notars, Elvirita und Jacintica, alle liebten den Fandango. Einige Arbeiter tanzten vortrefflich, aber auch Don Juan Crisostomo, Don Jerónimo und selbst der Doktor konnten nicht umhin, mitzuthun und einigemal nach besten Kräften ihre Sprünge zu machen.

Respetilla war sehr angeregt, besonders während des Nachtessens, bei welchem viele pikante Gerichte serviert wurden, was zur Folge hatte, daß man dem Wein besonders zusprach, welcher bei der Dienerschaft und den Arbeitern in Krügen und bei der Herrschaft in Gläsern gereicht wurde. Inmitten des Lärmes, der allgemeinen Freude und des großen Untereinanders, konnten Rosita und der Doktor sich ungestört sagen, was sie nur wollten.

Damit ja nichts fehle, wurden Spiele gespielt, welche

Respetilla nicht nur bewunderungswürdig zu leiten, sonder
auch zu erfinden verstand. Diese Spiele bestanden in drama
tischen Vorstellungen rohester Form. Die Schauspieler sin
Komiker und Dichter zugleich und jeder muß selbst erfinder
was er sagt. Einer muß den Plan und Stoff zum Dram
komponieren und dirigieren und in jener Nacht hatte Respetill
dieses Amt.

Zwei Stücke wurden von Respetilla aufgeführt: Ein histo
risches und ein phantastisches. Das historische behandelte „Di
Scherze der Königin Maria Luisa", die ungemein lustig un
witzig auf Kosten anderer Personen war. Nur Quevedo über
trifft sie an Witz und Spott und rächt durch besonders scharfe
Witz die von ihr zuvor Verspotteten zum Schlusse an der Kö
nigin. Respetilla spielte Quevedo und Jacintica die Königi
Maria Luisa.

Das andere Stück war gewöhnlicher, so wie es zumeis
bei solchen Gelegenheiten aufgeführt wird. Der Held war ei
schönrednerischer, verliebter, tapferer und etwas betrunkene
Arbeiter; kurz ein plebejischer Don Juan Tenorio. Respetill
spielte diese Rolle. Unser Held begeht zwar hundert Unzu
kömmlichkeiten, gewinnt aber doch die Gnade des heiliger
Petrus und Michael und anderer mehr, und als der Teufel
ihn zur Hölle führen will, spielt er ihm alle möglichen Streich
und hält ihn zum besten. Für die Rolle des Teufels pflegt
man den Dümmsten von der Gesellschaft auszusuchen. Zun
Glück genügte einer der Anwesenden diesen Ansprüchen in de
weitgehendsten Weise und Respetilla ließ die Gesellschaft au
seine Kosten herzlich lachen.

Mit dieser Aufführung fand das Fest sein Ende.

Das Haus hatte Zimmer genug für die Herrschaft un
für die Gäste und alle begaben sich zur Ruhe, um früh auf
zustehen und den Sonnenaufgang in der Nava zu sehen.

Don Faustino war so entzückt von dem ländlichen Feste
von den ungezwungenen, heiteren Scenen und vor allem vor
Rosita, daß er sich in das goldene Zeitalter versetzt glaubt
und seiner edlen Ahnen und der Coya, ja selbst Marias ver
gaß und sich für einen Schäfer in Arkadien und Rosita für
seine Schäferin hielt.

Am nächsten Morgen bestiegen alle ihre Pferde, um di
Schönheiten der Nava eingehend zu besichtigen.

Der Doktor ritt an der Seite Rositas, wie an sie ge
kettet durch Liebe und Dankbarkeit. Rosita machte den Ein-
druck einer Königin, die den Vasallen ihren Günstling zeigt.

Gegen Abend kehrten sie nach Villabermeja zurück und die Arbeiter ebenfalls und überall wurde der Triumph Rositas eifrigst besprochen.

Vor dem Hause des Notars trennte sich die Gesellschaft.

„Lebe wohl bis morgen!“ sagte Rosita zu dem Doktor.

„Lebe wohl, mein Schatz!“

„Wirst du mich ewig lieben? Bist du zufrieden mit mir? Bist du glücklich?“ fragte Rosita leise.

Don Faustino drückte ihr innig die Hand und sagte: „Ich ...ete dich an.“

Siebzehntes Kapitel.

Der Doktor begrüßte, zu Hause angekommen, seine Mutter und speiste zu ihrer Freude an diesem Abend mit ihr zu Nacht.

Nach beendeter Mahlzeit und nachdem die Amme Vicenta, die serviert hatte, sich zurückgezogen, sprach Doña Anna mit ihrem Sohne von unerfreulichen geschäftlichen Angelegenheiten und sagte zum Schluß: „Es steht schlecht mit uns, mein Sohn; aber ich versichere dich, daß ich heute sehr bedaure, daß du nicht nach Madrid gegangen bist, und daß ich mich bemühen werde, dir die Reise zu ermöglichen, wenn wir auch dadurch noch tiefer in Schulden kommen sollten.“

„Und warum, liebe Mutter, willst du mich jetzt von hier entfernen?“

„Ich will es dir ohne Umschweife sagen, weil deine Beziehungen zu Rosita mich ganz außer Fassung bringen.“

„Soll ich denn wie in einer Wüste leben und zu niemand in Beziehung stehen?“

„Du hast recht. Ich hätte daran denken und dich nicht zurückhalten, sondern dich eher mit Gewalt von hier forttreiben sollen. Denn hier mußtest du ja rettungslos herunterkommen.“

„Mutter, das ist ein hartes Wort. Wie meinst du das?“

„Faustino, glaube nicht, daß ich dich anklage; im Gegenteil, ich möchte dich entschuldigen. Ich sehe ja ein, daß du in der Blüte deiner Jugend nicht wie ein Einsiedler leben konntest. Nur der heilige Glaube, der dir unglücklicherweise fehlt, hätte ein solches Wunder bewirken können. Euch Männern fehlt, ob durch Erziehung oder Naturanlage, die Keuschheit, aus welcher der Ehrbegriff entspringt, der uns Frauen rettet.“

„Und dennoch, Mutter," erwiderte der Doktor, „haben es nicht alle die Schwestern unserer Ahnen, wenn diese solche hatten, vorgezogen, ins Kloster zu gehen, um nicht durch die Verbindung mit niedriggeborenen Leuten den Glanz unseres Namens zu verdunkeln. Einige haben sich mit reich gewordenen Lasttiertreibern oder glücklichen Schmugglern vermählt. Wir haben dadurch Verwandte unter den Niedrigsten im Orte."

„Ich weiß es, mein Sohn; aber ich weiß auch, daß kein Lopez de Mendoza, kein Stammhalter seiner Kaste, sich seit Jahrhunderten mit einer Frau, die nicht seinesgleichen war, vermählt hat. Willst du der erste sein?"

„Und wer hat dir, liebe Mutter, gesagt, daß ich mich verheiraten will?"

„Wozu also diese Besuche? Wozu diese Liebelei? Zu welchem Ende soll das führen?"

Don Faustino errötete, schlug die Augen nieder und schwieg.

„Ich kann mir alles erklären," fuhr Doña Anna fort, „aber du hast dich in große Gefahr begeben. Hast du denn nicht bedacht, wie unpassend dein Betragen ist? Ich will nicht von der Sünde, der Schande, dem Skandal reden, bei einem Verhältnis, das nicht mit einer Heirat enden soll. Ich will auch annehmen, daß diese Rosita sittenlos genug ist, dich als Freund anzunehmen und vielleicht aus Liebe zu ihrer Freiheit und, um ihre eigene und die Herrin ihres Hauses zu bleiben, nicht daran denkt, ihren Freund zu ihrem rechtmäßigen Gatten zu machen. Alles dies vorausgesetzt: Hast du überlegt, welche Rolle du dabei spielen wirst, ja vermutlich jetzt schon spielst?"

Don Faustino empfand die Schwere der Anklage und schwieg niedergeschlagen.

„Die Laster eines Kavaliers," fuhr Doña Anna fort, „sind nicht geringer, weil er ein Kavalier ist ..."

„Mutter, warum quälst du mich so sehr? Warum beleidigst du mich so tief?"

„Nein, mein Kind; deine Mutter, die dich so liebt, kann dich nicht beleidigen, was immer sie sagen mag. Wenn meine Stimme dir heute zu ernst erscheint, heiße deine Leidenschaften schweigen, lasse die Stimme deiner eigenen Einsicht reden, und sie wird noch ernster sein. Es wäre weniger unwürdig gewesen, wenn du dir ein armes Geschöpf aus dem niedrigen Volke ausgesucht hättest, welches du gewissermaßen zu dir emporgehoben hättest, indem du es aus ihrer Armut gerissen, ohne es je zu der geringsten Hoffnung zu berechtigen. Dies wäre vor Gott

wohl eine Sünde gewesen, aber keine Erniedrigung vor den Menschen. Die Tochter des Notars aber ist reich, führt dich auf ihre Besitzungen, zeigt dich ihren Dienern, als ob du ihr Lieblingsdiener wärst. Es fehlt nur noch, daß man sich erzählt, daß sie dich aushält."

Don Faustino fühlte sich durch die Heftigkeit und Schärfe seiner Mutter verletzt, konnte sich aber nicht verhehlen, daß Wahrheit in ihren Worten lag.

„Die Tagelöhner, welche in der Nava arbeiteten, haben," fuhr die erregte Matrone fort, „alles in ihrer Weise wiedererzählt. Das Fräulein Doña Rosa Gutierrez, so sagen sie, sei dir gewogen, begünstige dich, beschenke dich; sie zeige sich freigebig und halte dir zu Ehren offene Tafel. Sie macht den Eindruck einer Königin, die einen ihrer Vasallen aus dem Nichts emporzieht, weil er ihr wohlgefällt."

Der Zorn Doña Annas ist begreiflich, wenn man die Bosheit der Landbewohner kennt, die von keiner Schonung weiß; und alle, die Faustino und Rosita in der Nava gesehen, hatten ihrer Ansicht in der von Doña Anna angedeuteten Weise Ausdruck gegeben. Durch die Amme Vicenta und andere alte Diener war Doña Anna von dem Geschwätz im Orte unterrichtet und sie war außer sich darüber. Sie fühlte sich in tiefster Seele verletzt und zugleich gekränkt in ihrem aristokratischen Stolz und in ihrer Mutterliebe.

Don Faustino war betroffen und brach sein Schweigen nicht.

„Glaube mir, mein Sohn, es ist grausam, was ich erleben muß," fuhr Doña Anna fort, „eine schöne Prinzessin bietet dir die Hand, um dich zu sich emporzuheben, du edler, tapfrer Ritter! Und dazu habe ich dich geboren und erzogen? —

Noch nie hatte Don Faustino seine Mutter so heftig und zornig gesehen. Und dabei hatte dieselbe keine Ahnung, wie weit die Liebelei zwischen Rosita und dem Doktor vorgeschritten war. Eine solche „Schnellpostliebe" konnte die ernste, edle Dame sich schlechterdings nicht vorstellen.

Durch die unterwürfige Schweigsamkeit Don Faustinos etwas besänftigt, fuhr Doña Anna fort: „Fasse Mut, Faustino. Bedenke, wer du bist. Gehe nicht mehr jeden Abend in das Haus dieser Mädchen. Ziehe dich langsam von ihnen zurück. Du darfst nicht plötzlich brechen, denn man soll niemand beleidigen. Der Notar wäre ein gefährlicher Feind. Wenn er sich an uns rächen wollte, könnte er sich leicht unserer Schulden bemächtigen und, wenn es ihm dann beliebt, uns vollends ruinieren. Aber wenn du ohne Unhöflichkeit, unter dem Vor-

wande, unwohl oder zu beschäftigt zu sein, sie nicht mehr besuchst, so kann weder er, noch seine Tochter sich über dich beklagen. Und seine Rache wird dann nur darin bestehen, daß sie sich über dich lustig machen und dir auch wie mir nachsagen, daß du nur mit den wandelnden Geistern unseres Hauses verkehrst."

„Mutter," erwiderte endlich Don Faustino, „ich kann heute nichts versprechen, aber zweifle nicht daran, daß ich bemüht bin, deine Wünsche zu erfüllen. Für jetzt will ich nur sagen, daß es nicht meine Schuld ist, wenn die Arbeiter und Gevatterinnen meine Handlungsweise nach ihrer niedrigen Gesinnung beurteilen. Ich habe keine Veranlassung dazu gegeben, und wenn ich vielleicht unklug gehandelt habe, so habe ich doch nichts gethan, was eines Kavaliers unwürdig wäre. Es ist nicht meine Schuld, daß der Notar reich und wir arm sind. Auf deinen Rat bin ich auf Freiersfüßen zu Cousine Costanza gereist, ohne das gewünschte Ziel zu erreichen. Fürchte nicht, daß ich nach jener Niederlage aus eigenem Antrieb bei der Tochter des Notars ja selbst bei einer Königstochter das Mittel finden könnte, unserer Armut zu vergessen."

Doña Anna liebte ihren Sohn leidenschaftlich und fühlte, daß sie zu grausam gegen ihn gewesen; die Erinnerung an die Enttäuschung, die er durch ihre Schuld bei Costanzita erlebt, stimmte sie weich und sie gab sich mit den letzten Worten Don Faustinos zufrieden, stand von ihrem Sitze auf, warf sich in seine Arme und küßte ihn wiederholt, indem sie dabei bittere Thränen weinte.

„Welches Unglück, mein Sohn! Welches Unglück! Wir sind recht elend!"

Der arme Doktor versuchte es, so gut er konnte, seiner Mutter Trost zuzusprechen, obwohl er selber recht trostbedürftig war.

Bald darauf zog sich Doña Anna zur Ruhe zurück und Don Faustino ging in seine Zimmer, war aber so aufgeregt, daß er keine Lust hatte, sich niederzulegen.

Mit großen Schritten ging er in seinem Salon auf und ab.

„Meine Mutter hat recht," sagte er zu sich, „und nur zu sehr! Und wenn sie gar alles wüßte! Mein Vorgehen war geradezu albern. Was hat mich dazu gebracht? Wenn ich sie achten, lieben könnte, würde ich sie mit mir von hier fortnehmen, und wenn sie des Teufels Tochter wäre, sie heiraten und mir einen Namen und eine Stellung erringen, damit man nicht sagen könnte, daß ich ihr alles danke. Aber liebe ich sie denn? Ist das Liebe? Die Heftigkeit der Empfindung, die mich an ihrer

Seite erfaßte, worin gleicht sie der wirklichen Liebe? Oh! ich verstehe die wirkliche Liebe, ich empfinde sie, wenn auch ohne Gegenstand. Ich bin verdammt, alle Tugenden, alle großen Leidenschaften, alle edlen Gefühle in mir zu haben, und vollbringe nur Niedriges, als ob ich der jüngere Bruder Respetillas wäre. Was ist aus meiner Laura, meiner Beatrice, meiner Julia geworden? Und dabei ist sie ohne Zweifel besser als ich. Ich bin ein Undankbarer. Aus Liebe, wenn auch nach ihrer Weise, aus heißer, ernster, edler Liebe hat sie mir ihren Willen untergeordnet, ohne Bedingung, ohne bindendes Versprechen, in blinder Hingebung. Und ich, obwohl ich nach ihr verlange, obwohl das Andenken an sie mein ganzes Sein erregt, wage es, sie zu mißachten, auf Grund idealer Leidenschaften und Tugenden, die sich wohl nie verwirklichen werden. Wenn ich in der Tiefe meiner Seele den Abgrund sehe, den der Stolz vielleicht geschaffen hat, komme ich mir groß wie ein Gott vor. Wenn ich meine Thaten betrachte, will es mir scheinen, daß ich geradezu verächtlich bin."

Erschöpft ließ Don Faustino sich in einen Sessel fallen, der mitten im Zimmer stand, das von einer einzigen Kerze beleuchtet war.

Dort gab er sich von neuem seinen traurigen Gedanken hin.

Was fehlte ihm am meisten? Ihm fehlte, so sagte er sich dann, vor allem das Glück; er war das Opfer eines grausamen Geschicks.

Jede Hoffnung hatte sich ihm in grausame Enttäuschung verwandelt.

Für die Zweifel und Stürme, die seine Seele bewegten, gab es, so dachte Don Faustino, nur ein Mittel: den Tod. Und während er an den Tod dachte, tauchten alle Illusionen seiner Jugend vor ihm auf, schön und glänzend, und bezaubernde Melodien schienen ihn zu locken.

Die Furcht vor dem Nichts vermochte mehr über den Doktor, als die Angst vor ewiger Verdammnis, wenn eine solche sich seiner zu bemächtigen vermocht hätte. Trotz alledem vertraute er seiner eigenen Kraft noch und konnte nicht aufhören zu hoffen.

Seltsame Gedanken durchkreuzten sein Hirn. Würde er ein Bündnis mit dem Teufel für möglich gehalten haben, so hätte er nicht gezögert, sich ihm zu verschreiben, wenn er ein Ziel erreicht hätte, wert dafür zu leben.

Nachdem seine Aufregung sich bis zum Aeußersten gesteigert hatte, überkam ihn eine tiefe niederdrückende Traurigkeit und ihm war, als ob sogar die Coya und die meisten seiner Ahnen

ihn in seinem Elend mitleidsvoll betrachteten, und bitter Thränen rollten über seine Wangen.

Wo, dachte er, bleibt meine ewige Freundin, die mir i meiner höchsten Verzweiflung ihren Trost versprach?

Es war zwei Uhr nachts. Die tiefe Stille ringsum, da geheimnisvolle Halbdunkel im Zimmer selbst, die Nähe de Kirchhofs, die Erinnerung an die letzte Erscheinung seine mystischen Freundin Maria, dies alles ließ ihn wünschen, da sie neuerdings erscheinen möge.

Von Sehnsucht getrieben, stand er auf, um das Fenster z öffnen, denn ihm war, als ob Maria ihm nahe sein müßte als ob sie wie einstmals wieder dastehen müßte, an die Fried hofsmauer gelehnt und Thränen in den Augen. In demselbe Augenblicke öffnete sich leise die Thür und schloß sich ebenso nachdem ein dunkler Gegenstand hereingeschwebt war, desse genaue Umrisse der Doktor nicht zu unterscheiden vermochte Nichtsdestoweniger empfand er trotzdem, daß es seine ewig Freundin sein müsse.

Als sie näher trat und ihr Antlitz voll von dem einziger Lichte beleuchtet war, erkannte der Doktor stumm vor Ent zücken die edlen Züge seiner ewigen Freundin und fand Mari schöner und herrlicher als je zuvor.

„Eifersucht ist mächtiger als Liebe," sagte Maria mit süßer trauriger Stimme. „Alles habe ich, von ihr getrieben, vergessen und bin zu dir gekommen. Da hast du mich."

Don Faustino dachte nicht darüber nach, wie dieses Weib bis zu ihm gedrungen. Es galt ihm gleich, ob sie wie ein Schatten durch die dicken Mauern gekommen, oder ob der Teufe selbst sie durch die Lüfte zu ihm getragen, oder ob sie au natürliche Art bei ihm eingetreten. Die Hauptsache war ihm sie bei sich zu haben, und indem er sich das sagen durfte, em pfand er eine ungeahnte Leidenschaft für sie. Und zwar kein unbestimmte Leidenschaft, die die Analyse seines kritischen Geistes nicht bestehen konnte, sondern wahrhafte, unwiderstehliche Liebe die jede andere Leidenschaft besiegen mußte und seiner selbs würdig war.

„Da hast du mich, Faustino," wiederholte Maria. „Eine Macht, die über meinem Willen steht, führt mich zu dir. Bin ich nicht mehr wert als . . . jene andere? Kannst du mich nicht lieben?"

Dunkles Rot überflutete das Antlitz Don Faustinos. Und beschämt dachte er daran, daß jeder Ausdruck von Zärtlichkeit und Zuneigung, ja von Anbetung und Bewunderung in de

vergangenen Nacht durch seine Lippen entweiht worden war. Er antwortete nicht auf Marias Frage. Er flog zu ihr und schloß sie voll stürmischer Leidenschaft in seine Arme.

Achtzehntes Kapitel.

Die ersten Lichtstrahlen drangen durch die Läden und verkündeten den Tag und Vogelgesang drang bis zu Don Faustino und seiner Maria.

„Halte mich nicht zurück," sagte Maria, sich seinen Armen entwindend. „Ich muß fort. Folge mir nicht. Halte den Vertrag, den wir geschlossen haben."

„Ich will ihn halten, wie schwer es mir auch wird, aber sage mir doch den Grund, warum du dich in ein Geheimnis hüllst?"

„Der Grund des Geheimnisses ist das Geheimnis selbst und ich kann dir's nicht enthüllen. Nicht wahr, du wirst mir nicht folgen, und zu niemand von unseren geheimen Zusammenkünften sprechen; versprich es mir."

„Ich verspreche es dir und werde mein Wort halten."

„Ich liebe dich von Herzen und bin dein für immer," sagte Maria. „Verstehe mich wohl, ich wahre mir die Freiheit, dich zu fliehen, wenn ich muß, und du darfst mich nicht zurückhalten. Es genüge dir zu wissen, daß ich dir verbunden bin durch unlösliche Bande. Wenn ich dich fliehen muß, bist du frei; aber ich bleibe deine Genossin, deine Sklavin und wenn eine Welt uns trennt. Du warst, bist und bleibst meine einzige Liebe."

„Du mein Glück, mein Stern, mein besseres Ich."

„Ich bin dein," sagte Maria erbebend. „Dein, du aber sollst dich nicht binden, mir nichts versprechen und ich hoffe, Gott wird mir meine Sünde verzeihen."

„Vor Gott bin ich dein Geliebter, dein Gatte. Warum soll ich's nicht vor den Menschen sein? Kenne ich auch deinen Stand und Namen nicht, so kenne ich doch deine Güte, deine Schönheit. Und wenn du auch in meine Arme gekommen bist und nichts von mir verlangst, so gebe ich dir dennoch meine Hand, meinen Namen, mein Leben! Maria, werde mein Weib!"

„Niemals!"

„Nimm das grausame Wort zurück ... ich flehe dich an Sprich, Maria, sage nicht nein.“

Sie schwieg einen Augenblick nachdenklich und sagte dann „Eines darf ich dir versprechen, weil ich sicher weiß, daß id dich ewig lieben werde. Wenn deine Jugendzeit vorüber, dein ehrgeizigen Träume erfüllt oder zerstört sind, wenn du dan noch frei bist, mich noch liebst, mich suchst und ich noch lebe will ich deine Gattin werden. Früher ist's unmöglich ... id wiederhole, daß du dich dadurch zu nichts verpflichtest, ich allei binde mich.“

„Und ich schwöre, dich zu heiraten, wann immer du e wünschen magst.“

„Schwöre nicht. Ich nehme deinen Schwur nicht an un auch Gott wird ihn nicht erhören. Lebe wohl.“

Don Faustino schloß sie von neuem in seine Arme, abe es gelang ihr, sich ihm zu entwinden und sie lief schnell gege die Thür und verschwand, ohne daß er es wagte ihr zu folgen

Maria hatte versprochen, in der folgenden Nacht wiede zu kommen.

Neunzehntes Kapitel.

Don Faustino zweifelte und schwankte nicht mehr. Er liebte, liebte wahrhaft. Die Energie, die ihm bisher gefehlt hatte, beseelte sein ganzes Wesen und er fühlte die Kraft in sich, jeder Gefahr zu trotzen und jede That zu vollbringen.

Nur eines bekümmerte ihn und hemmte den vollen Genuß der Freude, die ihn beseelte.

Er wußte sicher, daß er Rosita nichts versprochen, nichts zugeschworen, ihr sein Wort nicht gegeben hatte. Aber eben dies war ein Beweis für das edle Vertrauen Rositas.

Don Faustino war entschlossen, sie nicht wiederzusehen, sie Maria zum Opfer zu bringen, die er leidenschaftlich liebte und immer so zu lieben glaubte, selbst wenn er erfahren sollte, daß sie von niedrigster Herkunft sei. Trotzdem konnte er nicht umhin, das Schicksal Rositas zu beklagen; er blieb aber dennoch bei dem Entschluß sie nicht wieder zu besuchen.

Des Abends erschien Respetilla allein im Hause des Notars. Rosita war sehr erstaunt und traurig darüber. Respetilla that

sein möglichstes zu ihrer Beruhigung und versicherte mit beneidenswerter Kühnheit, Don Faustino liege krank zu Bette. Rositas Zorn verwandelte sich darauf in liebevolles Mitleid.

Vier Tage lang gelang es Respetilla, durch Nachrichten von Don Faustinos Krankheit Rositas Glauben an dieselbe festzuhalten. Rosita sandte Don Faustino durch seinen Diener manche freundliche Botschaft, die derselbe im Namen seines Herrn ebenso freundlich erwiderte.

Rosita dachte daran, dem Doktor zu schreiben, allein ihre Schrift war so schlecht, ihre Orthographie so unsicher, daß sie, um sich in seinen Augen nicht herunterzusetzen, nicht wagte, es zu thun.

Rosita erkundigte sich beim Arzte nach der Krankheit Don Faustinos und derselbe erwiderte, daß er nichts davon wisse und ihn nicht besucht habe. Respetilla zerstreute die Zweifel, die sich Rositas bemächtigten, indem er sie versicherte, daß sein Herr sich selbst kuriere.

Da Don Faustino das Haus nicht verließ und niemand seiner ansichtig wurde, so schien die Geschichte seiner Krankheit am Ende glaubwürdig.

Wenn Respetilla seinen Herrn über die Gründe befragte, die ihn veranlaßten, das Haus des Notars zu meiden, wurde er statt aller Antwort sehr hart angelassen.

Sogar Doña Anna war mit diesem plötzlichen und beleidigenden Bruch nicht einverstanden und redete ihm, ohne von dem Verhältnis ihres Sohnes unterrichtet zu sein, dringend zu, das Haus des Notars wieder zu besuchen und sich nur nach und nach und in aller Höflichkeit zurückzuziehen.

Die Erfindung seines Dieners benützend, entschuldigte der Doktor sein plötzliches Ausbleiben vom Hause des Notars mit einem kleinen Unwohlsein und versprach dort vorzusprechen, sobald er hergestellt sei.

Endlich ertrug Rosita die Zweifel, die sie peinigten, nicht länger.

Eines Abends verlangte sie von Respetilla, er solle sie heimlich in Don Faustinos Zimmer führen, während der letztere im Zimmer seiner Mutter verweilte. So wollte sie sich mit einem Schlage, alle Bedenken beiseite lassend, von ihrem Glück oder Unglück überzeugen. Umsonst suchte Respetilla sich zu widersetzen. Rosita wußte, daß er alle Schlüssel des Hauses in Verwahrung hatte, und es blieb ihm schließlich nichts anderes übrig als einzuwilligen; er suchte sich durch den Gedanken zu trösten, daß es vielleicht zum Heile seines Herrn ausfalle, dessen völlig verwandeltes Wesen ihm gar nicht gefallen wollte.

Da Jacintica ihre Herrin begleitete, zur Befriedigung Respetillas, blieb eine andere Dienerin des Hauses als Garde de Dame bei Ramoncita und Jerónimo. Dem letzteren wurde weis gemacht, Rosita fühle sich so unwohl, daß sie sich zu Bett begeben müsse, welche Mitteilung in seinem gläubigen Gemüt natürlich nicht den leisesten Zweifel weckte. Rosita und ihre Begleiterin gelangten, ohne von irgend jemand gesehen worden zu sein, in das Haus Don Faustinos.

Zwanzigstes Kapitel.

Um elf Uhr nachts kam der Doktor aus dem Zimmer seiner Mutter in das seinige herunter. Da er Respetilla beurlaubt und ihm gesagt hatte, daß er sich allein entkleiden werde, glaubte er denselben noch im Hause des Notars, wo er bis zwei Uhr in der Nacht zu verweilen pflegte. Seine geheimnisvolle Freundin erwartete er um halb zwölf Uhr und nach ihrem Eintritt pflegte er seine Thür zu verschließen. Außerdem hatte er Respetilla untersagt, sein Zimmer zu betreten, ohne von ihm gerufen zu sein. So glaubte der Doktor alle Vorkehrungen zur Wahrung seines Geheimnisses getroffen zu haben. Der Arme wußte nicht, was ihm bevorstand. Rosita hatte sich bereits hinter dem Vorhange versteckt, der von dem Zimmer mit den Ahnenbildern in Don Faustinos Schlafzimmer führte.

Als sie den Doktor ganz heiter und gesund eintreten sah, Zorillas Verse vor sich hinsprechend:

> Als freundliche Erinnerung sollst du mich beglücken,
> Als Reue aber will und muß ich dich ersticken,

überkam sie eine wahre Wut, ihn weder krank noch traurig zu sehen, und der Gedanke bemächtigte sich ihrer, daß die freundliche Erinnerung ihrer Liebe gelte und die Reue, die er ersticken wollte, sie betreffe.

Rosita bedauerte, sich nicht für alle Fälle mit Pistolen oder zum mindesten mit einem Dolch versehen zu haben. Sie war nun auf ihre Zunge und ihre Hände allein angewiesen und konnte glücklicherweise denselben vertrauen.

Der Doktor stellte seiner Gewohnheit gemäß das Licht hinter einen Schirm und sprach mit gedämpfter, aber klarer Stimme die folgenden Verse:

Deiner Herkunft süß Geheimnis kenn' ich nicht,
Und nicht, Geliebte, deines Namens holden Klang,
Nicht deine Heimat, süßes Engelsangesicht,
Und weiß nicht, wenn ich folge dir, wie weit mein Gang.

Ach! wenn das Leben lieb und wert dir ist,
Und wenn ein Wesen du von dieser Erden,
Und wenn du lieb mich hast und gut mir bist,
So laß umfassen dich und dein mich werden.

Es schien wie ein Wunder als bei seinen letzten Worten sich die Thür geräuschlos öffnete und eine dunkle Erscheinung in das Zimmer trat. Eine süße Silberstimme gab Antwort auf die Verse Don Faustinos in den folgenden:

Wie dein Schatten, Geliebter, folg' ich dir,
Und find' bei dir nur Rast und Ruh';
Zu deinen Füßen sieh deine Sklavin hier;
Schließe mit Küssen den Mund ihr zu.

Maria fiel zu Füßen des Doktors auf die Kniee. Dieser schloß sie in seine Arme und bedeckte ihr rosiges Gesicht mit tausend Küssen.

Rosita war jetzt nicht mehr Herrin ihrer selbst. Zwar hatte sie die Empfindung, daß das Wesen, welches Don Faustino in den Armen hielt, etwas Uebernatürliches, Diabolisches habe, aber es hatte die Gestalt eines Weibes und die Macht der Eifersucht beherrschte Rosita so vollständig, daß kein anderes Gefühl in ihr aufkommen konnte.

Sie verließ ihr Versteck und stürzte sich wie eine Tigerin auf das Paar, trennte die beiden und bemächtigte sich Don Faustinos, der ihr sprachlos ins Gesicht starrte.

„Elender,“ sagte sie zu ihm, „so vergiltst du meine Liebe? Warum hast du mich so abscheulich betrogen? Warum hast du nicht alle die süßen Lügen, die vergifteten Schmeicheleien, mit welchen du mich getäuscht und bethört hast, für diesen Teufel aufgehoben? Und du Verfluchte ...“

Ehe noch Don Faustino sich gefaßt, ehe man nur antworten oder sich's versehen konnte, ergriff Rosita das Licht und beleuchtete Marias Antlitz, sie scharf ins Auge fassend, während ihre Blicke Feuer und Haß sprühten. Plötzlich schlug sie eine ironische Lache auf. Ihr Haß schien ihr Gedächtnis zu stärken und sie erkannte Maria, die sie seit ihrer Kindheit nicht gesehen.

„Ach! jetzt erkenne ich dich, Elende; jetzt erkenne ich dich. Du Dirne, würdig dieses Räubers. Du bist Maria la Seca.

Wo hast du gesteckt, seit deine Mutter zur Hölle gefahren? Und der Dieb, dein Vater, hat man ihn noch nicht gehängt?"

Damit setzte Rosita das Licht nieder und stürzte sich auf Maria, als wollte sie dieselbe mit ihren Nägeln in Stücke reißen.

Maria stand stumm, ernst und traurig, wie die Verkörperung von Schmerz und Stolz.

Ohne Zweifel hätte Rosita sie verwundet, wenn der Doktor ihr nicht zuvorgekommen wäre, indem er sie am Arm faßte und von ihrer Rivalin trennte.

„Wie bist du hier hereingekommen?" sagte Don Faustino zu ihr. „Wer hat dich hergebracht?"

Rosita schrie vor Wut auf.

„Schweige," sagte der Doktor, „schweige oder ich erwürge dich."

„Ich will nicht schweigen, Verräter! Ich will nicht. Du Ritter von Habenichts, du Inhaber ungezählter Schulden, du Schamloser, du hast die für dich passendste Wahl getroffen."

Don Faustino nahm seine ganze Langmut zusammen, um diese Viper nicht zu zertreten. Ohne zu antworten, aber mit festem Griffe zog oder schleifte er sie nahezu gegen die Thür von Respetillas Zimmer.

Der Doktor wollte seinen Diener rufen, ohne Lärm im Hause zu machen, und durfte dabei Rosita mit Maria nicht allein lassen, weil die letztere ihres Lebens da nicht sicher gewesen wäre. Er ahnte wohl, daß er Respetilla die angenehme Ueberraschung verdanke und daß derselbe im Hause sei.

Derselbe erschien auch richtig auf seinen Ruf mit Jacintica, die ebenso wie Respetilla geglaubt hatte, ihrer Herrin einen großen Dienst erwiesen zu haben und beide in liebevoller Wiedervereinigung zu sehen dachte.

Mit namenlosem Schrecken erfüllte sie die Scene, die sich nun ihren Blicken darbot.

Die Augen des Doktors leuchteten unheimlich, sein Antlitz war bleich, seine Züge entstellt. Mit der einen freien Hand faßte er Respetilla und sagte: „Umbringen könnte ich dich. Warum hast du diese Furie in mein Haus gebracht? Schnell öffne das Thor und führe sie fort, ohne Lärm zu schlagen."

Respetilla gehorchte, Jacintica folgte ihm und der Doktor ging hinterdrein, indem er Rositas Arm fest umklammert hielt.

Unterwegs sprach Rosita: „Gib meinen Arm frei, Grausamer! Du zermalmst ihn. Was habe ich dir gethan, daß du mich so behandelst? Habe ich dich nicht geliebt? Wie kannst du mich um dieser Banditentochter willen verlassen? Ueberlasse

sie ihrem Schicksal und ich will deine Sklavin sein, will den Boden küssen, den dein Fuß betritt. Alles will ich dir verzeihen! Verzeihe auch mir und liebe mich!"

„Unmöglich," antwortete Don Faustino, „ich liebe dich nicht und habe dich niemals geliebt. Geh mir aus den Augen."

Diese Worte brachten Rosita um den letzten Rest von Selbstbeherrschung. Wie ein Skorpion wandte sie sich gegen Don Faustino.

„Elender," sagte sie, „du sollst dich meiner noch erinnern; ich schwöre dir blutige Rache."

Respetilla öffnete das Thor, schob Jacintica hinaus und nahm Rosita aus den Händen des Doktors, um sie ebenfalls hinaus zu lassen.

Der Doktor schloß das Thor hinter ihnen und kehrte zurück in sein Zimmer zu Maria.

Er fand sie nicht im Zimmer und suchte sie in den anstoßenden Räumen, ohne sie zu finden.

Auf seinem Schreibtisch fand er einen Zettel, auf den Maria folgendes geschrieben hatte:

„Gründe von höchster Wichtigkeit zwingen mich, dich zu verlassen. Lebe wohl, vielleicht für immer."

„Du wirst mich nicht verlassen," sagte der Doktor, „ich zerreiße den Vertrag, den wir geschlossen haben. Ich lasse dich nicht gehen. Ich werde dich schon halten."

Er hatte wohl erraten, von wo Maria gekommen war. Er lief in den Hof und zu einer Thür in der Mauer des Hofes, die mit dem Schlosse in Verbindung stand.

Die Thür war verschlossen und der Schlüssel dazu war nicht da oder in den Händen Marias. Es blieb nichts anderes übrig, als die Thür einzubrechen und das gelang Don Faustino nach einigen kräftigen Hieben.

Er betrat den dunklen Raum, der ihm, obwohl er ihm nicht fremd war, vollständig unbekannt schien, stolperte in Unkenntnis des Weges, und das Licht, welches er bis dahin in der Hand gehalten, verlöschte und er wußte nun nicht einmal den Rückweg zu finden, um sich von neuem Licht zu holen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Er suchte sich an den Wänden weiter zu tasten, um si
einen Ausgang zu finden. Kein Fenster und keine Oeffnung
ließ das helle Mondlicht der schönen Frühlingsnacht herein-
fallen.

Der Luftzug, der eindrang, verursachte ein seltsam phan-
tastisches Geräusch und die zahllosen Ratten, die aus Ueber-
raschung über den unerwarteten Besuch erschreckt durcheinander
liefen, trugen nicht dazu bei, ihm seine Situation angenehmer
erscheinen zu lassen. Zudem fühlte er in seiner Nähe den
Schritt eines schwerer wiegenden Wesens, als Ratten es sein
konnten. Der Doktor suchte mit seinen Augen die Finster-
nis zu durchdringen, erreichte aber nur, daß ihm Funken in
allen Farben vor denselben zu tanzen schienen; dann erschien
ihm ein weibliches Gespenst, welches bald die Züge Marias,
bald die der Coya trug. Aber den Doktor überkam keine
Furcht und er schimpfte laut.

Kaum hatte er seine Stimme erhoben, so war das Wesen,
dessen Nähe er vorher gefühlt, dicht an seiner Seite. Dem
Doktor war, als ob unförmige Arme ihn umschlossen hielten,
und er fühlte in seinem Gesicht einen haarigen Kopf.

Don Faustino glaubte ungeachtet aller Wissenschaft, der
leibhaftige Teufel habe ihn gepackt. Während er entsetzt und
unentschlossen nicht recht wußte, was beginnen, stieß das Un-
getüm einen Ton aus, über welchen der Doktor, wenn auch
etwas verwirrt und beschämt, doch herzlich lachen mußte: „Holla,
Faon! Du hier? ... du Teufel von Faon!" Es war sein
größter und schönster Hund, der in bester Absicht und mit
großer Klugheit seinem Herrn in aller Stille gefolgt war, um
keinen Lärm im Hause zu machen.

Der Doktor befühlte den Hund noch genauer, um sich zu
versichern, daß es auch wirklich Faon sei, und beschloß, sich
seiner zu bedienen, um zu einem Ausgang zu gelangen, knüpfte
ihm zu diesem Zweck sein Taschentuch um den Hals und be-
hielt einen Zipfel davon in der Hand.

Der Hund verstand sofort seine Absicht und ging, trotz-
dem er nicht wußte, wohin sein Herr geführt sein wollte,
vorwärts.

Bald bemerkte Don Faustino, daß Faon zu steigen begann,
später kam er von ihm geführt zu einer Stiege, dann sah er
Mondlicht in die Finsternis hereindringen, fühlte einen er-

frischenden Lufthauch und befand sich nach kurzem unweit des Turmes, der mit der Kirche in Verbindung stand.

Unglücklicherweise führte von hier keine Thür und keine Oeffnung in das Innere der Kirche.

Der Doktor stampfte zornig mit dem Füße auf. Faon setzte sich von neuem in Bewegung und führte den Doktor auf demselben Wege zurück in einen anderen Hof im Inneren des Schlosses, der mit hohem Gras bewachsen war, und er glaubte in demselben die Spuren leichter, kleiner Füße zu entdecken. Er täuschte sich nicht. Maria hatte diesen Weg genommen.

Der Hund bemerkte sofort die Freude seines Herrn und daß er auf der rechten Fährte war, stieß ein kurzes Gekläff aus, das seiner Befriedigung Ausdruck gab und beschleunigte seine Gangart. Faon führte nun seinen Herrn über mehrere Gänge und Stiegen endlich in die Kirche ein, die in ihrer ernsten Pracht sehr düster aussah, obwohl die Lampen vor den verschiedenen Altären darin brannten.

Der Doktor wandte sich zur Thür der Sakristei; denn er war sicher, daß Maria durch dieselbe gegangen war, und Faon bestätigte diese seine Ansicht, indem er die Spur bis dahin verfolgte.

Die Thüre aber war verschlossen und zornig mußte sich Don Faustino sagen, daß diese Thür jedem Versuch, sie einzubrechen, widerstanden hätte.

Er rief zur Thür hinein. Niemand antwortete. Er rief lauter, aber ohne Erfolg. Er verlor die Geduld und klopfte, daß es wie Donner in der Kirche widerhallte. Man hätte glauben können, Gott rufe alle die Mönche und Mendozas, die dort begraben lagen, zu sich. Aber kein lebendes Wesen gab Antwort.

Er rief mehrmals: „Pater Piñon! Pater Piñon! Sind Sie taub?“

Pater Piñon schien wirklich taub zu sein. Das Rufen war umsonst. Keine Antwort erfolgte.

Plötzlich kam ihm der Gedanke, daß er einen Unsinn begangen, indem er diesen Weg gewählt. Don Faustino fürchtete, daß während er sich abmühte, um möglichst laut zu klopfen und zu rufen, Maria durch die andere Thür des Hauses Pater Piñons, welche auf die Straße ging, die Flucht ergriffen.

Bei diesem Gedanken lief er wie besessen davon und wieder von seinem Hunde geleitet auf demselben Wege zurück, auf welchem er gekommen, bis er vor seinem Hausthor stand.

Respetilla, der gerade zurückkam, glaubte, sein Herr müsse

den Verstand verloren haben, als er denselben mit der Kerz
in der Hand und in ganz verwahrlostem Zustand erblickte.

Don Faustino riß seinen Hut von der Wand und befah
dem treuen Faon und Respetilla, ihm zu folgen.

In einem Augenblicke hatte er das Thor des Pater Piño
erreicht und schlug laut Lärm.

Vielleicht hörte man von dieser Seite besser, oder Pate
Piñon hatte inzwischen sein Gehör wiedergewonnen, kurz, seh
bald erschien Pater Piñon an einem seiner Fenster und sagte
„Wer ruft zu solcher Stunde?"

„Ich bin's," entgegnete der Doktor. „Erkennen Sie mi
nicht?"

„Ach, jawohl . . . Ist jemand ein Unglück zugestoßen?"

„Nein, aber bitte, öffnen Sie, ich muß Sie sprechen."

Bald darauf ging die Thür auf.

Pater Piñon war der einzige Mönch, der aus dem alte
Kloster übrig geblieben war. Weil er so mager und klein wa
nannte man ihn Pater Piñon und niemand erinnerte sich meh
seines eigentlichen Namens.

Er war der Hüter der großartigen Kirche, des Stolze
des ganzen Ortes, samt ihren reichen und mannigfachen Schätzen
die alle in massiven Schränken und sicheren Nischen in de
Sakristei wohlverwahrt waren.

Pater Piñon entzückte seine Pfarrkinder nicht nur durc
seine anerkannten Tugenden, sondern auch durch seine Heiter
keit und seinen Humor.

„Was verlangt Don Faustino von seinem Kaplan?" fragt
Pater Piñon den Doktor, als derselbe in das Zimmer trat.

„Pater," antwortete Don Faustino, „ohne Umschweif
frage ich Sie: Wer ist Maria? Sie wissen es. Maria verbirg
sich hier. Ich muß sie sehen, sie ist mein Weib. Ich habe da
Recht, zu verlangen, daß sie mich nicht flieht."

„Mein Sohn, welcher Unsinn . . ."

„Antworten Sie mir," sagte der Doktor. „Wo ist Maria?

„Mein Sohn, wenn du mir auch zürnst, meine Pflicht i
es, deine Leidenschaft zu bändigen. Maria ist fort, allein i
werde dir nicht sagen wohin. Ich will nicht, daß du ihr folgs
Gestern hat sie mir ihre Sünden gebeichtet. Ich habe ihr di
Buße auferlegt, fortzugehen. Ueberdies hatte sie noch ande
triftige Gründe, diesen Ort zu verlassen."

„Was für Gründe? Keiner derselben hat Berechtigung!
sagte der Doktor zornig.

„Doch, mein Sohn; es gibt eine Person, der die Natu

Macht über sie gegeben hat, aber Gott verweigert ihm das Recht, diese Macht zu gebrauchen, zur Strafe für seine Schlechtigkeit. Ich weiß, daß ebendiese Person sie sucht und ihren Aufenthalt hier entdeckt hat; dieselbe ist kühn und furchtbar ... hätte sie fortgeschleppt von hier ... mit Gewalt. Und darum mußte sie fliehen. Mehr kann und darf ich dir nicht sagen."

„Ich hätte sie verteidigt, Pater! Niemand hätte wagen dürfen, sie mir zu entreißen."

„Und unter welchem Titel hätte ich Maria unter deinen Schutz stellen sollen?"

„Unter dem Titel meiner legitimen Frau."

„Wir Mönche waren von jeher was man jetzt demokratisch nennt, aber im besten Sinne des Wortes. Sicherlich hätte ich vor keinem Hindernis zurückgeschreckt und hätte Maria mit dir vermählt, zumal es ein Mittel gewesen wäre, eure schwere Schuld zu sühnen, aber Maria weigerte sich entschieden, sich zu vermählen. Sie glaubte, es sei ihre Pflicht zu gehen und sie ging."

„Wohin ist sie? Sagen Sie es mir, wohin?"

„Ich kann nicht."

„Sie täuschen mich. Sie ist noch hier."

„Genug der Thorheiten, Don Faustino," sagte Pater Piñon etwas gekränkt, „ich denke, mein Wort darf nicht angezweifelt werden, und ich sage, sie ist fort."

„In dieser Stunde verlasse ich diesen Ort, um sie zu suchen, zu finden und zurückzubringen."

„Thue, was du willst; aber alles wird umsonst sein. Bedenke wenigstens, daß Joselito el Seco sich in der Nähe herumtreibt und daß du Gefahr läufst, in seine Hände zu fallen."

„Ich gehe, und wenn ich in des Teufels Hände fallen sollte."

„Heilige Mutter Gottes! Bist du wahnsinnig?"

Don Faustino hörte und sah nichts mehr und lief aus dem Hause des Pater Piñon. Dieser dachte, Don Faustino werde sich die Sache noch überlegen und Maria nicht verfolgen; und in dieser Ueberzeugung ging er ruhig zu Bette.

Eine Viertelstunde später ritt Don Faustino allein auf seinem Braunen, den er von Respetilla eiligst hatte satteln lassen, mit Dolch und Pistolen bewaffnet, davon und nahm seine Richtung nach der drei Meilen weit gelegenen Stadt ***.

Der Doktor überlegte, daß Maria keine andere Gelegenheit zur Flucht benützt haben könne, als das Postfuhrwerk, welches

nachts um zwölf Uhr Villabermeja passierte, um in die Stadt **
zu fahren.

Von dort aus konnte man im Wagen nach Sevilla, Cordo
oder Malaga fahren. Wenn der Doktor nun Maria auf de
Wege dorthin oder in der bewußten Stadt fand, ehe sie diesel
in irgend welcher Richtung verlassen, so hatte er sein Ziel glü
lich erreicht.

Längst hatte es zwei Uhr geschlagen. Maria hatte de
nach zwei Stunden Vorsprung. Der Doktor ritt im Galo
seinen Weg dahin.

Nach einiger Zeit bemerkte er, daß sein schnaufende
schaumbedecktes Pferd unverkennbar vollständig ermattet w
und er überlegte, was ihm in der ersten Leidenschaft nicht ei
gefallen war, daß es unmöglich sei, den Wagen mit eine
Vorsprung von zwei Stunden auf dem Wege einzuholen, a
wenn er sein Pferd opfern würde. Um die Stadt vor Tage
anbruch zu erreichen, brauchte er durchaus sein Pferd nicht a
zustrengen, sondern konnte im langsamen Schritt reiten. D
Doktor entschloß sich daher, trotzdem ihn die Ungeduld verzehr
seine Reise im Schritt fortzusetzen. Er wollte gleich nach sein
Ankunft die ganze Stadt durchsuchen und hoffte Maria do
zu finden.

Zu beiden Seiten des Weges standen dichtbelaubte Olive
wälder. Der leuchtende Mond breitete sein silbernes Licht üb
die ganze Umgebung aus.

Der Doktor bemerkte, in seine Gedanken versunken, nic
wie er aus dem Licht unter den tiefen Schatten einiger b
sonders hohen Bäume ritt, er sah und hörte nicht, wie plö
lich fünf Männer zu Pferde aus dem Dickicht brachen und i
den Weg verlegten. So schnell und sicher war das Vorgeh
der Fünfe, daß er ihre Bewegung kaum wahrgenommen, a
einer derselben rief: „Halt!"

In demselben Augenblick bemerkte Don Faustino, daß vi
Gewehrläufe auf ihn gerichtet waren. Er wandte sich na
rückwärts, um zu sehen, ob der Weg frei, und sah drei Männ
zu Fuß, die ebenfalls den Lauf ihrer Gewehre auf ihn g
richtet hielten. Er war vollständig eingeschlossen.

„Ergib dich oder stirb!" rief einer der Reiter.

Die Feinde standen so nahe und dicht um den Dokto
daß ein Entrinnen nicht möglich schien, aber unser Held faßt
wütend, daß man ihn auf seiner Reise aufhalten wollte, ein
verzweifelten Entschluß. Er richtete seine Pistole auf den ih
Zunächststehenden und sagte: „Gib den Weg frei, oder ich ze

schmettere dir das Hirn!" Zu gleicher Zeit gab er dem Pferde die Sporen, um die Kette seiner Feinde zu durchbrechen.

„Tötet ihn nicht! Es ist mein Landsmann, Don Faustino Lopez de Mendoza!"

Dies alles geschah schneller, als man es zu erzählen vermag.

Der Doktor hatte, als er die Schonung, die sein Gegner ihm angedeihen ließ, gewahr wurde, gezögert loszudrücken. Sein Pferd war, angespornt, im Begriffe, sich Bahn zu brechen, als die Räuber ihn so dicht mit ihren Pferden umringten, daß die Mündung der Gewehre ihn berührte. Mit seiner Pistole konnte er höchstens einen seiner Gegner töten.

Im selben Augenblick wurde Don Faustino von einigen kräftigen Armen aus dem Sattel gehoben und zu Boden geworfen. Bei dem energischen Versuche, sich zu befreien, drückte er auf den Hahn seiner Pistole, und dieselbe ging auch los, ohne jedoch jemand zu verwunden.

Gefesselt und von mehreren Händen zu Boden gedrückt, hörte der Doktor die Stimme des Hauptmanns, der sprach: „Señor Don Faustino, Euer Gnaden sind mein Gefangener. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, keinen Fluchtversuch machen zu wollen, mir zu folgen, wohin ich Sie führen werde, und keine Gewalt gegen uns zu brauchen. Euer Gnaden können dann das Pferd wieder besteigen und diese guten Leute werden Ihnen die Achtung bezeigen, die sie Euer Gnaden schuldig sind."

Don Faustino war gezwungen, der Aufforderung des Hauptmanns Folge zu leisten.

Kaum hatte er gesprochen, so ließ man ihn frei und führte ihm sein Pferd vor, das inzwischen einer der Räuber festgehalten hatte, und Don Faustino bestieg dasselbe. Später verfolgte er, einem Wink des Hauptmanns gehorchend, mit den Räubern einen Pfad, der abseits von der Heerstraße durch die Olivenwälder führte, begleitet von seiner seltsamen Räubergesellschaft.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Eine Woche war seit den eben geschilderten Ereignissen vergangen und in Villabermeja wußte man immer noch nicht, wo Don Faustino verblieben war. Umsonst suchte seine Mutter den Aufenthalt des geliebten Sohnes zu erforschen.

Rosita verbreitete inzwischen, von rasender Eifersucht gepeinigt, überall, daß Don Faustino in blinder Leidenschaft für Maria mit derselben entflohen sei und sich in der Räuberbande von Joselito el Seco habe anwerben lassen.

Der Verfall des Hauses Mendoza machte es den Eingeborenen wahrscheinlich, daß Don Faustino, um diesem traurigen Leben zu entfliehen, diesen kühnen Entschluß gefaßt.

Don Juan Crisostomo machte alle möglichen Versuche, Rosita zu beruhigen. Rosita aber sagte zu ihm, daß sie vorziehen würde, die Tochter des Banditen Joselito el Seco zu sein, als die seinige, da derselbe wenigstens gewiß seine Tochter gerächt hätte, wenn sie beleidigt worden wäre.

Don Juan Crisostomo wollte nicht weniger thun als Joselito el Seco und sandte zu Respetilla mit der Botschaft, daß die Gläubiger der Mendozas nicht gewillt seien, länger zu warten; daß man dieselben binnen zehn Tagen befriedigen müsse, widrigenfalls er Hab und Gut der Mendozas in Beschlag nehmen werde.

Rosita, damit noch nicht zufrieden, diktierte selbst einen unverschämten Brief an Doña Anna, in dem sie derselben nochmals mit der Pfändung drohte, im Falle der gestellte Termin nicht eingehalten würde. Der Notar mußte, wenn auch widerstrebend und mit zitternder Hand, den Brief unterschreiben.

Respetilla ging, sobald er die Nachricht erhalten, in das Haus des Notars, hielt Rosita ihr unwürdiges Betragen vor und suchte sie zu besänftigen. Als er einsah, daß mit Güte nichts durchzusetzen sei, versuchte er's mit der Unverschämtheit, wurde jedoch von Rosita energisch und möglichst geräuschvoll zum Hause hinaus geworfen.

Doña Anna hatte inzwischen schweres Unglück zu ertragen. Von ihrem Sohne fand sich keine Spur und ihre Angst um ihn stieg von Stunde zu Stunde.

Das einzige, was sie noch besaß, war ein wenig Wein im Hause, dessen Wert jedoch keine zehntausend Realen betrug. Sie beauftragte Respetilla, denselben um jeden Preis zu verkaufen. Was sind zehntausend Realen, wenn sie hundertsechzigtausend brauchte? Doña Anna räumte alle ihre Schränke und Kommoden aus, suchte das wenige Silberzeug, das ihr geblieben, zusammen sowie einige kleine Schmuckgegenstände und beschloß, dieselben, wenn sie auch schwerlich mehr als zwölftausend Realen eintragen konnten, zu verkaufen.

Zum Schluß überwand sie ihren Stolz und schrieb, wie sehr es ihr auch widerstrebte, ihrer einzigen wahren Freundin

Doña Araceli und schilderte ihr in lebhaften Farben die furchtbare Lage, in der sie sich befand, und bat um ihre Hilfe.

Respetilla wurde beauftragt, den Brief zu überbringen, und bestieg sofort sein Pferd, um möglich bald den Wohnsitz Doña Aracelis zu erreichen.

Die Bewohner von Villabermeja waren in zwei Lager geteilt, die einen rechtfertigten die Rache der verlassenen Rosita, die anderen fanden ihr Vorgehen verächtlich.

Alle besprachen in großer Aufregung die Ereignisse, stritten und witzelten und ergingen sich in den seltsamsten Voraussetzungen.

Pater Piñon war der eifrigste Verteidiger der Mendozas. Er und der Arzt besuchten täglich Doña Anna, die, nicht imstande, die schwere Last des Unglücks zu ertragen, krank darniederlag und von der treuen Vicenta aufopfernd gepflegt wurde. Er fragte sich vergebens, wo Don Faustino wohl geblieben sei — „Er wird in die Hände Joselitos gefallen sein!“ sagte er sich, gezwungen seine Gedanken zu verheimlichen.

„Ich werde Maria benachrichtigen, die Gott sei Dank in Sicherheit ist. Hoffentlich werden wir ihm die Freiheit wieder verschaffen können, dem armen Don Faustino.“

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Nun müssen wir zu Don Faustino zurückkehren, der noch Gefangener Joselitos war.

Bald hatte der Doktor herausgefunden, daß Joselito seine Tochter suchte und die Absicht hatte, sie gewaltsam aus dem Hause Pater Piñons zu rauben, da er durch Spione erfahren hatte, daß dieselbe sich dort verborgen hielt.

Pater Piñon und Maria hatten Kenntnis von der Gefahr erhalten und sie war geflohen, ohne daß man wußte, wohin.

Der Doktor mußte sich einem strengen Kreuzverhör Joselitos unterziehen, da derselbe wußte, daß seine Tochter den Doktor liebte und sich die nächtliche Reise Don Faustinos nicht erklären konnte.

Don Faustino erwähnte anfangs nichts von der Flucht Marias, als jedoch Joselito gegen Villabermeja zog, um den gefaßten Plan auszuführen, unterrichtete ihn Don Faustino von Marias Flucht, um diesen Schlag zu verhindern.

Joselito überzeugte sich, daß der Doktor die Wahrhei[t] sprach, und mußte sich voll Ingrimm gestehen, daß es unmög[-] lich sei, seine Tochter noch einzuholen, ehe sie einen Ort er[-] reicht, der ihr sicheren Schutz gewährte.

So verzichtete Joselito, in Villabermeja einzudringen, un[d] zog mit seiner Bande weiter, immer Seitenwege benützend un[d] in Herbergen übernachtend, die von Genossen seines Gewerbe[s] geführt wurden.

Der Doktor hatte nach einiger Zeit keine Ahnung meh[r,] in welcher Provinz Andalusiens er sich zur Zeit befand. Jose[-] lito vertraute dem gegebenen Worte und ließ Don Faustin[o] nach Belieben auf seinem Braunen ausreiten. Er war stet[s] von zwei Räubern begleitet, durfte jedoch Waffen tragen.

So oft er auch darum gebeten, wurde ihm doch abge[-] schlagen, seiner Mutter zu schreiben. Außerdem aber wurd[e] er mit jeder nur denkbaren Rücksicht und Achtung behandelt.

Manchmal entfernten sich einige aus der Bande, und wen[n] sie zurückkehrten, bemerkte der Doktor, daß sie mit dem Haupt[-] mann sprachen und Geld unter sich verteilten.

Eines Nachts machten sie in einer Meierei Halt, die ei[n] vornehmes und reiches Aussehen und behaglich eingerichtet[e] Schlafzimmer hatte. Joselito sagte zum Doktor, daß er ih[n] allein zu sprechen wünsche, und ging mit ihm auf Don Faustinos Zimmer, welches die reichste und eleganteste Einrichtung i[m] ganzen Hause hatte, und dort begann Joselito folgendermaßen[:] „Señor Don Faustino, es lag nicht in meiner Absicht, Eue[r] Gnaden zu überfallen. Ich suchte meine Tochter und fan[d] Euer Gnaden zufällig; ich erkannte Sie und Euer Gnade[n] können Gott danken für mein gutes Gedächtnis und die groß[e] Aehnlichkeit mit dem Herrn Vater; denn wenn ich Sie nic[ht] erkannt hätte, hätten Euer Gnaden längst schon den Rabe[n] zum Futter gedient; doch ich habe Sie erkannt und bei mi[r] zurückgehalten. Heute will und muß ich Ihnen meine Absichten[,] Sie betreffend, mitteilen und Ihnen einige Vorschläge machen."

„Sprechen Sie, Joselito, sprechen Sie," sagte der Dokto[r] voll Ungeduld.

Beide setzten sich, einer dem anderen gegenüber, an eine[n] Tisch, auf dem zwei Krystalleuchter brannten.

Das Aussehen Joselitos entsprach nicht im geringsten de[m] eines Banditen. Hoch und schlank gewachsen, von weißer Haut[-] farbe, wenn auch von der Sonne gebräunt, mit dunklen Haaren[,] die von einigen Silberfäden durchzogen waren, und grauen[,] milden Augen — war Joselito entschieden ein schöner Mann.

„Wie Sie mich hier sehen," sprach er zu Don Faustino, „war ich für ein anderes Leben bestimmt, das himmelweit von dem verschieden ist, das ich hier führe; aber der Mensch denkt und Gott oder der Teufel lenkt. Mit neunzehn Jahren war ich als Noviz im Kloster von Villabermeja; Pater Piñon wird sich der Zeiten noch sehr wohl erinnern, denn er liebte mich ungemein wegen meiner vortrefflichen Stimme und der Andacht, mit der ich kirchliche Lieder sang, und weil er mich so sanft und milde fand, daß er immer behauptete, ich werde ein Heiliger werden. Vielleicht wäre ich es auch geworden, wenn ich Juanita nie gesehen hätte. Juanita kam sehr oft mit ihrer Mutter, der Witwe Doña Petra in die Kirche. Diese gute Frau war sehr stolz und eingebildet. Sie hielt sich für edel von Geburt und nicht ohne Grund, denn ihre Mutter, die Großmutter Juanitas war eine Schwester Ihres Großvaters, Señor Don Faustino. Der arme Noviz hatte die Kühnheit, sein Auge zu einer Verwandten der Mendozas zu erheben."

„Wessen Witwe war Doña Petra?" fragte der Doktor.

„Eines reichgewordenen Maultiertreibers," antwortete Joselito. „Das ist gleichgültig. Ich aber verliebte mich wahnsinnig in Juanita. Meine brennenden Blicke entzündeten in ihrem Herzen eine Liebe, die der meinen glich. Wir sprachen uns dann in der Kirche selbst, aber so vorsichtig, daß Doña Petra keine Ahnung davon hatte. Wir verständigten uns. Ich entschlüpfte nachts aus dem Kloster, stieg über die Hofmauer ihres Hauses und gelangte so zu ihr. So lebten wir eine Zeitlang beglückt unserer geheimen Liebe, als eines Tages bei einem großen Feste die Schönheit Juanitas auf einen Majoratsherrn aus einer benachbarten Stadt großen Eindruck machte. Doña Petra gab ihre Einwilligung zur Heirat Juanitas und diese wagte nicht, sich zu widersetzen, teilte mir jedoch das Ereignis sofort mit. Wir beschlossen beide zu fliehen. In der Nacht, die wir zur Flucht bestimmt hatten, traf ich zum Unglück mit dem Bräutigam Juanitas zusammen, der mich, als ich eben über die Mauer steigen wollte, zurückschleuderte und derb zu Boden warf. Schnell sprang ich wieder auf die Füße und im selben Augenblick schlug mein Gegner mit wuchtigen Hieben auf mich los. Der Zorn über die erniedrigenden Streiche, die Eifersucht und Scham, alles zugleich machte mich rasend und wie ein Rasender sprang ich auf den gehaßten Rivalen und traf so gut, daß er tot zu meinen Füßen niederstürzte. Das geschah so plötzlich, daß der Diener nicht die Zeit hatte, seinem Herrn zu Hilfe zu kommen. Als er denselben

fallen sah, bekam er jedoch Angst vor mir und rief aus Leibes-
kräften: ‚Mörder, Mörder!‘ Ich fand vor Entsetzen über di
begangene That nicht die Energie, zu fliehen. Aus verschiedener
Häusern liefen Männer herbei. Man nahm mich fest. Man
schleppte mich vor das Gericht und zum Schluß verurteilte man
mich zum Gefängnis. In den unglücklichen Jahren der Ge
fangenschaft verlernte ich die guten Lehren der Klosterbrüder
ich lernte das Leben kennen und sah ein, daß ich, unter einem
ungünstigen Stern geboren, nur durch Kraft und Mut mein
Mißgeschick werde bekämpfen können. Eines Tages gelang es
mir, während wir im Freien arbeiten mußten, mit vier Kame
raden zu entkommen, nicht ohne das Leben eines Wächters
opfern zu müssen, der uns an der Flucht verhindern wollte
Seitdem treibe ich das Handwerk, bei dem Euer Gnaden mich
sehen, und wäre nicht imstande, je ein anderes zu treiben
Juanita starb elend und entehrt, während ich in Ketten
schmachtete. Sie hinterließ eine Tochter Maria. Ich bete
mein Kind an, Don Faustino. Ich liebe sie um ihrer selbst
willen und weil sie ein lebendiges Andenken von Juanita ist.
Maria aber schämt sich meiner, flieht mich, will mich nicht sehen.
Diejenigen, welche sie unterrichtet haben, mögen ihr manches
Gute beigebracht haben, eines aber haben sie vergessen: ihr
Liebe und Achtung für den Vater einzuflößen. Wer immer
ich auch sein mag, ich bleibe doch ihr Vater. Ist es nicht ein
Gebot Gottes, daß ein Kind seinen Vater ehren und lieben soll?“

Manches hätte Don Faustino hierauf zu entgegnen gewußt,
allein er zog es vor zu schweigen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

„Sie antworten mir nicht, Señor Don Faustino, Sie
denken wohl, meine Tochter thue recht, indem sie mich flieht,
haßt, ja sogar verachtet. Aber, wie gewissenhaft ich mich auch
prüfen mag, ich finde mich weder hassenswürdig, noch verächt-
lich. — Es ist nun gekommen, wie es kommen mußte — es
war mein vorausbestimmtes Schicksal! — Zweifeln Sie nicht;
ich wäre ein Heiliger geworden, wie Pater Piñon geweissagt
hat, wenn ich Juanita nicht gesehen hätte. Ihrer hat sich der
Teufel bedient, um mich, und meiner, um sie zu verderben,
ohne daß sie oder ich es hätten verhindern können.“

Im übrigen huldigte Joselito dem spanischen Sprichwort: „Wer einen Dieb bestiehlt, begeht keine Sünde," und beraubte in der That nur die Reichen, die er ihres Ueberflusses entledigte, nicht ohne ihnen das Notwendige zurückzulassen. Außerdem verteilte er reichlich Almosen, kam vielen Bedürftigen zu Hilfe und machte wohlthätige Stiftungen.

Er lenkte das Gespräch mit Don Faustino in der Folge auf das Haus der Mendozas, dessen Lage ihm wohl bekannt, und stellte diese als eine vollständig hoffnungslose dar und berichtete zum Schluß von der Rache Rositas und der bevorstehenden Pfändung, worüber ihm seine Spione berichtet hatten.

Don Faustino war beim Empfang dieser Nachrichten außer sich und der Schmerz, den er empfand, da er sich die trostlose Lage seiner armen Mutter vorstellte, erpreßte ihm bittere Thränen.

„Zum Teufel!" sagte Joselito, „Thränen! Ein rechter Mann weint nie. Wollen Sie sich rächen? Ich will Ihnen beistehen. Sie haben von diesen Menschen nichts mehr zu erwarten. Brechen Sie mit der Vergangenheit. Erklären Sie mutig den Krieg. Sie wären nicht der erste ruinierte Majoratsherr, den wir zu den unseren zählen. Ein entschlossenes Wort von Ihnen und Sie sollen hier befehlen. In drei bis vier Tagen können wir auf dem Grund und Boden des noblen Notars sein und eine That begehen, an die der edle Mann sein Lebtag denken wird. Wir werden, wenn Sie es wollen, seine ganzen Ländereien und Weinberge zerstören und, wenn es sein muß, sein Haus in Flammen aufgehen lassen."

Don Faustino sah sich gezwungen, sein Schweigen zu brechen.

„Joselito," sagte er, „ein jeder hat seine eigene Art und Weise im Thun und Lassen. Ich will nicht behaupten, daß Sie unrecht thun, aber ich kann nicht umhin, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß meine Ansichten von den Ihrigen sehr verschieden sind und daß mein Thun dem Ihrigen nie gleichen wird. Der Notar verlangt, was ihm von Rechts wegen zukommt. Er kann mich dadurch nicht beleidigen. Ich habe nichts zu rächen."

„Es thut mir weh, Sie so sprechen zu hören," erwiderte Joselito. „Ich möchte meinen Gefangenen nicht beleidigen, aber ich muß es aussprechen, daß es mir erniedrigend erscheint, die Insulte zu leugnen, um der Gefahr des Rächeramtes zu entgehen. Sie haben recht: Die Beleidigung, die nicht gerächt werden soll, muß entschuldigt werden."

Dem Doktor trieb der Zorn das Blut zu Kopf; er vergaß,

daß Joselito stets bewaffnet war, daß auf einen Wink von ihm seine Leute ihn auf der Stelle zur Leiche machen würden.

„Bei Gott," rief er aus, „ich entschuldige keine Beleidigung und am wenigsten eine von Ihnen."

Drohend stand Don Faustino Joselito gegenüber und dieser griff im ersten Moment des Zornes an seinen Dolch, dann aber bezwang er sich und sagte: „Es ist gut. — Jetzt trifft es mich, eine Beleidigung zu entschuldigen, statt sie zu rächen. Streiten wir nicht weiter. Jedem Narren seine Tracht."

„Entschuldigen Sie, Joselito — ich war aufgeregt."

„Ich bedauere aufrichtig, Sie an Ihr gegebenes Wort erinnern zu müssen."

„Ich werde es nicht vergessen."

„Sie versprachen, nicht zu fliehen, keine Waffe gegen uns zu erheben, mir zu folgen und mir zu gehorchen."

„Insofern es nicht gegen meine Ansichten und gegen meine Ehre geht."

„Einverstanden. Nun muß ich Sie aber, wenn Sie auch keiner von den Unsern werden wollen, dennoch bei mir behalten und zwar als Lockvogel."

„Was soll das heißen?"

„Es ist sehr einfach. Ich wünsche, daß mein undankbares Kind zu mir zurückkehre, und da sie nicht aus Liebe zu mir kommen wird, hoffe ich, daß sie aus Liebe zu Ihnen kommen wird, und darum behalte ich Sie in meiner Gewalt. Ist Maria erst einmal da, so werde ich ihr das reiche und glänzende Leben, welches sie in vollständiger Ruhe und Sicherheit führen kann, schildern und sie fragen, warum sie mich flieht und warum ich sie nicht sehen soll?"

Der Plan war gut. Der Doktor zweifelte nicht, daß Maria kommen würde, um ihn zu retten. Es erfüllte ihn mit Trauer, sich sagen zu müssen, daß er die Schuld tragen werde, wenn die Frau, der es bis dahin gelungen war, sich von dem gefürchteten Vater fern zu halten, mit dem sie die Früchte seines Raubes genießen sollte, nun in dessen Gewalt fallen würde.

Bald nach dieser Unterredung bemerkte der Doktor an einer gewissen Aufregung im Hause, daß man jemand erwarte, und der Doktor dachte, es sei gewiß Maria.

Es war zehn Uhr nachts. Man hörte den Hufschlag von Pferden näher kommen und vor dem Thore anhalten. Joselito mit seiner Bande und der Doktor waren im Hofe versammelt um die Abendkühle zu genießen, als, von einem der Banditen geleitet, zwei Männer eintraten. Der eine, welcher der Diener

u sein schien, war unverhüllt, der andere war bis zu den Augen n einen Mantel gehüllt und hatte den Hut so tief in die Stirn gedrückt, daß seine Augen dunkel beschattet waren.

„Gott zum Gruß,“ sprach der Fremde.

„Gott zum Gruß,“ antworteten die Banditen.

Zu Joselito gewendet, setzte er hinzu: „Gott beschütze dich. Führe mich in irgend ein Zimmer. Ich muß dich allein sprechen.“

Diese Worte wurden mit einem gewissen Stolz gesprochen und Joselito, der den Sprecher an der Stimme erkannt zu haben schien, hörte ihn respektvoll an. Dann ließ er ein Zimmer beleuchten und führte den Fremden hinein.

Die Unterredung dauerte über eine Stunde; dann schied der Verhüllte mit seinem Begleiter, den Joselito selbst zu seinem Herrn gerufen hatte. Bald darauf hörte man im Hofe den Hufschlag der Pferde langsam verhallen.

„Señor Don Faustino,“ sagte Joselito, „haben Sie die Güte, mir zu folgen.“

In demselben Zimmer, in welchem er zuvor mit dem Fremden gesprochen, sagte Joselito mit bewegter Stimme zu Don Faustino: „Alle meine Pläne sind zerstört. Es gibt eine höhere Macht, die meinen Willen unterjocht und bezwingt. Maria ist nicht gestorben, aber Sie und ich müssen sie als tot betrachten. Wir werden sie nie wiedersehen. Sie sind mir zu nichts mehr nütze. Ich habe dem Manne, der soeben dieses Zimmer verlassen hat, versprochen, Sie sofort in Freiheit zu setzen. Ich halte Wort. Wünschen Sie mich sofort zu verlassen?“

„Ich kann es nicht erwarten, meine Mutter zu sehen, sie zu retten, sie mindestens zu trösten. Ich möchte sogleich reisen,“ sagte Don Faustino.

Es gelang ihm nicht zu erfahren, wer der Fremde war, dem er die Freiheit dankte, und vor allem das Schicksal Marias zu ergründen, die er für tot halten sollte. Joselito konnte oder wollte ihm keine Mitteilung davon machen. Er befahl, des Doktors Braunen zu satteln, und zwei seiner sichersten Männer gab er ihm zur Begleitung mit.

Zum Abschied reichte er Joselito die Hand, welche dieser freundschaftlich drückte.

Nach drei Tagen erreichten sie einen Ort, unweit von Villabermeja, den der Doktor sehr wohl kannte, und dort verließen ihn seine Begleiter.

Es begann zu tagen, als der Doktor sich anschickte seinen Weg allein fortzusetzen. Es war ein wundervoller Morgen. Voll Ungeduld, seine Mutter wiederzusehen, spornte Don Faustino

sein Pferd an und erreichte bald den Ort und sein Haus. Es befremdete ihn, zu so früher Stunde das Thor offen zu finden.

Sein Herz klopfte heftig. Er ahnte ein Unglück. Mit bangem Gefühl betrat er das Haus.

Faon begrüßte ihn zuerst, aber mit traurigem Geheul, statt mit freudigem Bellen und schritt ihm mit gesenktem Kopf voran.

Als er dem Zimmer seiner Mutter zuging, kam ihm Doña Araceli entgegen und warf sich in seine Arme.

„Mein Sohn, mein Sohn," rief sie, „wo bist du geblieben? Gott sei Dank, daß wir dich gesund und wohlauf wiedersehen."

„Wie kommen Sie hierher, liebe Tante? Was ist denn geschehen?"

„Deine Mutter ist krank, mein Sohn."

„Verbergen Sie mir nichts, Tante. Wo ist meine Mutter? Ich muß zu ihr . . ."

„Jetzt nicht gleich . . . sie schläft."

„Sie schläft . . . sie ist tot!" rief er plötzlich aus, „meine Mutter tot!"

Doña Araceli antwortete nicht, aber sie brach in einen Strom von Thränen aus.

Der Doktor sprang die Stufen empor, um in das Zimmer seiner Mutter zu eilen, als die treue Vicenta ihn zurückhielt mit den Worten: „Sie ist nicht hier."

Dabei führte sie ihn zum großen Empfangssaal. Vor der Thüre stand Pater Piñon.

„Lassen Sie mich eintreten und sie sehen," sagte Don Faustino.

„Geh nicht hinein, störe ihren Frieden nicht, bete zu Gott, daß sie in Frieden ruhe."

Don Faustino fiel weinend in die Arme des Paters.

„Sie ist tot, tot!" schluchzte er.

„Sie starb wie eine Heilige," sagte Pater Piñon.

„Ich bin ein Elender! Ich habe sie getötet mit meinen Tollheiten. Mein Gott! Mein Gott! Warum tötest du mich nicht?"

„Bete, mein Sohn, bete," sagte Pater Piñon, „bete für deine Mutter, bete für dich; in der größten Trübsal des Lebens ist beten der einzige Trost."

„Jawohl!" sagte Don Faustino, „Trübsal und Schmerz habe ich gefunden, aber den Glauben nicht."

Entsetzt starrte Pater Piñon ihn bei diesen Worten an und hätte ihm am liebsten den Eintritt zur heiligen Stätte verwehrt.

Don Faustino eilte in den Saal.

Inmitten desselben lag seine Mutter aufgebahrt.

Er kniete schweigend nieder, als ob er Verzeihung erflehen ollte. Später stand er auf, beugte sich über das Antlitz der ahingeschiedenen und rief in tiefem Schmerz, als ob er sie wecken wollte: „Mutter, geliebte Mutter!"

Respetilla, der beim Leichnam Wache hielt, Pater Piñon, oña Araceli, die inzwischen eingetreten war und die treue icenta schwiegen bei dem traurigen Anblick tiefbewegt und einten.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Doktor ließ das Leben seiner Mutter an seinem Ge- ichtnis vorüberziehen und erkannte nur zu wohl, daß es ein ›rtgesetztes Märtyrertum gewesen war, zu welchem sein Vater nd er selbst nicht wenig beigetragen hatten.

Verdammt, in Villabermeja zu leben, fand sie mit ihrer ildung und Begabung niemanden, der sie verstanden hätte. hr roher Gatte wußte sie nicht zu schätzen. Nicht einmal us Dankbarkeit für die Sorgfalt und Achtung, mit welcher e ihn umgab, zeigte er Doña Anna Liebe oder nur Rücksicht. ticht einmal Freundschaft empfand er für die edle Frau, mit velcher er kaum eine Unterhaltung führte, die länger als fünf Minuten gedauert. Dagegen amüsierte er sich nach Kräften an en verschiedensten Orten mit den verschiedensten Personen, nachte Geschenke, veranstaltete Feste und vergeudete das übrige nit sinnlosen Plänen, durch Unordnung und schlechte Verwaltung es Vorhandenen. So war Don Francisco Lopez de Mendoza rm geworden und hatte sich dann in Schulden gestürzt.

Don Faustino, weit entfernt die Fehler seines Vaters gut u machen, hatte das Haus eher noch mehr heruntergebracht, wenn auch nicht durch große Ausgaben, so durch seine Nach- lässigkeit, seine Launen und seine vollständige Unbrauchbarkeit im raktischen Leben. Sein Betragen hatte schließlich den Zorn Rositas erausgefordert und auf das Haupt seiner Mutter den harten Schlag gelenkt, der im Verein mit seiner Flucht und Gefangen- schaft bei den Räubern sie endlich getötet hatte. Don Faustino wollte sich von alledem nichts verzeihen. Er war untröstlich.

Unglücklicherweise gewährten ihm weder die weltlichen und

philosophischen noch die frommen Betrachtungen Pater Piñons den geringsten Trost. Nur zwei Personen hatte er auf Erden gefunden, mit welchen er aus tiefstem Herzen zusammenstimmte, mit welchen sein Geist in wahrhafter Verbindung stand: seine Mutter und Maria. Die eine war tot und von der anderen trennte ihn ein unüberwindliches Hindernis. Ihm blieb kein Trost.

Inzwischen hatte Doña Araceli dem Hause einen ungeheuren Dienst geleistet. Ihr ganzes bewegliches Vermögen hatte sie Respetilla übergeben, um die Gläubiger zu befriedigen. Aber auch indem man noch den Schmuck Doña Annas und allen Vorrat verkaufte, war doch die Summe nicht hoch genug, um die Gläubiger zufrieden zu stellen; da nahm aber Doña Araceli noch Geld auf ihre Güter auf und schaffte damit das nötige Kapital, um das Haus vor der angedrohten Pfändung zu bewahren.

Doña Anna hatte noch den großen Trost, vor ihrem Tode diesen wahrhaften Freundschaftsbeweis zu empfangen, den sie gern ihrer geliebten Doña Araceli dankte, die gekommen war, um sie zu pflegen, die sie ihren letzten Seufzer aushauchen hörte und ihr die Augen schloß.

Für den Doktor war es, obwohl er Doña Araceli sehr zu Dank verpflichtet, eine Demütigung, daß sie gethan hatte, was er, der sich zu allem fähig glaubte, zu thun nicht imstande gewesen war.

Don Juan Crisostomo Gutierrez war voll Reue und ganz niedergeschlagen seit dem Tode Doña Annas und der Ankunft des Doktors. Im Orte selbst, in welchem der Notar zumeist sehr verhaßt war, da er nicht nur sehr reich, sondern geizig oder mindestens nicht freigebig war, ergingen sich selbst die Gegner der Mendozas, welche anfangs seine Rache gutgeheißen, aus Mitgefühl bei dem Tode Doña Annas in Schmähungen gegen den infamen Emporkömmling, der kein Herz im Leibe habe.

Rosita ihrerseits erschien ernst und still, obwohl sie eine gleichgültige Miene zeigte. Wenn in der Tiefe ihrer Seele sich etwas wie Reue regen wollte, unterdrückte sie dieses Gefühl sofort, indem sie der empfangenen Beleidigungen gedachte.

Don Faustino wollte in seiner tiefen Trauer das Haus nicht verlassen und hatte noch weniger als sonst Sinn für Geschäfte; er beauftragte Pater Piñon und Respetilla zum Notar zu gehen, seine Schulden zu bezahlen und die Hypotheken aufzuheben, die sein Haus und seine Güter belasteten.

Rosita übernahm und zählte das Geld. Während dieser prosaischen Beschäftigung im hierzu bestimmten Raume des

Hauses blieb Rosita, da ihr Vater in die Kanzlei gehen mußte, allein mit Pater Piñon, der zu ihr sagte: „Hier hast du das ganze Geld, jetzt bist du bezahlt, jetzt wirst du zufrieden sein.“

„Ach, Pater Piñon, die Schuld Faustinos an mich kann er mit dem Gelde der ganzen Welt nicht bezahlen. Nicht mit seinem Blute und nicht mit seinem Leben könnte er sie bezahlen.“

„Du bist eine verstockte Sünderin,“ antwortete Pater Piñon. „Man klagt mich hier an, daß ich zu nachsichtig bin, und mit Recht. Eine große Liebe verdient Nachsicht und dem, der viel geliebt, soll viel verziehen sein; aber wenn die Liebe sich in Haß verkehrt, da vergeht mir, ich versichere dich, die Lust zu verzeihen.“

Drei Wochen nach dem Tode ihrer Cousine kehrte Doña Araceli, von Respetilla und einigen anderen Dienern begleitet, nach Hause zurück.

Um die Schuld, die er nun bei Doña Araceli hatte, zu vermindern, hatte Don Faustino ein Uebereinkommen getroffen, nach dem in bestimmten Raten ihr ein Teil der Einkünfte der Güter zugeschickt werden solle. Mit Thränen und unter innigen Umarmungen verabschiedeten sich Tante und Neffe einige Meilen weit von Villabermeja, bis wohin Don Faustino Doña Araceli geleitet hatte.

Während ihres Aufenthaltes bei dem Neffen unterrichtete sie denselben in ihrer mitteilsamen Weise, obwohl derselbe nie eine hierauf bezügliche Frage gestellt, von dem Leben Costanzas, die als Marquise von Guadalbarbo ganz ausnehmend glücklich sei. Ihr Gatte bete sie an, das Glück begünstige sie, alles gehe ihnen nach Wunsch. Sie schwimmen im Ueberfluß, erzählte sie, und seien gegenwärtig in London, wo der Marquis, dessen Vermögen sich mit jedem Tage vergrößere, Geschäfte habe, die ihn nicht verhindern, seine Besitzungen in Spanien noch zu vergrößern.

Von Maria hätte der Doktor gern erzählen gehört, aber der einzige, der es konnte, Pater Piñon, war zu keiner Aufklärung zu bewegen.

„Das einzige, was ich weiß,“ sagte er, „ist, daß sie dich von ganzem Herzen liebte, dich ohne Zweifel verlassen mußte, und daß du sie in diesem Leben vielleicht nicht wieder sehen wirst.“

Ohne Mutter, ohne Freundin, ohne die beiden einzigen Personen, welche er liebte und achtete, befand sich der Doktor in furchtbarer Einsamkeit. Respetilla bemühte sich, ihn zu unterhalten und zu zerstreuen, aber seine Nachrichten und seine Witze entlockten ihm kein Lächeln.

Schließlich konnte er dieses einsame Dasein nicht mehr er tragen. Er dachte von neuem an die Möglichkeit, mit körper losen Geistern zu verkehren und sie verstehen zu lernen. Un so groß war die Kraft seiner Phantasie und die unausgesetzt Bemühung, sein Ziel zu erreichen, daß er oft in der Nacht un in der tiefen Stille seiner Behausung die Coya zu sehen glaubte wie sie sich von der Wand loslöste, zu ihm trat und ihm ge heimnisvolle Dinge zuraunte, die in seine Seele drangen, ohn sein Ohr zu berühren; er sah das Gespenst Marias, die ihn Gefühle einflößte, welche sich in keiner Sprache der Welt aus drücken lassen und alle seine Sinne gefangen nahmen. Doc auch hierin fand der Doktor keine Befriedigung.

Manchmal betrachtete er lange Faon, dessen Gesellschaf die einzige war, die ihn nicht ermüdete, und er empfand de Wunsch, der treue Hund möchte sich in den Teufel verwandeln und einen Augenblick nachher versicherte er sich auf das be stimmteste, daß es keinen Teufel gebe und keine schwarze Kunst der Teufel wäre zu nichts nütze, wenn ein Feuer mit göttliche Kraft das ganze Weltall belebt. Warum sollte der Mensc sich dieser Kraft nicht bemächtigen? Wenn sie den Weltkörpe durchdringt und belebt, ja die ganze Natur, um wie viel meh die energische menschliche Natur. Und wenn das Göttliche da ganze Weltall durchdringt, wie sollte es nicht unser ganze Sein bis in die Tiefe der Seele erfüllen? Auf diese Ar wandte sich der Doktor von der magischen Kunst ab und de mystischen zu. Aber weder in der äußeren Welt die Geheim nisse der Natur mit Liebe und Begeisterung erforschend, noc in der inneren Welt seiner Seele mit derselben Liebe und Be geisterung den Gegenstand seiner Sehnsucht mit erzwungener Ruh suchend, hoffte der Doktor, das Geheimnis zu ergründen un eine passendere Gesellschaft zu finden, als diejenige Pate Piñons oder Respetillas.

Vielleicht fehlten ihm nur Bücher, vielleicht hatte er nich genug über Mysticismus und Magie gelesen und tappte im Finsteren und wollte schwierige Probleme lösen, ohne genügen eingeweiht zu sein.

Das war Grund genug für den Doktor, endlich nach Madri zu ziehen.

Anderwärts, entfernt von diesem geistigen Mittelpunk Spaniens, mußten die Arbeiten des Doktors dürftig ausfallen nicht nur auf dem Felde des Mysticismus, der Philosophie un Poesie, sondern auch auf jedem anderen Felde, die Politik nich ausgeschlossen.

Sechs Monate nach dem Tode seiner Mutter, von dem Wunsche beseelt, alles zu lernen, voll Ehrgeiz und verworrenen Hoffnungen, alles zu erreichen, was man überhaupt nur werden kann, Staatsmann, Dichter, Redner, Philosoph, Gelehrter und sogar Magier, Geisterseher und Mystiker, ordnete er seine Angelegenheiten in Villabermeja, setzte Respetilla zum Verwalter ein und zog mit zwölftausend Realen in der Tasche, nachdem er rührenden Abschied vom Pater Piñon, von Respetilla, Vicenta und seinem geliebten Hunde genommen, in die Residenz und stieg in einem Gasthaus ab, in welchem er für einen Duro per Tag ein Zimmer, Bett, Beleuchtung, Frühstück, Mittag- und Abendessen hatte.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Alles, was Don Faustino von Poesie innegewohnt, war ihm abhanden gekommen, seit er Villabermeja verlassen. Alles, was ihm lieb und wert gewesen, hatte er dort zurücklassen müssen. Aus dem angesehensten Jüngling seiner Heimatstadt, der, wenn auch ein Sonderling und halb ruiniert, von den Frauen geliebt wurde und der Gegenstand hoher Verehrung und tiefsten Hasses war, wurde ein Abenteurer, ein Verlorener mehr unter den Ungezählten, die nach Madrid kommen, um ihr Glück zu suchen. Die überspannten Ideen, mit welchen er gekommen, waren bald näherliegenden Gedanken gewichen. Seine phantastischen Geistererscheinungen fanden keinen Eingang in das prosaische Gasthaus, das er bewohnte.

Durch viele Jahre bewahrte er allerdings noch seine Illusionen, obwohl eine nach der anderen an dem Stein der nackten Wirklichkeit zerbröckeln mußte.

Er veröffentlichte wohl einige lyrische Gedichte in litterarischen Blättern, aber niemand hatte acht darauf. Der Doktor versuchte es auch mit der dramatischen Kunst, aber bei keinem Stück kam er über die drei bis vier ersten Scenen hinaus. Auch bei seinen epischen Versuchen blieb ihm die Muse nicht treu.

Er wollte im Atheneum eine Rede halten, aber er kam nicht dazu.

Er bekam die Stelle eines Zeitungsredakteurs, aber ohne das geringste Verständnis für Politik und nur in der Träg-

heit hervorragend, entschloß er sich, die Redaktion zu verlassen um nicht als untauglich entlassen zu werden.

Mit tausend Ideen für Frieden, Fortschritt, Licht und Ruhm, zum Wohle der Menschheit und seines Vaterlandes insbesondere, schwang er sich in unerreichbare Höhen weltentrückter Phantasiegebilde. Ihm galt die Monarchie nicht mehr als die Republik. Sogar die Freiheit, die er am meisten liebte weil sie ihm Mittel zum Zweck war, erschien ihm nicht als Ideal, dem man huldigen und gelegentlich die größten Opfer bringen könne. In dieser Beziehung war unser Doktor der richtige Kleinstädter, wie man sie in ganz Spanien findet, vier oder fünf Provinzen ausgenommen, wo sie überhaupt etwas wollen und wissen, was sie wollen. Auf diese Weise erreichte er's nicht einmal, Deputierter zu werden.

Eine seiner hartnäckigsten Illusionen war die, sich für einen großen Philosophen zu halten. Er träumte davon, der Welt ein neues System zu offenbaren, ganz sein eigenes. Damit vergingen die Jahre und er brachte nichts zustande. Er tröstete sich mit dem Satze, der, wenn wir nicht irren, von Aristoteles herrührt, daß der Mann erst mit dem fünfzigsten Jahre die volle Reife und das ganze Verständnis erlangt. So wartete der Doktor denn auf das besagte Alter, um Krause, Kant und Hegel zu verdunkeln.

Nach einiger Zeit suchte er, obwohl das schöne Bild Marias, wenn auch nur als süße Erinnerung, noch in seinem Herzen lebte, in der vornehmen Gesellschaft Madrids zu glänzen. Doch selbst diese Illusion sollte zerstört werden. Die Schwierigkeit bestand darin, die Gunst einer der ersten Damen zu erringen; alle anderen würden ihn dann ihrer Bevorzugung würdig erachten und ihm zufliegen wie die Mücken dem Honig.

Unglücklicherweise fand Don Faustino diejenige nicht, die ihm den Weg bahnen sollte. Er konnte indessen das Beispiel jenes Impresario nicht befolgen, der zu einer Zeit, als die Stiergefechte weniger beliebt waren als heute, bemerkte, daß in der zweiten Vorstellung immer mehr Leute waren als in der ersten und rasch entschlossen mit der zweiten anfing. Ohne soziale Stellung, ärmer als eine Kirchenmaus und etwas befangen, ohne den Glanz von Ruhm, Reichtum und großen Liebesabenteuern, wurde es ihm nicht wohl möglich, das schöne Geschlecht in Madrid für sich einzunehmen.

Don Faustino kleidete sich elegant und geschmackvoll, besuchte Theater und Bälle, verspielte gelegentlich tausend Realen

und dünkte sich ein Sardanapal, aber das dauerte nur kurze Zeit. Am nächsten Morgen waren seine Taschen leer.

Das Einkommen von Villabermeja (obwohl, wie man mich versichert und so unwahrscheinlich es auch klingt, Respetilla ein ehrlicher Verwalter war) reichte kaum hin, um die Interessen der geliehenen Summen zu bezahlen und dem Doktor monatlich tausend Realen zu schicken, die gewöhnlich drei bis vier Tage nach ihrem Empfang schon verausgabt waren.

In dieser Situation begann der Doktor Schulden zu machen und bald wurde unser trauriger Held vom Schneider, Schuster, Handschuhmacher zum Zahlen gedrängt. Darüber vergaß er alle hohen Wissenschaften und den stolzen Wunsch, sie sich alle zu eigen zu machen, und war nur bemüht, ein wenig Geld zusammenzubringen; das Schlimmste aber war, daß ihm auch dies nicht gelang.

Als er keinen Ausweg mehr fand, suchte er schließlich, womit viele andere anfangen, eine Anstellung und erhielt endlich eine mit einem Gehalt von achttausend Realen per Jahr im Ministerium. Nach vierzehn Dienstjahren erreichte er endlich ein Gehalt von vierzehntausend Realen, nachdem er siebzehn Jahre in Madrid verlebt hatte.

Er war und blieb ein unbrauchbarer Beamter, aber er hatte Freunde, die ihn in seiner Stellung erhielten.

Wie immer es auch sei, der Doktor schämte sich, nicht mehr zu sein als ein Ministerialbeamter, und wollte nicht eher den Fuß wieder nach Villabermeja setzen, wo man ihn stets als ein Wunder von Talent, Wissen und Vornehmheit angestaunt hatte, als bis er eine Person von Bedeutung geworden. So erreichte er ein Alter von vierzig und einigen Jahren, vom Schicksal hart behandelt, aber immer noch beseelt von Illusionen. Jeden Abend verschob er es zum kommenden Morgen, Hand an seine große „Philosophische Abhandlung“ zu legen, oder sonst an ein großes Werk, das alle Sterblichen verblüffen sollte, und ging statt dessen von einer Unterhaltung bei ihm bekannten Familien zur andern.

Trotz alledem bewahrte der Doktor seine Hoffnungen, die ihn träumerisch anzulächeln schienen, und erwartete, ohne indes zu wissen warum, wie so, noch wann, daß die Menschen ihn eines Tages noch beneiden würden. Diese Hoffnungen waren seine Zerstreuung, sein Trost.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Der Notar Don Juan Crisostomo Gutierrez starb eine sanften Todes. Pater Piñon, der ihm in seinen letzten Stunde zur Seite stand, sprach ihm noch Trost zu beim Abschied au dem Leben. Die Hinterlassenschaft des Notars war so groß daß jedes seiner Kinder nach der Teilung noch sehr reich war

Ramoncita war seit Jahren mit Don Jerónimo verheiratet der mit großem Erfolg seinem ärztlichen Berufe oblag. Ob wohl sie keine Kinder hatten, die ihr eheliches Glück vervoll ständigt hätten, lebten beide in seltener Uebereinstimmung un Zufriedenheit.

Rosita war, abgesehen von dem Strauß mit Don Faustino so graziös, so bescheiden und willensstark und so reich, daß si noch vielen sehr begehrenswert erschien. Es hing nur von ih ab, eine sogenannte gute Partie zu machen.

Vielleicht war es das Andenken an Don Faustino un seinen Verrat, das sie veranlaßte, noch einige Jahre ledig zu bleiben. Wie wir schon erwähnt haben, war Rosita eine dunkle Schönheit. Sie wurde dreißig, zweiunddreißig und schließlich achtunddreißig Jahre alt und schien noch immer dieselbe Rosita, die wir mit Don Faustino in der Nava bewundert. Obwohl sie nahe den Vierzigen sich ganz gleich geblieben war und auch ihre schöne Gestalt nichts von der schlanken, vollen Jugendlichkeit verloren hatte, mußte sie doch mit Trauer daran denken, daß das Alter sich ihres Wesens bald bemächtigen werde, wenn auch noch keine äußeren Spuren zu bemerken waren, und mit Schrecken malte sie sich das Leben einer alten Jungfer aus. Und eine ehrgeizige Sehnsucht erfaßte sie, das Leben noch zu genießen, zu glänzen und fern von Villabermeja eine Rolle zu spielen, auf einem größeren Schauplatze Eroberungen zu machen und ihre Schönheit noch leuchten und bewundern zu lassen, ehe dieselbe auf immer verschwinden mußte.

Unter ihren Bewerbern war Don Claudio Martinez, ein Mann von konsequenter Politik, fast ständiger Deputierter der Cortes für den Distrikt von Villabermeja. Er hatte große Reden über Landwirtschaft gehalten, war Generaldirektor in dem Ministerium für Landwirtschaft geworden und es war ihm in dieser Stellung gelungen, sich ein Vermögen von einigen Millionen zu machen.

Er war ein Fünfziger, aber gut konserviert und ein heiterer, gefälliger Junggeselle. Er war sehr liebenswürdig gegen

ine Wähler, versorgte sie mit Anstellungen, übernahm alle
öglichen Aufträge, so daß er in der ganzen Gegend ungemein
eliebt war. Sein Bild hing in allen Rathäusern der hervor-
agenderen Städte des Distriktes, wo man ihn auch stets bei
iner Rückkehr aus Madrid mit Böllerschüssen und Illumina-
onen empfing und alle nur denkbaren Feste zu seinen Ehren
eranstaltete.

Rosita war nicht die Frau, die sich durch solche Erfolge
enden ließ. Ihr klarer Verstand ließ sie trotz alledem er-
nnen, daß Don Claudio ein ganz alltäglicher Mensch war.
Während Don Faustino ein unbrauchbarer Schmuck, eine schöne
erzierung gewesen, war Don Claudio ein brauchbares Werk-
ug zur Verwirklichung von tausend Dingen und längst ge-
egten Wünschen.

Rosita betrachtete die Vereinigung mit diesem Manne wie
ne Geschäftsangelegenheit, bei der beide Teile nur gewinnen
nnten, indem sich das Vermögen vergrößerte und dadurch auch
e Aussicht auf gesellschaftliche Ehren und Erfolge größer wurde
ir beide. Und da ihr Don Claudio Martinez nicht unange-
ehm war, so wurde sie, obwohl sie überzeugt war, daß sie ihn
iemals werde lieben können, seine Frau.

Seit Jahren lebten beide in Madrid, wo Rosita, als ta-
ntvoll und witzig sehr bewundert wurde und viele Verehrer
atte. Das Haus Don Claudios war das Centrum der guten
irgerlichen Gesellschaft von Madrid und Rosita war der Mittel-
unkt, die Königin derselben.

Don Claudio kam seinem Ideal, ein großer Kapitalist zu
erden, immer näher und ließ keine Gelegenheit ungenützt, um
in Vermögen zu vermehren, und seine Frau Rosita stand ihm
ı seinen edlen Bestrebungen nach Kräften bei.

Don Faustino hatte nie das Haus Rositas betreten, doch
grüßte sie und wurde von ihr gegrüßt, wenn er ihr zufällig
uf der Straße, im Theater, oder in einer Gesellschaft be-
egnete. Doch niemals näherte er sich ihr, um ein Wort mit
r zu wechseln.

Eine nicht unbedeutende Person unserer Geschichte, Joselito
Seco, hatte inzwischen ein tragisches Schicksal ereilt, wie
an es wohl dem Sprichwort: „Wie man sich bettet, so schläft
an“ zufolge erwarten konnte. Da Joselito die Vorsehung der
men Leute war, in seiner Großmut keine Grenzen kannte und
vei Drittel seiner Einnahmen unter die Notleidenden verteilte,
ährend er mit dem Rest verschwenderisch lebte wie ein großer
err, gab es niemand in der ganzen Gegend, der ihn nicht

verehrte, beschützte und, wenn es not that, verbarg und ver-
teidigte. Seine wahrhaften Heldenthaten und seine blenden-
Prachtliebe trugen ihm auch die Bewunderung der bessere
Stände ein. So genoß Joselito unter dem Volke von Anda-
lusien eine ebenso große Popularität, wie Don Claudio unte
seinen Wählern. Dadurch konnte man seiner weder leben
noch tot habhaft werden, denn durch die Liebe und Verehrung
die man ihm entgegenbrachte, war er überall so sicher wie z
Hause.

So wäre es wohl noch viele Jahre fortgegangen, wen
das nicht geschehen wäre, was Respetilla seinem Herrn treuli
wie folgt berichtete:

„Ganz Villabermeja ist empört über das, was Joselito
Seco widerfahren. Joselito war so gut und gewissenhaft, daß
niemals etwas nahm, was Armen gehörte. In den letzten Jahre
war ihm die Polizei hart auf den Fersen und er lebte sehr dürfti

„In seiner Not schrieb er einem reichen Freunde, de
Schultheiß von ..., in der Provinz Malaga und bat ihn u
dreitausend Realen, die er in seinem eigenen Landhause, wohi
er dieselben zu senden bitte, abholen werde; der Schulthei
sandte ohne weiteres die dreitausend Realen. Nach eine
Monat schon befand sich Joselito wieder in Not und wiede
holte die Bitte um die gleiche Summe, welche er ebenfalls e
hielt. Bald darauf verlangte er viertausend. Der Schulthei
machte ihm Vorstellungen, wollte nicht mehr darauf eingehe
und sandte dennoch zum Schluß die verlangte Summe. Eini
Zeit hindurch ging es so fort, Joselito forderte und der Schul
heiß gewährte. Als die siebente Forderung in seinen Händ
war, verlor derselbe die Geduld und der Teufel selbst muß ih
einen schrecklichen Gedanken eingegeben haben.

„Er schrieb an Joselito, wie gewöhnlich, daß das Geld
seiner Verfügung stehe, und an jenem Tage und zu jener Stun
in seinem Hause sein werde, wo er es abholen könne. Ab
statt das Geld zu schicken, sandte der Schultheiß in aller Sti
und mit großer Vorsicht zwanzig Mann, die wohlbewaffn
waren, in das Haus.

„Das Haus bildete ein Viereck, wie die meisten in jene
Lande. Die Fassade diente den Herren zur Wohnung, wen
sie eine Zeitlang auf dem Lande verweilen wollten. Auf d
rechten Seite befanden sich die Pferde- und Kuhställe, links d
Keller und rückwärts die Pressen und die Mühle für das Ö
Mitten im Hause befand sich ein großer Hof, auf den v
allen vier Seiten des Hauses viele Fenster gingen. An die

Fenster begaben sich die Schützen mit ihren geladenen Gewehren. Der Verwalter, ein Mann, wie sie ihn brauchen konnten, hatte sich verpflichtet, Joselito und seine Leute, sobald sie eingetreten waren, im Hofe einzuschließen.

„Der Plan war gut und der Schultheiß hielt den Tod Joselitos und seiner Leute für eine ausgemachte Sache und dachte sicher, den Ruhm genießen zu dürfen, die Menschheit von dieser Landplage befreit zu haben.

„Gott hat es ohne Zweifel anders gewollt. Als Joselito in das Haus und den Hof eintreten sollte, überkam es ihn wie eine Ahnung und er betrachtete den Verwalter mit gespannter Aufmerksamkeit. Dieser verlor die Fassung und wurde gelb wie Wachs. Das genügte. Joselito durchschaute sofort, daß innen Leute verborgen sein mußten, die ihn und seine Kameraden töten wollten. Doch großmütig wie er war, schenkte er dem Verwalter das Leben, aber keinem der Seinen gestattete er, das Haus zu betreten.

„Joselito schwur dem Schultheiß Rache und dieser mußte sich sagen, daß er, nachdem sein Plan mißglückt war, große Gefahr lief, ermordet zu werden. Der Schultheiß verließ den Ort nie und selten sein Haus, in dem er jedoch in diesem Fall die umfassendsten Vorsichtsmaßregeln traf und außerdem die Straße nur betrat, wenn dieselbe voll Menschen war.

„Doch nichts konnte ihn retten. Eines Nachts zwischen neun und zehn Uhr betrat Joselito zu Fuß den Ort mit acht Mann seiner Bande. Voll Kühnheit drang er wie der Blitz in das Haus des Schulzen und betrat dasselbe, als man am wenigsten an ihn dachte. Seine Leute knebelten die Diener und verhinderten dieselben, einen Laut von sich zu geben oder Hilfe herbeizuholen. Joselito fand den Schultheiß allein in seinem Hofe.

„‚Befiehl dich Gott,‘ sagte er zu ihm, ‚aber eiligst und bete dein Credo. Ich will nicht, daß deine Seele verloren gehe, aber mit deinem Leben wirst du mir den Verrat jetzt büßen, den du an mir begangen hast.‘

„Der Schultheiß, welcher Joselito wohl kannte, wußte, daß er verloren war, jede Bitte und jeder Widerstand wären unnütz gewesen. Joselito hielt ihm die Mündung seiner Flinte entgegen und bei der geringsten Bewegung hätte er losgedrückt. Der Schultheiß schwieg deshalb würdevoll.

„Nach kurzem, da Joselito dachte, er habe sich nun Gott befohlen und Vergebung seiner Sünden erfleht, sagte er zum Schultheiß: ‚Bete das Credo.‘

„Mit lauter Stimme betete der Schultheiß; aber kaum hatte er die letzten Worte ausgesprochen, als ihm Joselito die ganze Ladung in den Kopf feuerte.

„Nach dem Tode des Schultheißen verließ Joselito das Haus und den Ort mit seinen acht Begleitern. Unweit erwarteten ihn die anderen Kameraden mit Pferden, die alle bestiegen, um glücklich zu entkommen.

„Der Schultheiß hatte nur einen Sohn von achtzehn Jahren, der ein schöner Jüngling und ledig war. Da er schon einen ganz stattlichen Bartwuchs hatte, befand er sich zufällig beim Barbier an jenem für ihn verhängnisvollen Abend.

„Dort fand man ihn und erzählte ihm von dem schrecklichen Unglück, das ihn betroffen.

„Er flog nach Hause, das Gesicht halb rasiert, und fand seinen Vater, den er von Herzen geliebt hatte, in entsetzlichem Zustande, mit zerschmettertem Kopfe.

„Die Hände zum Himmel emporgehoben, an der Leiche, die noch nicht erkaltet war, schwur der Jüngling bei allem, was ihm heilig war, seinen Bart nicht mehr abzunehmen, an keinem gedeckten Tisch zu essen, sich nicht zu entkleiden und in keinem Bett zu schlafen, bis er alle Räuber und ihren Hauptmann Joselito getötet.

„Fünf Jahre sind seitdem verflossen und der Jüngling hat seinen Schwur gehalten, soweit es in seiner Macht lag. Indem er sich zu Grunde richtete und das reiche Erbe, das ihm sein Vater zurückgelassen, dazu verwendete, um immer eine Compagnie Schützen zu Fuß und zu Pferd zu unterhalten, mit deren Hilfe er bald zwei, bald drei, bald vier Räuber verfolgte und tötete, hatte er sie endlich nach und nach alle in ein besseres Jenseits befördert. Joselito allein lebte noch. Der Jüngling fand kein Mittel, ihn zu treffen und zu töten, und fuhr fort, sich nicht umzukleiden, an keinem gedeckten Tisch zu essen, in keinem Bett zu schlafen und den Bart wachsen zu lassen. Man erzählt, er sei entsetzlich anzusehen gewesen.

„So wäre es wohl noch lange fortgegangen; Joselito war nicht leicht zu fangen, denn er war findig und geschickt und hatte eine Unzahl Freunde, die ihn beschützten und verbargen. Aber Joselito (Gott möge ihm verziehen haben in seiner endlosen Gnade) hatte, wiewohl er ein großer Sünder war, die Denkart eines Edelmannes. Der Verfolgung müde, sandte er eine alte Zigeunerin zum Sohne des Schultheißen, mit der Botschaft, daß, wenn derselbe der Sache ein Ende machen wolle, er ohne seine Leute an eine zu bezeichnende Stelle kommen möge,

um den Streit mit dem Schwert in der Hand auszufechten, indem der eine oder der andere oder beide fallen müßten, wie Edelleute. Der Vorschlag wurde angenommen, und nachdem Schwüre getauscht worden waren, um beide vor Verrat zu schützen, trafen sich Joselito und der Sohn des Schultheißen in einem Eichenwald und kämpften tapfer mit dem Schwert gegeneinander, ohne andere Zeugen als die alte Zigeunerin, die sitzend zusah und mit keiner Wimper zuckte.

„Obwohl der Sohn des Schultheißen tapfer war und die Waffe gut handhabte, war Joselito gewandter als er und man erzählt, daß er seinen Gegner nach allen Regeln der Kunst getötet hat. So ging der Sohn des Schultheißen in ein besseres Jenseits ein, ohne sich auch nur den Bart abgenommen zu haben seit dem Tode seines Vaters.

„Nachdem diese That bekannt geworden, wuchs der Ruf Joselitos noch mehr in ganz Andalusien; es stellten sich sieben entschlossene Männer unter seinen Befehl, und bald war Joselito wieder Hauptmann einer stattlichen Räuberbande.

„So standen die Dinge, als der Gouverneur dieser Provinz einen abscheulichen Verrat beging, weil er einsah, daß Joselito auf gewöhnlichem Wege nicht einzufangen war. Er beschloß den Tod Joselitos im Verein mit einem elenden Gefangenen, dem er die Freiheit gab, indem er das Gerücht verbreitete, daß derselbe entflohen sei. Dieser Verräter vereinte sich mit der Bande Joselitos, gewann das Vertrauen des edelmütigen Räubers, und ermordete denselben eines Nachts, während er schlief. Euer Gnaden werden sich vorstellen, welche große gerechte Entrüstung über diese That in Villabermeja herrscht."

Respetilla war gewohnt, die Räuber, von deren Heldenthaten er nicht wenig zu erzählen wußte, als Helden zu betrachten, und erging sich noch in langen Klagen über den Tod Joselitos, lobte seine „Tugenden" und verdammte den Verrat, der ihn das Leben gekostet hatte.

Doña Araceli war auch vor sieben Jahren gestorben. Das gute Wesen hat mit derselben liebenswürdigen Sanftmut geendet, die sie durch ihr ganzes Leben begleitet hatte. In ihrem Testamente hatte sie des geliebten Neffen in Villabermeja nicht vergessen und hinterließ ihm alles, was sie auf seine Güter übertragen hatte, aber leider hatte Don Faustino inzwischen noch größere Schulden gemacht, um sein Leben in Madrid fristen zu können.

Von Maria hörte der Doktor nichts mehr, auch nicht nach dem Tode ihres Vaters. Der einzige, der ihren Aufenthaltsort

wissen mußte, war Pater Piñon, aber dieser wollte nichts ent-
hüllen, obwohl Don Faustino ihm mehrmals geschrieben un
dabei nicht versäumt hatte, nach Maria zu fragen.

Endlich bekam Don Faustino einen Brief, in welchem de
Pater mitteilsamer als gewöhnlich war; er schrieb:

„Unzähligemal habe ich Dir schon gesagt: ich weiß, w
Maria sich befindet, aber mehr darf ich Dir nicht sagen. Begnüg
Dich damit, zu wissen, daß sie lebt, Dich immer noch liebt un
verdient, von Dir ‚ewige Freundin‘ genannt zu werden.

„Der Umstand, daß sie die Tochter jenes Mannes wa
und daß Du von Ehrgeiz beseelt und vielleicht unbeständig, w
die Jugend ja oft ist, sie einst verachten könntest, veranlaßt
sie, Dich zu fliehen.

„In diesem Entschluß beharrt sie, obwohl sie Dich lieb
Vielleicht lebt sie nur der Hoffnung, mit Dir in einem andere
besseren Leben vereint zu werden.

„Noch einen anderen, eigentümlichen und wenig katholische
Gedanken hat die arme Maria, Gott möge ihr verzeihen. Si
ist so gut, daß sie die Verzeihung Gottes verdient. Auch mi
möge Gott verzeihen, daß ich sie entschuldige. Maria behar
nämlich in dem Glauben, daß Du und sie euch schon in eine
anderen Existenz immer geliebt habt, daß eure Geister verein
sind und bleiben werden — durch Jahrhunderte, und daß diese
Leben für euch beide nur eine Probezeit sei.

„Maria glaubt, daß etwas in Dir ist, was nicht Du bis
daß etwas, was nicht Dein Wesen, Deine Seele, sondern De
Organismus, Dein materielles Sein, die Umgebung, in der D
lebst, die Luft, die Du atmest, die Gesellschaft, die Dich umgib
in dem Leben, das Du jetzt lebst, eurer unsterblichen Liebe nich
zum Vorteil gereichen könne.

„Durch eine unwiderstehliche Macht zu Dir gezogen, wurd
Maria Dein. Aus demselben Grunde fürchtet sie Dich wieder
zusehen. Wenn sie sich mit Dir vereinigen und ein unselige
Zufall euch entzweien und verfeinden würde, wäre das Ban
das eure Geister verbindet und für alle kommenden Zeite
vereinen soll, vielleicht für immer zerrissen und eure Scheidun
eine ewige. ‚Ich ziehe‘, sagt sie, ‚der ewigen Scheidung de
Schmerz vor, ihn nicht mehr zu sehen, seine Gesellschaft nich
zu genießen und nicht mehr die Seine zu sein in diese
irdischen Leben.‘

„Trotz alledem ist Maria manchmal vertrauensvoller un
gibt sich einer leisen Hoffnung hin, Dich vielleicht doch noch i
diesem Leben besitzen zu dürfen, ohne eine ewige Scheidun

befürchten zu müssen, wenn Du enttäuscht, Deine Seele durch Schmerz gereinigt und die Illusionen, die Dich erfüllen und blenden, in ihr Nichts zurückgesunken sind."

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Zur Zeit beschäftigte eine Aufsehen erregende Neuigkeit die ganze elegante Welt von Madrid und auch die Zeitungen nahmen alle Kenntnis davon.

Müde, in Paris und London zu leben, hatte der verschwenderische Marquis von Guadalbarbo beschlossen, auf seine Güter zurückzukehren. Sein altes Haus, das wohl als Palast gelten konnte, war neuerdings auf das eleganteste und reichste hergerichtet worden. Die schönsten Möbel, die wertvollsten Bilder, Statuen aus Marmor und Bronze, herrliche Teppiche, Vasen aus Japan und Sèvres, feine Figürchen aus sächsischem Porzellan, seltene Emaillen aus den besten Zeiten, kostbare Bücher, die seltensten Exemplare reicher Prachtwerke; all dies und noch tausend andere Dinge zierten die Wohnräume und das ganze Haus, dem eine absichtliche Mannigfaltigkeit stets neuen Reiz gab. Einige Zimmer waren mit Seide tapeziert, einige Salons trugen reiche Ornamentik und in anderen waren die Plafonds mit den Werken der besten Maler geschmückt.

Bei jedem Schritt fühlte man den vollendeten Geschmack und die sichere Leitung einer aristokratischen und reizenden Frau.

Diese Frau war unsere alte Freundin Costanzita, jetzige Marquise Guadalbarbo. Zu ihrem inneren Werte, der sie, als sie ihren Heimatsort verließ, wie eine reine Perle, wenn sie den Tiefen des Meeres entstiegen, begleitete, hatte sich alles, was die moderne exquisiteste Kultur in sich schließt, gesellt.

Siebzehn Jahre waren vergangen, ohne ihr die geringste Enttäuschung zu bringen. In dem süßesten Wohlbehagen, vergöttert von ihrem Manne, verehrt von allen, den Männern ehrerbietige Liebe, den Frauen Neid einflößend, hatte ihre Schönheit durch nichts gelitten. Niemand konnte glauben, daß Costanzita volle fünfunddreißig Jahre alt war. Ihr Mund war so frisch, ihr Lächeln so heiter, schelmisch und kindlich zugleich, ihre Zähne so weiß, ihre Wangen so schön gefärbt und

so rein, wie damals, als sie ihrem Vetter Faustino aus Villa[-]
bermeja zum Willkomm entgegenfuhr.

Obwohl die Marquise zwei Söhne hatte, wovon eine[r]
schon sechzehn Jahre zählte, könnten wir von ihr sagen, wa[s]
wir unseren Lesern über sie gesagt, als wir sie ihnen zum erste[n-]
mal vorgestellt, daß ihre Taille schlank und biegsam, nicht wi[e]
eine Palme, sondern wie eine Schlange, und daß alles, wa[s]
man von ihren Formen sehen oder ahnen konnte, künstleris[ch]
schön modelliert und nach den höchsten Regeln der Kunst vo[n]
vollendetem Ebenmaß zu sein schien.

Ihre Haut war von durchsichtigem Weiß und nicht meh[r]
dunkel wie ehedem und schien in ihrer außerordentlichen Klarhei[t]
einem überirdischen Wesen anzugehören, und auch ihre Hände[,]
die jetzt besser gepflegt waren, hatten sich entschieden verschönert[,]
und wenn bei alledem ein wenig Kunst Nachhilfe leistete, s[o]
geschah es mit solcher Diskretion und Geschicklichkeit, daß auc[h]
der strengste Kritiker mit dem schärfsten Auge es nicht zu ent[-]
decken vermocht hätte.

Die Marquise erregte in Madrid das größte Aufsehen
durch die Eleganz ihrer Toiletten, ihren reichen Schmuck und
ihr Gefolge. Doch der Ruf, den ihre Tugend genoß, war noch
größer und beneidenswerter. Die Marquise liebte ihren Gatten
wie eine gütige Vorsehung, die sie mit Diamanten überschüttete,
die Gold in ihren Schoß regnen ließ und ihre kostspieligsten
und fabelhaftesten Launen ohne Zögern erfüllte.

Costanzita hatte überdies eine so hohe Meinung von sich,
daß sie keiner Verführung so leicht erliegen konnte.

Der Ruf der Marquise von Guadalbarbo ging durch ganz
Europa. Sie hatte in Baden, Brighton, Spa und Trouville
Bewunderung erregt, ebenso wie in den Salons des Faubourg
Saint-Germain und in den Palästen der Lords von England
und Schottland. In Berlin, Petersburg, Nizza, Florenz und
Rom hatte sie Freundinnen, welche oft Briefe an sie richteten,
und Verehrer, die noch nach ihr seufzten.

Costanzita war es müde, zu glänzen und beinahe, beinahe
kann man versichern, daß sie nach Madrid gekommen war, um
sich zurückzuziehen.

Während das Streben, zu glänzen und verehrt zu werden,
in ihr nicht erstorben war, hatte sich ihre Poesie, ihr Ideal
in den Huldigungen, die man ihr dargebracht hatte, verwirklicht.
Ihre reine Tugend, ihre treue Liebe zu dem ehrenwerten Marquis
von Guadalbarbo waren die erste Bedingung zu dieser Verwirk-
lichung ihres Ideals. Die geringste Pflichtverletzung gegen den

Marquis, der kleinste Makel auf seinen Namen wäre für Costanzita der Sturz von der Höhe des goldenen Altars gewesen, den sie erklommen.

So hatte Costanzita durch siebzehn Jahre gelebt als Muster einer Familienmutter, als liebende Gattin und von allen ernsten Männern als nachahmungswertes Beispiel in ihrer ehelichen Treue gepriesen, während ihre jugendlichen Anbeter behaupteten, daß sie ein Götterbild aus Marmor sei.

Der Marquis von Guadalbarbo hatte das fünfundsechzigste Lebensjahr erreicht, allein er hatte sich ganz merkwürdig gut konserviert. Seine regelmäßige Thätigkeit, sein täglicher Spazierritt, seine Jagd, die gute Pflege seiner Person und die Zufriedenheit nach jeder Richtung hin, erhielten ihn jung.

Costanzita schien nur für den Marquis zu leben. Sie erriet seine Gedanken, suchte ihn zu zerstreuen, erheiterte ihn durch Witze und Scherze, tröstete ihn, wenn irgend eine Unannehmlichkeit ihn verstimmt hatte, und pflegte ihn auch bei dem geringsten Unwohlsein wie ein kleines Kind.

Sie hatte ihr Lebensideal ausgekostet in jeder Beziehung und alles genossen, was es ihr bieten konnte. Nach höheren Freuden, nach einem schöneren Ideal, nach einer feurigeren Poesie sehnte sich jetzt ihr Herz, und Costanzita suchte, bei dem kaum beginnenden Niedergang ihrer kraftvollen und so beständigen Jugendlichkeit mit Trauer ein anderes Glück, eine Leuchte, ein erwärmendes Feuer, eine göttliche Befriedigung, zur Erheiterung und Verschönerung ihres Lebensabends.

Ein zufälliger Umstand gab der romantischen Richtung ihres Geistes neue Nahrung und trieb ihn auf dem Meere ihrer geheimnisvollen Träume zu Klippen und Untiefen voll Gefahr.

Der Marquis und die Marquise von Guadalbarbo empfingen einmal in der Woche und versammelten in ihren Salons die distinguierteste Gesellschaft von Madrid und alle, die sich durch Schönheit, Geburt, Reichtum, Bildung und Mut auszeichneten. Zu Tisch hatten sie täglich Gäste und General Perez war besonders oft im Hause zu sehen.

Der General Perez galt als unfehlbar in der Politik und von ihm hing oft die Geburt oder der Tod eines ganzen Ministeriums ab. Als Lebemann galt er für einen der hartnäckigsten und dreistesten Don Juans und im Felde hielt er selbst sich für einen Cäsar, der nur zu erscheinen braucht, um zu siegen.

Dieser große General, dieser unerschrockene Held, welcher

unzählige Erfolge zu verzeichnen hatte, widmete sich vollständig der Marquise von Guadalbarbo. Er verfolgte sie mit feuersprühenden Blicken und wollte nicht glauben, daß die zeitweiligen Zornausbrüche, der Spott und die Verachtung der Marquise wahrhaft empfunden waren, sondern er meinte, dies sei eine Liebestaktik wie eine andere, nur darauf berechnet, den endlichen Sieg desto begehrenswerter zu machen.

Costanzita ertrug die Gegenwart des Generals, wenn auch ungern und mißmutig, in der Hoffnung, ihn durch ihren Ernst endlich von der Erfolglosigkeit seiner Bemühungen zu überzeugen.

Was Costanzita am meisten ärgerte, war das siegesgewisse und herablassende Benehmen des Generals, der doch ihrem Manne gegenüber durchaus nicht das Recht hatte, die Miene eines Protektors anzunehmen, da derselbe trotz der Ausnahmsstellung des Generals hoch über ihm stand.

Zu jener Zeit besuchte der einst verschmähte Vetter Costanzitas, Don Faustino, jeden ihrer Empfangsabende und kam einmal in der Woche zu Tische. Das Schicksal hatte Don Faustino Lopez de Mendoza immer ein so düsteres Antlitz gezeigt, daß er, seine Illusionen ausgenommen, ein Charakter geworden war, der wohl als das gerade Gegenstück von dem des Generals Perez gelten konnte. Er war bescheiden und in sich gekehrt. Seine Demut gab ihm einen gewissen Reiz in den Augen Costanzitas und gewann ihm die Sympathie des Marquis, der schließlich behauptete, daß er keine Fehler, sondern nur Vorzüge besitze. Die Marquise stimmte nach und nach der Ansicht ihres Gatten bei und sah schließlich in Doktor Faustino einen Löwen, dem man die Klauen beschnitten, einen Gelehrten, den man auf seinem Wege aufgehalten, ein Genie, dessen Flug man gehemmt hatte.

Wer war die Verräterin, die den hohen Flug gehemmt hatte? Costanzita empfand Gewissensbisse, die ihr bis dahin fremd gewesen, und fühlte sich schuldig. Sie erinnerte sich mit süßtrauriger Empfindung der nächtlichen Stelldichein von einst, der Thränen am Abend des Abschiedes und des sanften Kusses, den ihr Vetter ihr auf die Stirn gedrückt, trotzdem sie seinem Herzen eine Wunde geschlagen. Sie glaubte das Rauschen des Brunnens in ihrem Garten zu hören, fühlte die nächtliche Einsamkeit, sah den heiteren Himmel Andalusiens in seinem Sternenglanz und atmete den berauschenden Duft der Blumen. All dies, durch die Erinnerung verschönt und poetisch gehoben, erschien ihr wie ein verführerisches Märchen aus ihrer frühesten Jugendzeit.

Ein namenloses Mitleid drang in das Herz Costanzitas. Wohl hatte sie das Mißgeschick Faustinos verschuldet. Von ihr geliebt, angeeifert, begeistert, hätte Faustino alle seine Träume von Ruhm und Glück verwirklicht. Seine Illusionen wären zu Thatsachen geworden.

Die Marquise vergegenwärtigte sich sodann ein Dasein, viel tausendmal schöner als das, welches sie durchlebt. Sie sah sich als die Muse, die Thatkraft und Begeisterung zu Schöpfungen und Wunderwerken eines Mannes einflößte, der vielleicht seinem Vaterland zu neuem Ruhm verholfen hätte. Das erschien ihr schöner, poetischer, edler, als alle die Erfolge ihres gegenwärtigen Lebens.

Zum erstenmale empfand Costanzita in ihrem tiefsten Innern, ohne den Mut zu haben, sich's frei zu gestehen, daß nur Egoismus, Eitelkeit, Interesse, Liebe zu materiellen Genüssen und großem Luxus sie veranlaßt hatten, den Marquis ihrem Vetter vorzuziehen.

Trotz alledem hatte Costanzita nicht im geringsten mit Don Faustino kokettiert und fuhr fort, dem Marquis mit Liebe und Ehrerbietung zu begegnen. Und Don Faustino, so hart vom Schicksal behandelt, konnte nicht daran denken, daß Costanzita, die ihn in ihrer Heimat zurückgewiesen, ihn jetzt lieben konnte, jetzt, da es sich gezeigt hatte, wie nichtig und falsch seine Hoffnungen, seine Träume von Glück und Ruhm gewesen.

Ohne Zweifel durch die Huldigungen des Generals dazu getrieben, faßte Costanzita einen teuflischen Gedanken. Wenn sie mit irgend einer anderen höher gestellten Person kokettieren würde, so würde der General nur noch feuriger und energischer in seinem Benehmen. Das Mittel, den General zu demütigen und seinen Stolz zu kränken, war ein unbekannter, bescheidener Rival, den sie ihm mit der Ueberlegenheit der großen Dame, indem sie ihn durch ihre Gunst auszeichnete, entgegenstellen mußte. Costanzita entschloß sich denn, ihren Vetter seiner traurigen Niedergeschlagenheit zu entreißen, ihn seinen Wert fühlen zu lassen und ihn, wie gesagt, dem General Perez als Rivalen gegenüberzustellen, um zu sehen, wie die Wut ihn erhitzte, wenn ihm ein Beamter mit vierzehntausend Realen, ein einfacher Schreiber vorgezogen wurde.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Der Marquis von Guadalbarbo unterstützte, ohne es zu wissen, das diabolische Vorhaben Costanzitas.

Der Hochmut und die Selbstüberhebung der hervorragenderen Persönlichkeiten in Madrid schienen dem Marquis so unberechtigt, daß er's kaum zu ertragen vermochte. Er war ein Bewunderer der guten Ordnung, der Größe und des Fortschritts in England und anderen Staaten Europas und beklagte tief die Unordnung und die Kopflosigkeit in seinem eigenen Vaterlande. Er war der Ansicht, daß diese Persönlichkeiten allen Grund hatten, sich ihrer Unfähigkeit zu schämen und sehr bescheiden zu sein.

Der Marquis war, wie die meisten Männer, deren Unternehmungen gelingen und blühen und die sich keiner niedrigen Handlungsweise anzuklagen haben, von einer ungeheuren Eigenliebe beseelt und natürlicherweise genierte ihn diejenige anderer, die er für weniger berechtigt hielt, und deshalb zeigte er sich wohlwollend und duldsam gegen die Demütigen und Unglücklichen.

Da sich Vetter Faustino zu den letzteren zählte, empfand der Marquis bald eine ausgesprochene Vorliebe für ihn, die immer mehr zunahm. Die Voreingenommenheit, mit welcher er Don Faustino in Andalusien betrachtet hatte, war vollständig verschwunden. Er sah in ihm nicht mehr den Rivalen, der ihm sein Liebstes rauben wollte, sondern vielmehr einen unglücklichen jungen Mann, welchen er aus dem Felde geschlagen und dessen Wert und edle Gaben, je höher man sie anschlug, den Wert des Sieges über ihn zugleich erhöhten. Je höher er Don Faustino in seiner Einbildungskraft stellte, desto mehr gewann die Liebe und die freie Entschließung Costanzitas an Wert, da sie die Hand Don Faustinos ausschlug, um die seine anzunehmen.

So standen die Dinge, während die Besuche des Doktors bei Costanzita immer häufiger wurden, und wenn er sich aus irgend einem Grunde zwei bis drei Tage nicht sehen ließ, besuchte ihn der Marquis oder berief ihn schriftlich zu sich.

Inzwischen fuhr der unermüdliche General Perez in seiner Belagerung fort. Da er eine so ausgesprochene Respektsperson von so wohlbegründetem Rufe und maßlosem Hochmut war, wagte es kaum jemand, sich Costanzita zu nähern, denn angesichts des schrecklichen Generals erachtete man dies nur für verlorene Zeit. Der General machte Costanzita, indem er sie stets umkreiste, mit seinen Blicken eine beständige Liebeserklärung und

keiner wagte seine Kreise zu stören, aus Furcht, lebendig von ihm aufgegessen zu werden.

Costanzita war außer sich, als sie sich von dem General immer mehr in die Enge getrieben sah.

Selbst Don Faustino, in seiner vom Unglück erzeugten Bescheidenheit, dachte, Costanzita sei stolz und erfreut über die Huldigung einer so bedeutenden Persönlichkeit, wenn er auch an keine intimeren Beziehungen zwischen den beiden glaubte. So kam es, daß er, sobald der General an der Seite der Marquise war, sich entfernte, um nicht zu stören. Das brachte Costanzita innerlich zur Verzweiflung. Die Folge davon war, daß sie ihrem Vetter immer liebenswürdiger entgegenkam, ihn zärtlich anblickte, innig die Hand drückte und ihm bei jeder Gelegenheit schmeichelte; aber der Doktor hielt dies alles für Mitleid und Güte und glaubte, sie wolle ihn dadurch ein wenig aus der Versunkenheit erheben, in der er sich befand, und dadurch den grausamen Korb vergessen machen, durch den sie ihn einst so tief gekränkt.

Die Marquise fing an, sich über die Gleichgültigkeit Don Faustinos ebenso zu ärgern als über die Verfolgung des Generals. Ihrer nicht mehr mächtig, bezeigte sie ihrem Vetter in noch deutlicherer Weise ihre Gunst. „Meine Cousine scheint zu wollen, daß ich ihr als Elefant diene," sagte er sich, „damit man ihre Beziehungen zum General weniger bemerkt!"

Der Doktor glaubte sich noch nicht geliebt, aber er fing an, der früheren Liebe zu gedenken, sich im Geiste die Unterredungen am Gartengitter eingehend auszumalen, und er kam zum Schluß, daß er Costanzita, Maria zum Trotz, noch liebte.

Diese Wandlung im Wesen des Doktors wurde die Marquise sehr bald gewahr; sie überzeugte sich, daß sein Blick mit großer Zärtlichkeit auf ihr ruhte, daß tiefe Dankbarkeit aus demselben sprach, wenn sie ihn auszeichnete, und daß er immer bemüht war, sich ihr durch kleine, einfache Dienste angenehm zu machen. Bei einem so zerstreuten Mann wie der Doktor, der weit entfernt war, die Kunst der Galanterie aus Gewohnheit zu üben, war das schon eine halbe Liebeserklärung.

Da er vier bis fünf Stunden in seinem Bureau zubringen mußte und ebenso viele in der Einsamkeit seiner kahlen Kammer, sich unnützerweise bemühend, sein neues philosophisches System zustande zu bringen, glaubte er sich von der Hölle zum Himmel erhoben, wenn er die reichen, eleganten Salons der Marquise betrat, in welchen die Dienerschaft ihm mit einer Ehrerbietung begegnete, wie er sie, seit er Villabermeja verlassen, nicht mehr

genossen, wo alles einen süßen Duft auszuströmen schien, w
alles so schön und harmonisch war und wo er vor allem ei
so schöne, aristokratische Frau fand, die sich für ihn interessier
die sich mit wirklicher Herzlichkeit nach seinem Befinden erkundig
die seine Verse zu lesen wünschte und seine philosophischen A
sichten kennen lernen wollte, und die all dies so liebenswürd
vorbrachte, daß auch nicht der leiseste Zweifel an der Aufrichti
keit ihrer Worte Platz greifen konnte.

Don Faustino fühlte sich so wohl und fand so süßen Tr
im Hause Costanzitas und im Beisammensein mit ihr, daß
ihm wie einem Kranken war, der, wenn er endlich in eine e
trägliche und bequeme Lage kommt, sich nicht getraut, sich z
rühren, oder wie einem, der einen schönen Traum geträu
und erwachend sich bemüht, denselben noch einmal zu träume
Kurz, der Doktor war zufrieden mit dem, was er besaß, u
wünschte sich nicht mehr, aus Furcht, alles zu verlieren.

Im Monat Mai, bei einem Empfangsabende der Marquis
war der General Perez plumper und dreister als je zuvor;
beklagte sich, daß die Marquise ihn nur an ihren Empfang
tagen empfange, und bestand auf einer Unterredung unter vi
Augen mit ihr.

„Ich muß mir hier eine gewisse Zurückhaltung auferlegen,
sagte er eines Tages zu ihr. „Das ist schrecklich. Hier habe
Sie die Honneurs zu machen und unter diesem Vorwande kümmer
Sie sich nicht um mich und hören mich nicht an; jeder ers
beste kann sich erlauben, mich im besten Zuge zu unterbreche
Hören Sie mich, ehe Sie mich verdammen. Niemand darf ma
verdammen, ohne ihn gehört zu haben."

„Aber General," antwortete Costanzita, „ich verdamm
Sie ja nicht und höre Sie ja an. Ueber was beklage
Sie sich?"

„Sie sind sehr grausam. Sie verspotten mich."

„Ich spotte nicht."

„Warum empfangen Sie mich nicht, wenn ich tags komme?

„Weil ich nur Dienstags während des Tages empfange
kommen Sie an irgend einem Dienstag und ich werde Si
empfangen."

„Das ist es eben. Sie wollen mich empfangen wie jede
anderen."

„Und welches Recht haben Sie, von mir einen andere
Empfang zu verlangen?"

„Undankbare! Und meine Freundschaft, meine Bewunde
rung, meine Liebe geben mir kein Recht?"

„Ebendeshalb muß ich mich hüten, Sie zu empfangen. ie sind sehr gefährlich," sagte Costanzita lachend.

„Sehen Sie? Sie lachen mich wieder aus, Marquise."

„Ich lache Sie nicht aus, aber ich kann Sie nicht empfangen. erade weil Sie mir so auffallend den Hof machen, darf ich nicht thun, um der Verleumdung keine Nahrung zu geben."

„Niemand wird wagen, Sie zu verleumden. Empfangen ie mich nur ein einzigesmal. Ihr guter Ruf ist so fest ge= ündet, daß niemand etwas dabei finden wird."

„Herr General," sagte Costanzita, etwas ärgerlich, daß der eneral diese Entschuldigung ernst nahm, „ich weiß es wohl, ß mein guter Ruf darunter nicht leiden kann und darf. Sie illen mich morgen besuchen, während ich keinen anderen Sterb= hen empfange. Gut, es sei. Kommen Sie morgen zwischen ei und drei Uhr. Ich werde der Dienerschaft Auftrag geben, ie herein zu lassen."

„Und nur mich allein?"

„Nur Sie allein."

Darauf hin entfernte sich die Marquise, den General be= edigt zurücklassend, der keine Ahnung hatte, daß sie ihn nur npfangen wollte, um ihm zu zeigen, daß sie weder ihn noch ie üble Nachrede zu fürchten habe. Er war für Costanzita ı Mann „ohne Konsequenzen".

Der General fand sich pünktlich ein. Er war ehrerbietig, mütig, ergeben. Costanzita sagte ihm, vielleicht in etwas ge= ihlterer Weise, was bei solchen Gelegenheiten alle Frauen jen, daß sie den General achte, ihm freundschaftlich zugethan , daß sie ihm sehr dankbar sei für seine Verehrung, aber daß niemand wahrhaft liebe und daß er in dieser Beziehung jede offnung aufgeben müsse.

Die Enttäuschung, die er durch Costanzita erfuhr, konnte cht deutlicher ausgedrückt werden. Aber der General wollte otz alledem nicht daran glauben, und der Marquise gelang nicht, sich von seinen lästigen Besuchen zu befreien.

Der Gedanke, ihm Don Faustino gegenüberzustellen, be= ichtigte sich ihrer angesichts der fortwährenden Zudringlichkeit s Generals aufs neue. Und außerdem wurde der Vetter glich ihrem Herzen teurer.

Eines Tages, nach Tisch, während der Marquis sich mit deren Gästen unterhielt, hatte Costanzita mit dem Doktor lgende Unterredung: „Ist es möglich, Faustino, daß du eine schlechte Meinung von mir hast, daß du mich für so wenig lz und für so eitel hältst, daß ich an den Huldigungen des

Generals Gefallen finden könnte? Bedarf ich solcher Mittel
Zu was brauche ich diesen General? Tausendmal habe ich d
gesagt, daß er mich langweilt und daß ich ihn nicht ausstehe
kann, und du machst immer ein ungläubiges Gesicht dazu."

„Offen gestanden, Costanzita, ich sage es dir auf die G
fahr hin, dich zu ärgern," entgegnete der Doktor, „kann i
nicht glauben, daß der General gar so schlecht behandelt wird
sonst würde er dich nicht beinahe täglich aufsuchen, wo er di
sieht, in deiner Nähe bleiben und dir allein huldigen."

„Er sieht eben jede Enttäuschung als Berechtigung zu
Hoffnung an und allen Spott als Gunstbezeugung und ve
wandelt sich Gift in Nektar."

„Du könntest ihn schon entfernen, wenn du wolltest," en
gegnete der Doktor.

„Ich will," sagte Costanzita, „willst du mir dabei helfen?

„Mit Vergnügen. Es gibt kein größeres Glück für mic
als mich ein wenig nützlich machen zu dürfen im Dienste mein
reizenden Cousine, die so lieb und gut gegen mich ist."

„Das ist schön von dir. Du weißt, wie dankbar ich di
für deine Neigung bin, für deine edle Freundschaft. Wie groß
mütig bist du, Faustino! Du solltest mir zürnen und thust e
nicht?"

„Wie sollte ich? Ich denke an unseren Abschied von da
mals nur, um mir zu gestehen, daß du recht gethan hast, mi
zurückzuweisen. Das Mißgeschick, das ich in allem hatte, ha
die Ansichten deines Vaters gerechtfertigt. Es wäre ein Wahn
sinn gewesen, dein Los an das meine zu ketten. Ich darf nich
klagen. Doch reden wir nicht davon, sondern von wichtigere
Dingen. Was soll ich thun? Was befiehlst du?"

„Ich befehle nichts; ich bitte dich, mich morgen zu be
suchen."

„Zu welcher Stunde?"

„Komm um drei Uhr. Aber ganz sicher."

Costanzita bestellte den Doktor eine halbe Stunde frühe
als der General beinahe täglich zu kommen pflegte.

Sie empfing ihren Vetter in einem reizenden kleinen Salon
in dem sie gewöhnlich ihre einsamen Stunden verbrachte, lesend
schreibend oder träumend und wo sie ihre intimen Besuch
empfing. Costanzita war in lichter, sommerlicher Morgentoilette
Die herabgelassenen Jalousien hüllten das Zimmer in ange
nehmes Halbdunkel. Viele Pflanzen und Blumen standen um
her. Die Marquise aber sah frischer, schöner und bezaubernde
aus als alle ihre Blumen.

Der Doktor überhäufte sie mit Schmeicheleien. Sie lächelte abei und sah ihn zärtlich an. Sie sprachen nicht von Liebe; e sprachen von unwandelbarer Freundschaft; aber im Namen ieser tugendhaften Freundschaft, dieser namenlosen, reinen und eistigen Zärtlichkeit, nahm der Doktor die Hand der Marquise ı die seine und die Marquise ließ sie darin ruhen. Der Doktor edeckte sie mit Küssen, als es am Thore läutete. Costanzita lachte. Das ist der fürchterliche General," sagte sie.

Der Doktor, der sehr nahe bei Costanzita gesessen, rückte nwillkürlich seinen Sessel zurück.

„Nein, nein," sagte Costanzita lachend, „entferne dich nicht; mm nur noch näher, damit er rase. Stehe erst auf, wenn er ntritt und dich neben mir gesehen hat."

Don Faustino gehorchte und rückte möglichst nahe zu ihr. in Diener meldete den General, der bald darauf triumphie-end und siegesgewiß eintrat.

Costanzita verschlimmerte die Situation, die sie selbst herbei-eführt hatte, ohne es zu wollen, durch den Mangel an Uebung ı solchen Dingen, indem sie tief errötete, als der General ein-:at. Don Faustino, der schon lange kein galantes Abenteuer ehabt und überhaupt noch keines in einem aristokratischen salon gegenüber einem so gigantischen Rivalen bestanden hatte, ar aufgeregt und wurde ebenfalls rot. Der General bemerkte s wohl und konnte seinen Aerger, trotz seiner Gewandtheit nd vielseitigen Praxis, nicht verbergen.

Die Unterhaltung, die hierauf folgte, war natürlich steif nd kalt. Das Gesicht des Generals glühte vor Zorn. Co-anzita konnte das Lachen kaum halten. Von Zeit zu Zeit ıh sie ihren Vetter liebevoll an und zwar möglichst auffällig. er General sah ein, wie lächerlich es wäre, sich vom Zorn inreißen zu lassen, und bemühte sich, heiter und freundlich zu scheinen, aber es gelang ihm nicht. Er wollte von gleich-ültigen Dingen reden, von Litteratur, vom Theater, ja sogar on Moden, aber er war so zerstreut dabei, daß er ganz verworren rach. Costanzita unterhielt sich sehr dabei und war glücklich. er General war so eitel, daß er noch nie auf jemand eifer-ichtig gewesen war, am wenigsten aber auf den Doktor, den : stets als armen Verwandten betrachtet hatte, dem man eine uflucht im Hause gewährte, den man aus Mitleid manchmal ı Tische lud, um ihn zu nähren. Jetzt mußte der General ıs alles büßen.

„Sieh, sieh," sagte er unter anderem, „ich dachte nicht, ier so angenehme Gesellschaft zu finden."

„Zu liebenswürdig, Herr General," sagte Don Fausti[...]
sehr bescheiden.

„Wer sollte es glauben?" fuhr der General fort, „hab[...]
Sie heute keinen Dienst?"

„Doch, Herr General, allein ich mache ‚Blauen', um mei[...]
Cousine zu unterhalten, die ein wenig verstimmt ist."

Den General kostete es große Anstrengung, seinen Zo[...]
zu beherrschen; doch es gelang.

„Das freut mich, Freundchen, das freut mich. Ich wuß[...]
gar nicht, daß Sie unterhaltend sind."

„Er ist es und zwar außerordentlich," erwiderte Costanzi[...]
ehe der Doktor antworten konnte. „Das Schicksal war ih[...]
feindlich gesinnt und deshalb hat er eine so unbedeutende A[...]
stellung, aber zweifeln Sie nicht, daß er trotzdem ein Ma[...]
von großem Wissen und großer Bedeutung ist."

„Herr General," sagte Don Faustino, „meine Cousine [...]
zu gütig. Ihre Neigung für mich blendet sie ohne Zwei[...]
und gibt mir Eigenschaften, die ich nicht besitze."

„Glauben Sie mir, General, daß ich nur gerecht bi[...]
Faustino ist einer der außerordentlichsten Männer in ga[...]
Spanien, ein eleganter, begeisterter Poet, ein Philosoph . .[...]

„Nein, Costanza, beschäme mich nicht, indem du von T[...]
lenten sprichst, die niemand entdeckt als du, weil du mich lieb[...]
und weil du so gut und nachsichtig gegen mich bist."

Die Marquise und der Doktor fuhren fort, sich zum Aerg[...]
des Generals gegenseitig zu bewundern, bis dieser in verha[...]
tener Wut möglichst ironisch sagte: „Ich bedaure, zu so un[...]
gelegener Zeit gekommen zu sein. Ohne Zweifel störe ich dur[...]
meine Unwissenheit in solchen Dingen die poetisch-philosophisc[...]
Vorlesung, die Ihnen Ihr Vetter soeben wohl gehalten ha[...]
Marquise."

„General," sagte der Doktor, „ich bin nicht imstand[...]
Vorlesungen zu halten, am wenigsten meiner Cousine. Un[...]
wie sollte ich ihr die Poesie erklären, da sie die Poes[...]
selbst ist?"

„Obwohl ich weit davon entfernt bin, die Poesie zu sei[...]
hat mein Vetter mir keine Vorlesung gehalten; aber wenn [...]
es gethan hätte . . ." (das sagte die Marquise mit einer un[...]
beschreiblichen Liebenswürdigkeit, die wohl die bittere Pille um[...]
hüllen sollte), „wenn er es gethan hätte . . . würden Sie, He[...]
General, uns nicht gestört haben . . . und nur gewonnen haben[...]
wenn Sie die Vorlesung gehört hätten."

Der General war seiner nicht mehr mächtig; er fühlt[...]

daß er sich zu irgend einer Ungeheuerlichkeit hinreißen lassen würde, wenn er länger bliebe, und erhob sich wütend, um sich zu verabschieden, indem er sagte: „Ich verabscheue die Poesie, Marquise, ich bin ganz Prosa und da ich keine Belehrungen in der Poesie empfangen will und diejenigen, die Ihr Vetter Ihnen erteilt, Marquise, nicht stören will, scheint es mir das beste, mich zu entfernen. Zu Ihren Füßen, gnädige Frau.“

Don Faustino erhob sich von seinem Sitze, um sich von dem General zu verabschieden, und verbeugte sich höflich und respektvoll vor demselben.

„Ich küsse Ihnen die Hand,“ sagte der General.

„Ich küsse die Ihre,“ antwortete Don Faustino.

„Behüte Sie Gott, General,“ sagte Costanzita freundlich, um den Zorn, den sie heraufbeschworen, ein wenig zu mildern.

Kaum hatte der General das Haus verlassen, als Costanzita sich der Natürlichkeit und Freiheit Andalusiens erinnerte, die Rolle der großen Dame vollständig vergaß, wieder das kecke, heitere Mädchen von einst wurde und ihrer Lachlust, die sie bis dahin mühsam zurückgehalten, freien Lauf ließ und zwar in der ungebundensten Weise.

Der Doktor lachte auch von ganzem Herzen mit.

Dann sahen sich beide unwillkürlich ernst und durchdringend in die Augen. Sie erblickten eine Reihe stummer Fragen, die sie in Worten nicht ausdrücken konnten und durften.

Trotzdem war diese Sprache klar und deutlich und sie verstanden sich nur zu gut. Der Inhalt ihrer Fragen war ungefähr folgender:

„Bis zu welchem Punkte dürfen wir glauben, was der General ohne Zweifel glaubt?“

„Was war Wahrheit und was war Scherz in dem Spiel, das wir mit ihm gespielt haben?“

„Kurz: Lieben wir uns? Und wenn wir uns lieben, wie lieben wir uns?“

Die Antwort auf diese Fragen war, daß beide die Augen niederschlugen und noch tiefer erröteten, als beim Eintritt des Generals.

So verstrichen einige Minuten gefährlicher Stille, die ihnen wie eine Ewigkeit erschienen.

Der Sessel des Doktors stand noch immer so nahe bei dem Sofa, auf dem Costanzita saß.

Der Doktor ergriff, beinahe, ohne sich dessen bewußt zu sein, von neuem ihre Hand. Sie überließ ihm dieselbe, wie vorher.

Der Doktor bedeckte die Hand wieder mit Küssen, aber diese Küsse hatten jetzt eine andere Bedeutung, einen anderen Wert.

Costanzita zog plötzlich ihre Hand zurück und sagte ohne jede Heftigkeit, aber so ernst und kalt, als es ihr möglich war, zu scheinen: „Geh, Faustino, geh, wir wollen gute Freunde bleiben."

Der Doktor war verständig und feinfühlend genug, um den ganzen Ernst dieser Worte zu verstehen.

Er stand auf, nahm seinen Hut und sagte: „Lebe wohl, Costanzita."

Schon wandte er ihr den Rücken zu, schon hatte er die Thürklinke in der Hand und war im Begriff, das Zimmer zu verlassen, als er sich noch einmal umwandte. Costanzita saß regungslos. Er näherte sich ihr und wiederholte mit halb resigniertem, halb demütig bittendem Tone: „Wir wollen gute Freunde bleiben."

Zu gleicher Zeit streckte er Costanzita als Zeichen und Pfand für jene reine Freundschaft die Hand entgegen. Costanzita reichte ihm die ihre, diese weiche, schöne, weiße Hand. Der Doktor mußte dieselbe küssen, er konnte nicht anders, aber er that es mit keuscher Ehrerbietung; dennoch empfand sie das leidenschaftliche Feuer, das er schwer zurückzudrängen vermochte, in seinem heißen Kuß.

Dann, nachdem er gegen eine unsichtbare Macht, die ihn gegen seinen Willen zurückhalten wollte, gekämpft zu haben schien, verließ Faustino schnell das Gemach.

Von dem Tage an erschien General Perez zwar nur noch an den Empfangstagen im Hause der Marquise von Guadalbarbo; er hatte jedoch so viel Geschmack, sich nicht erzürnt zu zeigen und den Grund seiner Abkühlung der Welt zu verschweigen. Er wandte sich statt dessen dem früheren Gegenstande seiner Verehrung, Rosita, zu, von der er wohl wußte, daß sie ihm seine Untreue gern verzeihen werde, da sie seines Einflusses zu ihren Zwecken bedurfte.

Der Doktor seinerseits wiederholte seinen Besuch zu außergewöhnlicher Zeit auch nicht mehr bei der Marquise, sondern erschien nur beim Empfang und einmal wöchentlich zu Tische.

Die Liebe zwischen den beiden, welche durch volle siebenzehn Jahre keine Nahrung gefunden und nun von neuem sich ihrer Herzen bemächtigt hatte, mußte eine erhabene, platonische, reine bleiben, aus Achtung für den großmütigen Marquis, der sie beide liebte. So dachte Costanzita. So dachte auch der

oktor. Ohne ihre Gedanken auszutauschen, verstanden sie sich. eide wußten, welche Gefahr darin lag, sich allein zu sehen. eide vermieden diese Gefahr. Doch sahen sie sich in Gegen- art des Marquis, wechselten hie und da einige Worte ohne ːugen, wenn sich trotz der sie umgebenden Gesellschaft die elegenheit dazu bot, blickten sich an und lernten sich jedesmal ehr schätzen, bis die Neigung Costanzitas, durch seinen heroi-)en Opfermut und sein edles Benehmen, sich in Anbetung rwandelte und die Liebe des Doktors zu Costanzita glühend ıd übermächtig wurde.

So verging mehr als ein Monat, ohne daß wunderbarer- eise die beiden sich einmal allein gesehen hätten. Zuletzt kam es, ie es kommen mußte. Die Schuld daran trägt weder das chicksal, noch der Teufel, niemand trägt sie.

Was gibt es Natürlicheres, als daß ein Vetter eines bends seine Cousine allein zu Hause trifft? Die Marquise ar etwas nervös und hatte sich geweigert, zu empfangen. ie Dienerschaft dachte, dieser Befehl gelte nicht für den gern- sehenen Vetter, und ließ ihn eintreten und zwar in das n Lesern schon bekannte kleine Boudoir. Es war elf Uhr ıchts. Der Marquis war ausgegangen. In Madrid bleibt an bekanntlich sehr lange auf und empfängt noch zu dieser ıd zu späterer Stunde.

Trotz der Hitze war der Balkon geschlossen, so daß man n Zimmer vollständig abgeschlossen war; nur aus dem an- oßenden Gemach, dessen Balkon auf den Garten ging, drang ne erfrischende, mit Blumenduft erfüllte Luft.

Costanzita saß auf demselben Platz wie damals, als sie en General so schlecht empfangen hatten. Sie hatte sich egen ihres Unwohlseins nicht zu Tische angekleidet und trug n ebenso elegantes als einfaches Morgenkleid. Ihr wunder- höne Haar hing ihr aufgelöst über die Schultern und ließ e noch schöner und interessanter erscheinen.

Sie sprachen anfangs von allen möglichen Dingen und hließlich von sich selbst. Costanzita gab den Anlaß, indem e die Situation des Doktors beklagte.

„Was kann man da machen," sagte der Doktor, „wer zu ieles will, wird nichts erlangen. Es gibt kein Ziel, das ich icht angestrebt hätte, darum habe ich nichts erreicht. Mein Geist war ausschweifend und zerstreut, weil er zu vielerlei er- rebt hat und nicht mit dem geraden, sicheren Flug des Adlers, ndern mit dem unsicheren, wankenden Flügelschlag des Stars. Mein Wille vermochte nichts mit Energie zu verfolgen und

festzuhalten. Mir fehlen die beiden mächtigsten Triebfedern: die Liebe und der Glaube an etwas anderes, als an mich selbst."

„Du liebst nicht und glaubst an nichts? Mein Gott, wie schrecklich!"

„Ich wollte lieben, ich habe geliebt, aber die Verachtung hat die Liebe getötet. Seit kurzem fühle ich die überwältigende Auferstehung der Liebe in mir. Wird die Verachtung sie wieder töten?"

„Wenn du wahrhaft liebst," antwortete Costanzita langsam, als ob es sie Mühe koste, zu sprechen, und sie sich dessen schämen und die Worte abwägen müsse, um nicht zuviel zu sagen, „wenn du wahrhaft liebst, wie ich es glaube, wer dürfte dich darum verachten? Der Dichter sagt: ‚Amor a nullo amato amar perdona', und wenn ein Mann von deinem Werte so liebt, so muß diese Liebe mächtig sein und unaufhaltsam wie der Tod."

„Der Dichter lügt," sagte Don Faustino, „oder wenn das die Regel ist, so bin ich eine Ausnahme von der Regel. Erinnere dich, Costanza: ich liebte dich einst und du liebtest mich nicht. Jetzt liebe ich dich noch mehr. Liebst du mich?"

Die Marquise bereute ihre Worte und erschrak heftig über diejenigen Faustinos und die Leidenschaft, mit welcher er sie sprach. Sie fühlte, daß eine magnetische Kraft, eine höhere Macht sie zu Faustino hinzog; aber das Verbrecherische, Unwürdige, der Verrat am Marquis, dem sie so viel Dank schuldete, hielt ihr Gewissen wach und verworrenen Sinnes, Reue empfindend über das Geschehene, erwiderte sie demütigtraurigen Tones: „Faustino, ich that unrecht; es war schlecht von mir, abscheulich, daß ich dich damals nicht geliebt. Verlange nicht von mir, daß ich jetzt noch schlechter, noch abscheulicher handle, indem ich dich liebe, jetzt, da ich nicht mehr frei bin."

„Ich verlange nichts, Costanza. Die Liebe läßt sich nicht erzwingen. Wenn du es vermagst, mich nicht zu lieben, liebe mich nicht! Ich liebe dich, liebe dich bis zum Wahnsinn!"

Faustino fiel der Marquise zu Füßen.

„Steh auf, beruhige dich. Gott, mein Gott, fasse dich doch! Es könnte jemand kommen."

„Liebe mich!"

„Habe Mitleid. Laß mich! Fliehe von hier! Was soll aus uns werden, großer Gott?"

„Liebe mich, Costanza!"

„Ach, ja ... ich liebe dich!"

Der Doktor schloß die halbohnmächtige Marquise voll Glut in die Arme und ihre Lippen vereinigten sich.

Plötzlich stieß sie einen erstickten Schrei aus und warf mit beiden Händen den Doktor heftig zurück.

„Ich bin verloren!“ brachte sie mühsam und keuchend hervor.

Die heftige Leidenschaft hatte sie beide der Welt entrückt und gefühllos gemacht gegen ihre Umgebung. Sie waren wie von Sinnen.

Sie hörten nicht, wie der Marquis von Guadalbarbo das Zimmer betrat.

Der Doktor und die Marquise versuchten eine geziemende Haltung anzunehmen. Doch welche Bestürzung malte sich in den Mienen des einen und des anderen! Welche Verwirrung und welche Scham malte sich auf beider Antlitz!

Dagegen zeigte der Marquis sich so heiter und zufrieden wie immer. Hatte der Teufel ein Wunder bewirkt? Hatte er den Marquis mit Blindheit geschlagen, daß er nichts bemerkte?

„Costanzita, mein liebes Kind,“ sagte der Marquis, indem er seine Frau wie gewöhnlich anredete, wobei er stets nicht nur seiner Liebe zu ihr Ausdruck gab, sondern auch den Altersunterschied zwischen ihnen betonte, „geht es dir besser? Ich war beunruhigt und wollte noch nach dir sehen, bevor ich ins Ministerium gehe ... Oh, Faustino! Du bist hier?“

Der Marquis drückte dem Doktor die konvulsivisch zuckende Hand.

Der Marquise war die Kehle wie zugeschnürt und sie brachte mühsam hervor: „Es geht mir besser.“

Der Marquis hatte entweder nichts gesehen oder hatte nichts sehen wollen, oder er hatte Mitleid mit der Angst und Qual dieser Unglücklichen.

Er sagte, daß der Minister ihn erwarte, und verließ das Haus.

Don Faustino und Costanzita waren wieder allein. Ihre Verzweiflung entsprang nicht der eben bestandenen Gefahr, sondern der Erkenntnis ihrer Sünde. Durch diese Umarmung, diesen Kuß hatte die Marquise die Ehre, die Liebe und das edle Vertrauen des Marquis, des Vaters ihrer Kinder, beleidigt. Der Doktor hatte den Freund verraten, dem er Freundschaft und Achtung schuldete, und hatte ihm sein Liebstes stehlen wollen.

In diese qualvollen Gedanken versunken, sprachen beide lange nichts, bis die Marquise sich aufraffte und sagte:

„Geh jetzt, geh! Ich bin verloren!“

„Vielleicht doch nicht," sagte der Doktor. „Vielleicht hat er doch nichts gesehen. Gewiß nicht ... er hat nichts gesehen ... der Himmel hat uns beschützt."

„Der Himmel sagst du? Die Hölle ... vielleicht."

„Sei es darum. Wenn du nur nicht darunter leiden mußt."

„Faustino, geh, laß mich allein; du thust mir im tiefsten Herzen weh."

Der Doktor ging und verließ niedergeschlagen, still und nachdenklich das Haus.

„Wäre es möglich, daß der Marquis nichts bemerkt hat?" fragte er sich. „Es ist unmöglich. Er mußte sich verstellen oder uns beide auf der Stelle töten. Sollte er an ihr sich rächen wollen? Das muß ich verhindern. Ich muß sie schützen."

Während er seinen Gedanken nachhängend weiter schritt und um eine Ecke bog, näherte sich ihm ein Mann. Er erkannte sofort in ihm den Marquis von Guadalbarbo.

„Ich habe dich erwartet," sagte der Marquis, „folge mir."

Der Doktor folgte ihm schweigend.

Ganz in der Nähe stand der Wagen des Marquis.

„Steige ein," sagte derselbe zum Doktor und Don Faustino stieg ein.

Sodann stieg der Marquis ein, setzte sich an Don Faustinos Seite und sagte zum Diener: „In die Villa!"

Der Wagen setzte sich in Bewegung.

Die Insassen wechselten kein Wort. Der Doktor mußte erkennen, daß der Marquis alles wußte.

Endlich erreichten sie die eine halbe Meile von Madrid gelegene Villa. Sie traten in einen Salon, den der Marquis beleuchten ließ.

Nachdem der Diener die Herren verlassen hatte, öffnete der Marquis den Schrank, entnahm demselben eine Kassette und dieser zwei Pistolen, die er auf den Tisch legte. Dann brach er das Schweigen und sagte mit der denkbar größten Ruhe zu Don Faustino:

„Du bist ein Räuber, den ich niederschießen kann wie einen Hund. Du hast mir mein Liebstes gestohlen, hast mein Vertrauen mißbraucht, meine Freundschaft verraten. Aber ich will trotzdem, daß wir mit gleichen Waffen kämpfen. Nicht will ich aber, daß man erfährt, daß ich dich töte und warum ich dich töte. Denn meine und meiner Familie Ehre darf nicht befleckt werden. Unser Duell darf keine Zeugen haben. Nur Gott allein soll unser Zeuge sein. Meine Dienerschaft wird nichts verraten; der Lakai, der mich begleitet und der Mann,

der dieses Haus bewacht, sind zwei Engländer von großer Treue und Verschwiegenheit, die mir seit Jahren dienen. Nimm eine von diesen Pistolen, ich werde die andere nehmen. Jetzt folge mir," sagte der Marquis und öffnete eine Thür, die in den Garten führte. Alles war still. Der Mond schien hell. „Wir werden uns weit vom Hause entfernen, damit man die Schüsse nicht hört. Wir werden uns dreißig Schritt voneinander entfernt aufstellen. Dann erheben wir die Waffen und gehen aufeinander zu. Jeder kann losdrücken, wenn es ihm beliebt. Wenn deine Hand nicht sicher ist, warte, bis du mir die Pistole auf die Brust setzen kannst."

Nach diesen ernsten Worten durchschritt der Marquis, von Don Faustino gefolgt, den großen Park, bis sie einen großen baumlosen Platz erreichten.

Don Faustino hätte gerne gesprochen, allein aus Furcht, der Marquis könne denken, er wolle sich entschuldigen, begnügte er sich zu sagen: „Costanza ist unschuldig."

„Ich weiß es," antwortete der Marquis. „Darum räche ich mich nicht an ihr, sondern an dir."

Der Marquis zählte die Schritte ab und beide nahmen Stellung.

„Vorwärts," rief der Marquis und beide erhoben die Waffen und schritten aufeinander zu.

Der Marquis hatte den Ruf eines guten Schützen, und in dem Bewußtsein seiner Ueberlegenheit war es ihm peinlich, den ersten Schuß zu geben.

Mehr als die Hälfte der Strecke hatten sie zurückgelegt.

Der Erhaltungstrieb und die Furcht, an seinem Gegner nicht Rache üben zu können, bemächtigten sich des Marquis. Er fühlte sein Herz heftig schlagen und der aufgeregte Puls machte seine Hand zittern. Er konnte sich nicht länger beherrschen und drückte los. Er sah Don Faustino schwanken; aber gleich darauf ging Don Faustino sicheren Schrittes wieder vorwärts, die Waffe auf seinen Gegner gerichtet, bis er demselben so nahe gegenüberstand, daß seine Waffe die Brust Guadalbarbos berührte. Das Antlitz des Doktors, das vom Monde beleuchtet war, hatte einen ergreifenden Ausdruck tiefer Traurigkeit und flößte dem Marquis in jenem Augenblick Entsetzen ein.

Tausend Gedanken bestürmten Don Faustino in diesem Augenblick. Sollte er den Mann töten, den er so tief beleidigt? Nie hätte er sich das verzeihen können.

Er schleuderte die Pistole weit von sich, die mit dem

Schusse, den sie im Niederfallen entlud, niemand traf. Im nächsten Augenblicke rief Don Faustino aus: „Ach, mein Gott!“ und er fiel leblos zu Boden.

Der Marquis beeilte sich, ihn aufzuheben und wurde, als er ihn aufheben wollte, gewahr, daß er mit Blut bedeckt war.

„Meine Kugel hat ihn getroffen! Er ist verwundet! Wenn er stirbt ... die Kugel traf die Brust ... Verflucht sei! ...“

Während der Marquis diese abgerissenen Worte ausrief, wußte er nicht, wen er beschuldigen, wen er verfluchen sollte. Er, der vor Augenblicken außer sich war, daß er Don Faustino nicht getötet hatte, war jetzt außer sich, daß er ihn verwundet hatte. Er, der um jeden Preis niemand von diesem Zweikampf hatte wissen lassen wollen, rief jetzt nach Kräften um Hilfe und lief wie wahnsinnig dem Hause zu.

„Peter! Thomas! Schnell! ... Hierher!“

Endlich kamen die beiden.

Mit ihrer Hilfe legte der Marquis dem Verwundeten einen Notverband an und jagte mit ihm im Galopp der Stadt zu.

Dort angekommen, übergab er ihn der Obhut eines Arztes, der, obwohl die Kugel die Brust durchbohrt hatte, doch Hoffnung auf Genesung gab, und trug umfassende Vorkehrungen für eine gute Verpflegung des Kranken, den er dann verließ.

Der Leser wird sich erinnern, daß der Marquis zu Don Faustino gesagt hatte, daß er an Costanzitas Unschuld glaube, aber das hatte er nur aus Stolz behauptet. Er war nicht blind und hatte alles gesehen, was sich zugetragen hatte. Als er sich mit dem Doktor schlug, glaubte er seine Frau ebenso schuldig als ihn. Zum Glück oder zum Unglück geschehen unerklärliche Wunder im Schoße einer Familie. Thatsache ist es, daß Costanzita aus der langen Unterredung, welche sie noch in derselben Nacht mit dem Marquis gehabt, rein und unschuldig wie früher hervorging. Nach und nach änderte sich die Meinung des Marquis und seine Eindrücke erfuhren einen günstigen Wechsel. Die Umarmung erschien ihm weniger leidenschaftlich und mehr freundschaftlich. Costanzita erschien dabei seinem Gedächtnisse mehr widerstrebend, als hingebend, mehr wie ein Opfer, nicht wie eine Sünderin. Die Lippen des Doktors stiegen auf dieselbe Weise immer höher vom Munde Costanzitas, wo der Marquis sie zuerst gesehen hatte, bis zu ihrer Stirne, die dieselben nur leicht wie ein Hauch berührten.

Die Thatsache allein, daß er die beiden so hatte überraschen können, zeugte dafür, daß keine böse Absicht sie zusammengeführt; er mußte sich wahrlich, so sagte er zu sich

selber, im Vergleich zu den meisten anderen Ehemännern noch glücklich preisen. Auch den Doktor, dem er ja auch das Leben verdankte, wußte er schließlich zu entschuldigen: „Sie ist eben so schön ... so verführerisch, ohne es zu wollen! Und der Aermste, der sie einst heiraten sollte, ist so unglücklich!" Nachdem das Ereignis solchermaßen immer mehr an Bedeutung verlor, konnte der Marquis sich leicht damit abfinden. Ja, er konnte sogar nicht umhin, die Tugend und Beständigkeit seiner Frau zu bewundern, wenn er an ihre unzähligen Verehrer dachte, worunter nicht wenige waren, die jedermann wegen ihrer auffallenden Beredsamkeit, Eleganz und Schönheit begehrenswert erscheinen mußten, und die sie alle trotzdem um seinetwillen verschmäht hatte. Siebzehn Jahre erprobter Treue mußten ihm doch eine Garantie sein für die folgenden.

Dann dachte er an seine so innig geliebten Söhne und freute sich, daß er das herrliche Geschöpf, das ihm dieselben geschenkt hatte, von aller Schuld freisprechen durfte, und er zitterte bei dem Gedanken, daß sie krank werden könnte durch die Aufregungen, die er ihr bereitet. Er dachte an die Pflege, die Zärtlichkeit, die tausend Liebesbeweise, durch welche Costanzita ihn entzückt hatte. Wie sollte er sie, sein ganzes Glück, entbehren? Er würde sterben vor Schmerz. Und Costanzita, so stolz und edel, auch sie würde sterben vor Scham, wenn sie sich trennen würden. Warum nicht aus Schmerz? Wie? Denn Costanzita liebte ihn.

Wohl war er nicht mehr jung, allein das Herz altert nicht, und die Frauen sind im allgemeinen, und Costanzita im besonderen, tausendmal geistiger in ihrer Auffassung der Liebe.

Infolge dieser und anderer Erwägungen war der Marquis sehr geneigt, alles zu verzeihen, und am Ende war es Costanzita, die zu verzeihen hatte, und sie verzieh auch wirklich dem Marquis, daß er an ihr gezweifelt. Dann bestieg sie majestätisch von neuem ihren goldenen Thron, den sie als Göttin der Keuschheit, Schönheit und Eleganz stolz behauptete. Der Marquis war so heiter, glücklich und zufrieden wie ehedem.

Don Faustino war der einzige, der auf dem Altar des ehelichen Glückes geopfert wurde.

Dreißigstes Kapitel.

Da Don Faustino weder eine politische Persönlichkeit, noch ein populärer Poet war, denn seine große Epopöe sollte immer noch geschrieben werden, noch ein berühmter Philosoph, denn sein System war immer noch in der Erschaffung begriffen, so kannten ihn nur wenig Personen in Madrid. So machte das Duell nicht viel von sich reden. Auch die Blätter erwähnten desselben nicht. Die wenigen, die darum wußten, hatten Grund darüber zu schweigen und schwiegen.

Die wenigen Personen, die ihn kannten, schätzten oder liebten, kamen, um sich nach dem Befinden Don Faustinos zu erkundigen, und da man ihnen sagte, daß er schwer krank sei und niemand sehen dürfe, begnügten sie sich damit und gingen.

Die Frau des Hauses, welche den Doktor lieb gewonnen hatte, weil er stets freundlich gegen sie gewesen, obwohl sie alt und häßlich war, pflegte ihn mit Aufopferung.

Auch der Arzt that sein Bestes, da ihm der großmütige Marquis von Guadalbarbo den Kranken auf die Seele gebunden hatte.

Gleich nachdem man ihn zu Bette gebracht hatte, verfiel er in ein furchtbares Fieber und war vollständig bewußtlos.

Der Marquis kam zweimal, um sich zu erkundigen, wie es Don Faustino ging, und der Doktor gab ihm beruhigende Mitteilungen.

Gegen Abend am selben Tage hatte der Doktor noch einen seltsamen Besuch. Trotzdem der Arzt auf das strengste jeden Besuch bei dem Kranken untersagt hatte, konnte die Pflegerin den Bitten nicht widerstehen, die eine schöne Dame an sie richtete, welche darauf bestand, Don Faustino zu sehen, da sie ihm Dinge von größter Wichtigkeit mitzuteilen habe.

„Señor Don Faustino,“ sagte die Wärterin, als sie beim Kranken eintrat, „draußen ist eine Dame, die Sie zu sehen wünscht. Wird die Unterhaltung mit ihr Ihnen nicht schaden? Soll ich sie eintreten lassen?“

„Wer ist es?“ fragte der Verwundete erregt, da er dachte, es könnte Costanzita sein.

„Es scheint eine Französin zu sein.“

„Hat sie ihren Namen genannt?“

„Ja, mein Herr; sie nennt sich Doña Etelvina ...“

Der Doktor dachte, Costanzita habe zu ihrer Sicherheit diesen Namen genannt.

„Die Dame soll eintreten,“ sagte der Doktor.

Doña Etelvina, die nicht auf sich warten ließ, verbreitete bei ihrem Eintritt einen durchdringenden Parfümgeruch. Ihre Erscheinung war die verkörperte neueste Mode mit einem Anstrich von Distinktion. Sie war graziös und schien hübsch zu sein, trotz oder vielleicht wegen der Schminke, die ihr Gesicht mit künstlich verteilter weißer und roter Farbe bedeckte, während dunkle Striche unter den Augen die Schönheit der letzteren erhöhten.

„Sie vergessen aber Ihre Freunde schnell, Don Faustino! Erinnern Sie sich meiner nicht?“

„Verzeihen Sie; aber aufrichtig gestanden ... nein.“

„Ich bin das frühere Kammermädchen der Marquise von Guadalbarbo; haben Sie Manolilla ganz vergessen?“

Don Faustino erinnerte sich undeutlich der einstigen Flamme Respetillas und sagte: „Ja, ich entsinne mich.“

„Ich nenne mich jetzt Etelvina, weil Manolilla zu prosaisch und gewöhnlich klingt. Ich habe der Marquise viele Jahre gedient, dann habe ich geheiratet und als mein Mann starb, Gott lasse ihn in Frieden ruhen, bin ich, unsere beiderseitigen Ersparnisse zusammennehmend, Modistin geworden. Und wenn Don Faustino nicht in einer Traumwelt lebte, müßten Sie schon von dem ausgezeichneten Salon der Etelvina gehört haben; denn in ganz Madrid ist niemand bekannter und gesuchter als ich.“

„Das freut mich, freut mich. Aber was führt Sie zu mir?“

„Ich komme im Namen der Marquise. Sie kann nicht selbst kommen. Sie würde sich dadurch kompromittieren,“ fügte sie leise hinzu.

Der Doktor seufzte.

„Ich bringe Ihnen einen Brief von ihr. Können Sie denselben lesen, ohne sich zu sehr anzustrengen?“

„Ja,“ antwortete Don Faustino.

Manolilla gab ihm den Brief und leuchtete ihm mit einer Kerze, während er las, was folgt:

„Faustino! Ich kenne Deinen Edelmut. Wie dankbar bin ich Dir! Den Vater meiner Kinder, meine Stellung in der Welt, meine Ehre, alles danke ich Dir. Denn ohne Deine edle That wären ich und meine Kinder heute entehrt. Ich habe Dich geliebt, aber jetzt liebe ich Dich noch tausendmal mehr. Die Dankbarkeit stählt die Liebe. Obwohl mein Mann mich versichert, daß keine Gefahr vorhanden sei, sende ich meine einzige Vertrauensperson, Manolilla, um sichere Nachrichten über Dich zu bekommen. Ich muß jeden Verdacht fernhalten, und kann deshalb unmöglich selbst kommen. Nicht aus Egoismus wage

ich diesen Schritt nicht, sondern aus Dankbarkeit gegen den Marquis. Ich verdanke ihm so viel, er ist so gut, so glücklich in seinem Glauben an meine Liebe zu ihm, und wäre so tief unglücklich, wenn ich ihm diesen Glauben rauben würde, daß ich es nicht übers Herz bringen kann. Gott verzeihe es mir. Und deshalb muß unsere Liebe noch verborgener bleiben, als bisher, und muß so rein bleiben, daß weder Du noch ich uns derselben zu schämen haben. Von dieser ernsten, reinen Liebe getrieben, schreibe ich Dir, weil ich Deine edlen Gesinnungen kenne und denke, daß Du Dich meinethalb beunruhigst. Gott gebe, daß meine Zeilen Dich beruhigen und Balsam auf Deine Wunden seien. Gott, der meine gute Absicht kennt, gebe, daß Du bald gesundest, wie es sehnsüchtig wünscht und von ihm erfleht Deine Dich liebende Cousine Costanza."

Der Doktor verstand nicht ganz, was Costanzita damit meinte, daß sie jeden Verdacht fern halten müsse. Der Marquis hatte doch alles gesehen und ihm zum Beweis dessen eine Kugel in die Brust gejagt.

„Aber es scheint, daß Costanza das Unmögliche möglich gemacht und das Zeugnis seiner eigenen Augen Lügen gestraft, aber zu spät für mich."

Doch bald legte sich die Bitterkeit, die sich seiner bemächtigt hatte. Er war schwach, aber engelgut. Es gereichte ihm wahrhaft zum Trost, daß Costanzita alle Zweifel des Marquis zu zerstreuen gewußt hatte.

Er suchte sich auch mit der platonischen Liebe, die sie ihm anbot, abzufinden, und auch dies gelang ihm, dank seiner durch den großen Blutverlust gesteigerten Schwäche.

Doña Etelvina, die, trotz vieler Eigenschaften von sehr zweifelhaftem Wert, ihre Herrin Costanzita wirklich vergötterte, überlegte sich, daß der Brief, den Don Faustino empfangen hatte, Costanzita kompromittieren könnte, im Falle dieser sterben sollte und man den Brief vorfände; sie nahm ihm daher den Brief aus den Händen und zerriß ihn in kleine Stücke. Dann verabschiedete sie sich auf das freundlichste vom Doktor und ging direkt zu Costanza, um dieselbe so schnell als möglich von dem Erfolg ihrer Mission zu unterrichten und zu versichern, daß Don Faustino sehr bald wieder hergestellt sein werde.

Als der Arzt den Kranken wieder besuchte, war die Luft im Zimmer noch von dem starken Parfümgeruch erfüllt.

„Was ist das für ein entsetzlicher Geruch?" sagte der Doktor zur Wärterin. „Wer ist hier gewesen? Wollen Sie den Armen töten?"

Die Frau gestand, durch den Arzt eingeschüchtert, daß Doña Etelvina dagewesen, obwohl der Doktor sie durch Zeichen zum Schweigen veranlassen wollte.

Der Doktor verbot hierauf noch strenger jeden Besuch beim Kranken, und erriet, als Mann von Welt, leicht den Zusammenhang in der Geschichte dieser Verwundung und dachte, daß Don Faustino, für den er lebhafte Sympathien empfand, aus dem gräflichen Hause, wie sehr man sich auch für ihn interessierte, keine Pflege erwarten könne, und fragte die Wärterin, da sein Zustand, obwohl er es dem Marquis verheimlichte, um ihn nicht aufzuregen, ihm sehr bedenklich schien: ob sie nichts von Verwandten oder Freunden Don Faustinos in Madrid wisse.

„Wer kein Geld hat, hat keine Freunde," erwiderte die Frau. Aber nichtsdestoweniger teilte sie dem Arzte mit, daß sie Don Faustino oft von seinem Verwalter Respetilla habe sprechen hören, und auch von einem gewissen Pater Piñon, der auch in seinem Heimatsorte Villabermeja wohne.

Der Arzt sandte ein Telegramm an Respetilla und ein anderes an Pater Piñon, in dem er mitteilte, daß Don Faustino gefährlich erkrankt sei; denn er wollte nichts versäumen, was dem Kranken nützen konnte.

Don Faustinos Zustand verschlimmerte sich seit jenem Abend, wie es der Arzt vorausgesehen, von Tag zu Tag. Er verlor vollständig das Bewußtsein.

„Was glauben Sie? Wie steht es mit unserem Kranken?" fragte die Wärterin den Arzt voll Teilnahme.

„Warum soll ich es Ihnen verheimlichen; er ist in großer Gefahr."

„Werden Sie ihn retten können?"

„Ich weiß es nicht."

„Wie lange wird es zweifelhaft sein?"

„Vielleicht zwanzig Tage lang. Thun Sie Ihr möglichstes. Vielleicht gelingt es uns, diesen Unglücklichen zu retten."

Wenn das furchtbare Fieber ein wenig nachließ, überkam Don Faustino eine ungeheure Schwäche. Aber sein vom Körper unabhängiger Geist arbeitete, wenn auch sehr verworren, ununterbrochen.

Manchmal sah er den Tod vor Augen und glaubte, von einer Bergesspitze in einen finsteren Abgrund zu stürzen. Es gewährte ihm eine schmerzliche Freude, in den ewigen Frieden einzugehen, der seiner wartete. Er glaubte dann, sich dem ewigen Meer zu vereinen und alle Wesen mit gleicher Liebe zu um-

fangen. Es gab für ihn dann keinen Egoismus, keinen Kampf, keinen Krieg mehr. Dann that es ihm wieder weh, daß sein Wesen, sein Name aus dem Lebensbuche für immer gelöscht werden sollte. Die ganze poetische Harmonie seiner Seele, alle die göttlichen Gedanken, welche dieselbe erfüllt hatten, sollten vergehen, ohne ein Echo wachzurufen, ohne das Licht des Tages erblickt zu haben! Indem er in den finsteren Abgrund stürzte, sah er Costanzita, die ihn lieblich anlächelte und zu sich rief zum Genuß der reinen Liebe, von der sie in ihrem Briefe sprach. Don Faustino wollte ihre Hand erfassen, damit sie ihn aufhalte, aber Costanzita zog ihre Hand entsetzt zurück, aus Furcht von dem Geliebten mit in den Abgrund gerissen zu werden. Während dessen kam der Marquis von der anderen Seite und rief: „Wie glücklich bin ich! Costanzita liebt mich so sehr!“

Don Faustino beneidete ihn um sein Glück.

Die Erinnerungen an Villabermeja, an die Nava, an Rosita, an seine Mutter, an die alte Vicenta kamen, das Hirn des armen Verwundeten noch mehr zu verwirren, in tausend verschiedenen phantastischen Gestalten.

Die Zeit verstrich, ohne daß der Kranke eine Empfindung dafür hatte, aber eines Tages war es ihm, als ob er in Wirklichkeit und nicht in der Phantasie fühle, daß man seine Hand erfaßte, daß man ihn mit traurigen Blicken betrachtete und daß ihm Pater Piñon und Respetilla einige Trostesworte zuflüsterten.

Dann verfiel er wieder in Lethargie und bald darauf wieder in heftiges Delirium.

Immer wieder sah er die Gestalt der Coya und das Antlitz Marias, als ein einziges Wesen, als einen einzigen Geist sich zu seinen Häupten setzen, ihn pflegen, ihn küssen und eine weiche, liebevolle Hand auf seine heiße Stirn legen.

Plötzlich hatte der Doktor eine andere süße und trostreiche Vision. Es war ihm, als sähe er seine eigene Seele, die durch den Schmerz von jedem Fleck gereinigt, eine überirdische Form göttlicher Schönheit annahm. Es war eine Madonna in der ersten Blüte der Jugend. Ihre blauen Augen glänzten wie Saphir, ihr rotblondes Haar wie Gold; ihr Lächeln wie die heilige Hoffnung eines anderen, besseren Lebens. Der Doktor erkannte sich selbst in dieser Vision, in diesem lebenden Wesen. Alle seine schönsten Ideale, seine Träume hatten sich in dieser überirdischen Gestalt verwirklicht. Die Madonna, so erschien sie ihm, sah ihn mit unendlicher Zärtlichkeit an und Don Faustino liebte sie, als ob sie seine eigene Seele wäre, mehr als sich selber und sein ganzes Denken vereinigte sich in ihr. Ihm war,

wenn sie das Zimmer betrat, als ob ein heiliger Friede in seine Seele einziehe.

Nach und nach wurde es klarer im Kopfe Don Faustinos. Der Nebel, durch den sein Auge bisher alles gesehen, verschwand allmählich.

Das Bewußtsein kehrte endlich zurück und mit demselben das Gefühl seiner physischen Schmerzen, seiner Schwäche und seines schrecklichen Zustandes. Eine tiefe Traurigkeit bemächtigte sich seiner und Thränen liefen über seine eingefallenen Wangen herab. Plötzlich sah er mit unbeschreiblicher Freude, ganz in seiner Nähe, mit allen Anzeichen wirklichen Lebens, nicht durch einen Nebelschleier wie vorher, sondern klar und deutlich die jugendliche Erscheinung, die er im Traume gesehen zu haben glaubte. Es war sein treues Abbild, in idealisierter Schönheit, blühender Jugendfrische und Gesundheit und reinster Unschuld.

Mit großer Anstrengung und gebrochener Stimme sagte Don Faustino: „Wer bist du?"

„Irene bin ich, Irene," antwortete das Mädchen mit süßer Stimme, die im Herzen des Leidenden wie himmlische Musik widerhallte.

In demselben Augenblicke betrat eine andere Frauengestalt das Zimmer. Der Doktor sah sie deutlich mit vollem Bewußtsein, denn er war seiner Sinne wieder vollkommen mächtig. Jene Frau war noch schön, aber ein freudloses Dasein, der Schmerz, die Entsagung hatten in ihrem Antlitz ihre Spuren eingegraben. Es war Maria.

„Geliebte meiner Seele!" rief er aus, „Maria! Meine Gattin!" fügte er noch hinzu.

Beide Frauen beugten sich über ihn, küßten ihn und baten ihn inständigst, um Gottes und um ihretwillen ruhig zu bleiben und sich nicht aufzuregen.

Die Hausfrau und Pflegerin Don Faustinos hatte jetzt gute Tage. Allen ihren früheren Mietern hatte sie gekündigt und beherbergte jetzt Pater Piñon und Respetilla und, was für sie das Wichtigste war, den steinreichen Don Juan Fernandez mit seiner Nichte Doña Maria und deren Tochter, die herrlich schöne Señorita Doña Irene, und außerdem noch die Dienerschaft dieser noblen Herrschaft, die zum Unterschied von ihren früheren Mietern reichlich und pünktlich zahlten.

Don Juan Fernandez, ein Bruder Joselitos, der als Millionär nach langen Seefahrten nach Villabermeja zurückgekehrt war, hatte mit seiner Nichte Maria, die er adoptierte und mit Marias Tochter Irene lange in Amerika gelebt. Er

hatte mit den Damen Italien, Deutschland, England und Frankreich bereist, und sie waren gerade in Paris, als sie von Pater Piñon ein Telegramm erhielten, das sie über den Zustand Don Faustinos aufklärte. Die ganze Familie fuhr sofort mit dem nächsten Eilzuge nach Madrid und logierte sich in dem wenig behaglichen Hause, in welchem Don Faustino lag, ein, um ihn nach Kräften zu hegen und zu pflegen. Maria und Irene teilten dem Onkel Juan voll Freude mit, daß Don Faustino wieder seiner Sinne mächtig sei, und sie nahmen dies als sicheres Zeichen beginnender Genesung.

Eines Tags aber, als der Arzt den Kranken wieder gesehen und untersucht, bat er um eine Unterredung mit Don Juan, zu dem er sagte: „Mein Herr, ich bedaure unendlich, Ihnen mitteilen zu müssen, daß das plötzliche Aufhören des Deliriums kein gutes Symptom ist. Ich fürchte, daß Doktor Faustino in die dritte Periode seiner Krankheit getreten ist, die er kaum überdauern wird. Sein Aussehen ist schlimm, er ist schreckhaft blaß, seine Augen blicken unheimlich groß, der Puls geht nur noch schwach. Ich fürchte, daß er sehr bald in Agonie verfallen wird, denn nach meinem Ermessen sind alle Anzeichen dafür vorhanden."

Don Juan übernahm die traurige Aufgabe, Maria der hoffnungsfreudigen Täuschung, der sie sich hingegeben hatte, zu entreißen und sie auf das Schlimmste vorzubereiten.

Maria war tief erschüttert, aber sie trug ihren großen Schmerz mit der Ergebung und Fassung, die schwergeprüften Menschen eigen ist.

Die Tochter des Räuberhauptmanns hatte, obwohl sie inzwischen eine reiche Erbin geworden, nicht daran gedacht, ihren Geliebten wieder aufzusuchen, geschweige zu heiraten. Sie fürchtete zu sehr, daß ihr und Don Faustinos Geist, die sie mit ihrem Liebesfanatismus durch ewige Bande vereint glaubte, wenn sie als zwei Hälften eines Ganzen, durch einen unglücklichen Zufall im Leben zerrissen würden, auch im ewigen Leben getrennt bleiben müßten.

Nun aber, als der Sterbende im Vorgefühl seines Todes den Wunsch aussprach, Maria solle sein angetrautes Weib werden, zögerte sie nicht, seinem Willen zu gehorchen, und rief selbst Pater Piñon herbei, um ihn von der bevorstehenden Vermählung zu unterrichten.

Das Wiedersehen mit seiner ewigen Freundin und die Lichterscheinung seiner wunderschönen Tochter hatten Don Faustino freudig belebt und süße Hoffnung und tröstlicher Glaube zogen

in das Gemüt des Dahinscheidenden, der diese Gefühle so lange und schmerzlich entbehrt hatte.

Wenige Stunden später wurde unter dem Beistand Don Juan Fernandez', des Arztes Doktor Calvo, Respetillas und der Hausfrau durch Pater Piñon, nach eingeholter Erlaubnis, die Trauung des Don Faustino Lopez de Mendoza und Marias, der Tochter von Joselito el Seco feierlich vollzogen. Es war eine traurige Vermählung; kein Auge blieb trocken und die Angehörigen Don Faustinos weinten heiße Thränen.

Das Jawort, das er Maria vor dem Priester gab, war Don Faustinos letztes Wort.

Noch steht das stolze Schloß der Mendozas und auch das Bild der Coya, welches Maria, wie Don Juan Fernandez versichert, wirklich sprechend ähnlich sein soll, ist dort noch vorhanden.

Don Juan hatte das Schloß der Mendozas angekauft, weil er den Wohnsitz dieser edlen Familie, deren letzte Glieder so unglücklich gewesen und seinem edlen Herzen so nahe gestanden, und deren Andenken er hoch halten wollte, keinen fremden Händen überlassen mochte.

Respetilla, der inzwischen Jacintica, die frühere Gesellschafterin Rositas, geheiratet hatte und Vater mehrerer Kinder war, verblieb in seiner früheren Stellung als Verwalter und bewohnt mit seiner Familie das untere Stockwerk des Hauses, mit der Heiterkeit, die ihn stets auszeichnete, sein Glück genießend. Der erste Stock ist verschlossen und der Erinnerung geweiht. Nur die Geister vermögen dort einzudringen, vorausgesetzt, daß es ihnen belieben sollte, die Räume aufzusuchen, wo sie gelebt, geliebt und gelitten haben.

In einer Kammer des Hauses lebt auch noch die alte Amme Vicenta, die sich nur dem Andenken ihres geliebten unvergeßlichen Faustinito widmet.

Die treue Alte bewahrt in einer Truhe, wie die allerkostbarsten Reliquien, Don Faustinos Doktorhabit, die Uniform der Nationalmiliz und die Uniform, die er als Mitglied der Ritterschaft von Ronda trug, und zeigt dieselben mit unendlichem Stolz.

Don Juan aber pflegt beim Anblick derselben zu sagen, indem sein ganzer Haß gegen die Illusionen, die noch im heutigen Spanien grassieren, dadurch wachgerufen wird: „Diese Gegenstände versinnbildlichen den Untergang meines Neffen. Das Doktor-

habit die Eitelkeit in der Wissenschaft, die Pedanterie in der Philosophie, die Zweifel und die Unsicherheit in allem, was gesunde Energie im Leben verlangt. Die Uniform der Nationalmiliz ist ein Wahrzeichen der Verwirrung, der Unruhen und der Unordnung, die wir aus der Freiheit gewonnen haben; und die Ritteruniform von Ronda ist das Symbol der Adelsmanie, durch welche die Trägheit, die Verschwendungssucht und die Unfähigkeit zu jenen Leistungen großgezogen wird, welchen die Nationen Größe und Wohlstand verdanken.

Ende.

UNIVERSITY OF MINNESOTA
wils
864V23 JI
Valera, Juan, 1824-1905.
Die Illusionen des Doktor Faustino / von
3 1951 002 312 589 Y

WILSON
ANNEX
AISLE 72

589 Y
N
X
/2

UNIVERSITY OF MINNESOTA
wils
864V23 JI
Valera, Juan, 1824-1905.
Die Illusionen des Doktor Faustino / von
3 1951 002 312 589 Y

WILSON
ANNEX
AISLE 72